

Michel Aaij, Shannon Godlove (ed.), A Companion to Boniface, Leiden, Boston (Brill Academic Publishers) 2020, XVIII–562 p. (Brill's Companions to the Christian Tradition, 92), ISBN 978-90-04-33851-7, EUR 239,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Patrick Breternitz, Köln

Keine andere Person im Frankenreich aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts wird von der Überlieferung so gut beleuchtet wie der angelsächsische Missionar und Kirchenreformer Bonifatius. Einen eigenen Band in der Reihe »Brill's Companions to the Christian Tradition« hat sich Bonifatius mehr als verdient. Das von Michel Aaij und Shannon Godlove herausgegebene Handbuch vereint insgesamt 18 Aufsätze von namhaften Forscherinnen und Forschern, die sich größtenteils zuvor schon in monografischen Arbeiten oder zahlreichen Aufsätzen mit Bonifatius beschäftigt haben.

Der erste von vier Teilen möchte das Wirken des Bonifatius aus unterschiedlichen Blickwinkeln kontextualisieren. Zunächst zeichnet Rudolf Schieffer in einem souveränen und ausgewogenen Überblick die wichtigsten Stationen, Ereignisse, Erfolge und Misserfolge im Leben des Bonifatius nach und bietet damit sozusagen ein Companion im Companion.

Barbara Yorke nimmt den westsächsischen Hintergrund des Bonifatius in den Blick, der ihn als Teil einer ethnischen Minderheit in einem von einem Nebeneinander von Christentum und Heidentum gekennzeichneten Umfeld stark geprägt habe. Dort erlernte Strategien wie der hohe Stellenwert von Familie und Landsleuten ließen sich bei ihm auch auf dem Kontinent beobachten. Mission benötigte Ressourcen in Form von Personen, Büchern, Vermögen und moralischer Unterstützung, die Bonifatius über sein Netzwerk zu beschaffen versucht habe, wie James Palmer in seinem Beitrag betont. Zur Aufrechterhaltung und Pflege seines Netzwerks habe Bonifatius verschiedene Strategien, etwa den Austausch von Geschenken und die Betonung von Familie, Freundschaft oder Ethnizität und vor allem der gemeinsamen Verantwortung für die Glaubensbrüder angewendet. Der Aufsatz von Felice Lifshitz beschäftigt sich mit den Frauen im Umfeld des Bonifatius, wobei die Autorin einen Schwerpunkt auf die weiblichen Netzwerke der Textüberlieferung legt. Den Frauen im Bonifatiuszirkel schreibt sie ein feministisches Bewusstsein zu, das als Widerstand gegen patriarchale Ideen zu verstehen sei.

Der zweite Teil widmet sich den schriftlichen Quellen von und über Bonifatius. Emily Thornbury betont in ihrem Beitrag über Bonifatius als Dichter und Lehrer, wie stark Bonifatius' Latinität von Aldhelm von Malmesbury geprägt sei. Michel Aaij untersucht



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

die Briefkorrespondenz des Bonifatius. Nach einleitenden Bemerkungen zu Entstehung und Überlieferung der Sammlung beleuchtet er verschiedene thematische Aspekte in den Briefen wie Mission, Gebet oder Freundschaft. Eine Gesamtübersetzung der Sammlung sieht er als dringendes Desiderat der Forschung.

Shannon Godlove widmet den Bonifatiusviten zwei Aufsätze. Im ersten Aufsatz untersucht sie die Vita Willibalds und arbeitet die Parallelen zur Bibel, insbesondere zu den Paulusbriefen, und zu altenglischen Texten wie dem Beowulf heraus. Willibalds Werk habe die Vorleistungen anderer Missionare unterschlagen und sei vermutlich zum Vorlesen gedacht gewesen. Die weiteren bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts entstandenen Viten behandelt sie weniger ausführlich in einem zweiten Aufsatz. Besonders nützlich ist die tabellarische Übersicht über alle Viten am Ende des Beitrags.

Rob Meens untersucht Predigten und Bußbücher, die sich zwar nicht Bonifatius selbst zuordnen ließen, aber einen Eindruck von Predigt und Bußpraxis in der Zeit und Region erlaubten, in der Bonifatius gewirkt habe. Er arbeitet insbesondere enge Bezüge zwischen dem »Excarpus Cummeani« und den in der Briefkorrespondenz hervortretenden Anliegen des Bonifatius heraus. Michael Glatthaar schließt den zweiten Teil des Handbuchs mit einem Beitrag über Bonifatius und die Reformkonzilien ab. Er bespricht im chronologischen Durchgang nicht nur die drei erhaltenen fränkischen Konzilstexte (Concilium Germanicum, Estinnes, Soissons), sondern nimmt auch die erschlossenen Konzilien und weitere von ihm Bonifatius zugeschriebene kirchenrechtliche Texte wie die »Sententiae Bonifatianae Wirceburgenses« oder den sogenannten »Indiculus superstitionum et paganiarum« in den Blick.

Im dritten Teil rücken die Aktivitäten des Bonifatius auf dem Kontinent nach Regionen geordnet in das Blickfeld. Der Beitrag von Michael Moore zu Bonifatius in der Francia weist dabei naturgemäß zahlreiche Überschneidungen zu den bereits genannten Beiträgen Schieffers und Glatthaars auf. Auch wenn die genaue Funktion des Bonifatius bei der Krönung 751 umstritten sei, sieht Moore Bonifatius und seine Kirchenreform als Wegbereiter des Dynastiewechsels.

Unter Einbeziehung archäologischer Quellen beleuchtet John-Henry Clay die christlichen Anfänge und Bonifatius' Aktivitäten in Hessen und Thüringen. Auch wenn Bonifatius hier besonders viele Rückschritte zu erleiden gehabt habe, betont Clay die Bedeutung der unter Bonifatius geschaffenen Strukturen für die weitere Christianisierung. Schwierig zu beurteilen sei auch der Einfluss des Bonifatius in Bayern, wie Leanne Good in ihrem Beitrag herausstellt. Seine Erfolge in dieser Region seien wohl geringer anzusetzen, als dies in der Vita Willibalds geschehe. Als Entgegnung auf das in der Vita verbreitete, einseitige Bild von einer fehlenden Kirchenstruktur in Bayern vor Bonifatius seien in mehreren bayerischen Bistümern hagiografische Texte

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79486](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79486)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

entstanden, um die ältere Vergangenheit der bayerischen Kirche zu rühmen.

Mit einem starken Fokus auf den Quellen schildert Marco Mostert die drei Aufenthalte des Bonifatius in Friesland, die er in die allgemeine Geschichte der Region in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts einbettet. Dem zweiten Aufenthalt (719–721) misst Mostert den größten Einfluss auf Bonifatius zu, da der noch unerfahrene Missionar hier das »Utrechter Modell« der Mission von Willibrord habe erlernen können.

Der vierte und letzte Teil ist dem Nachleben des Bonifatius gewidmet. Petra Kehl geht der frühen Verehrung an den Wirkungsstätten des Bonifatius (Fulda, Mainz, Dokkum und Utrecht, England) nach und verfolgt die Ausbreitung des Bonifatiuskultes im Mittelalter. Die komplexe Bonifatius Erinnerung in Fulda greift Janneke Raaijmakers in einem eigenen Beitrag auf. Sie arbeitet heraus, wie in Fulda die Erinnerung des Bonifatius immer wieder an die Ziele der eigenen Zeit angepasst worden sei. Zwei Aufsätze über Bonifatius als politischen Heiligen im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts von Siegfried Weichlein und über die Verehrung und das Bonifatiusbild in der Moderne mit Schwerpunkt auf Deutschland und den Niederlanden von Michel Aaij runden das Handbuch ab.

Die einzelnen Beiträge ergänzen sich gut und beleuchten Bonifatius' Leben, Wirken und Nachwirken in all seinen Facetten. Positiv hervorzuheben ist, dass unterschiedliche Positionen der Autoren wie beispielsweise bei der Einordnung des sogenannten »Indiculus superstitionum« ausdrücklich transparent gemacht werden. Mehrere Karten erleichtern die Orientierung. Ein detailliertes Personen-, Orts- und Sachregister ermöglicht einen leichten Zugriff. Kleinere Unstimmigkeiten wie »Neuberg« statt Neuburg (S. 310), »Francis Theuws« statt Frans Theuws (S. 528) oder der Bezug auf den von Heinrich Wagner postulierten Schutzbrief Karlmanns (S. 48) ohne Rezeption der im gleichen Band des »Deutschen Archivs« erschienenen Replik Ingrid Heidrichs (67 [2011], S. 625–633) vermögen es nicht, den Wert dieses gelungenen Handbuchs zu schmälern.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79486](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79486)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dariusz Adamczyk, Monetarisierungsmomente, Kommerzialisierungszonen oder fiskalische Währungslandschaften? Edelmetalle, Silberverteilungsnetzwerke und Gesellschaften in Ostmitteleuropa (800–1200), Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2020, XXIV–306 S., 2 Diagr., 14 Kt., 26 Tab. (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, 38), ISBN 978-3-447-11464-6, EUR 64,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sebastian Steinbach, Hannover

Die archäologische und numismatische Forschung hat in den vergangenen Jahren wieder verstärkt den Blick auf das Phänomen der massenweisen Hortung von Edelmetall in Form von Münzen, Barren und Schmuck in den skandinavischen und slawischen Regionen Nord- und Osteuropas im Frühmittelalter gerichtet. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage nach der Funktion und Entwicklung solcher Hortvorkommen für die jeweils dahinterstehenden Gesellschaften. Dariusz Adamczyk fokussiert nun in einer umfassenden Studie den ostmitteleuropäischen Raum zwischen 800 und 1200. Gleich auf dem Buchdeckel introduziert er eine Trias von Fachbegriffen – Monetarisierungsmomente, Kommerzialisierungszonen und Silberverteilungsnetzwerke –, deren präzise Definition für die Debatte um den Grad der Monetarisierung frühmittelalterlicher Gesellschaften im weiteren Forschungsdiskurs von entscheidender Bedeutung sein wird.

Bei der Formulierung seiner einleitenden Fragestellung (S. XI–XIV) geht der Verfasser dabei von der Erkenntnis aus, »dass die Entwicklung der Märkte und die Nutzung von Edelmetallen keineswegs isoliert von gesellschaftlichen, politischen, fiskalischen und kulturellen Prozessen betrachtet werden können« (S. XIV). Hierbei weist er auf eine Dichotomie des Forschungsstandes hin, der sich im Wesentlichen auf den Gegensatz zwischen einer kulturwissenschaftlichen (Archäologie) und ökonomischen (Geldgeschichte / Numismatik) Sichtweise reduzieren lässt: Im ersten Fall dient die Anhäufung von (Münz-)Schätzen der Regulierung und Repräsentation von Macht und Prestige und im zweiten Fall der Akkumulation von Vermögen und der Monetarisierung von Marktbeziehungen (S. XV–XVII).

Im Mittelpunkt stehen die »Gewichtung der einzelnen Motive der Silberhortung« (S. XVIII), die sich nicht gegenseitig ausschließen, und die Feststellung, dass es keine »lineare Entwicklung der Nutzung von Edelmetallen als Zahlungsmittel [...] von primitiveren Formen [...] zur vollständigen Monetarisierung« (S. XVIII) gibt. Zu Recht weist der Verfasser darauf hin, dass in der (polnischen, skandinavischen und deutschen) Forschung



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

bislang der Schwerpunkt vor allem auf der letzten Phase der Silberverwendung in den jeweiligen Zielregionen lag. Die historischen Entwicklungsprozesse hinter dem skizzierten Schlussphänomen und die dahinterstehenden Verteilungsnetzwerke von Edelmetallen wurden dagegen noch nicht ausreichend untersucht, was Dariusz Adamczyk nun am Beispiel Ostmitteleuropas chronologisch geweitet und zugleich geografisch konzentriert unternehmen will.

Die eigentliche Studie zerfällt dabei in zwei Hauptuntersuchungen: Der umfangreichere erste Teil (S. 1–158) beschäftigt sich mit dem »äußeren Umlauf« von Edelmetallen, den »Netzwerke[n] der Silberdistribution, also Geflechte[n], die verschiedene Gesellschaften über kommerzielle, fiskalische, politische, kulturelle oder andere Interaktionsformen miteinander verknüpften« (S. XXII). Unter den näher analysierten Silberverteilungsnetzwerken versteht der Autor »Gruppen von Akteuren, die Systeme bzw. (Infra)Strukturen schufen, die dem Transfer und Umlauf von Silber dienten« (S. 6). Entlang der »Erwerbungsrias« des Silbers, bestehend aus Tributen und Abgaben, Raub- und Beutezügen sowie Handel und Gewerbe, betrachtet er dabei die Entstehung und Transformation verschiedener regionaler Handels-, Tribut- und Raubökonomien keinesfalls als räumlich und zeitlich getrennte, sondern direkt aufeinander bezogene und sich abwechselnde oder ergänzende Systeme.

Dies gelingt ihm durch die geschickte Kompilation von zahlreichen archäologischen (Be-)Funden (Siedlungsreste, Gräberfelder, Handelsobjekte etc.), Münzhorten und Schriftquellen quer durch Europa, die gekonnt aufeinander bezogen und miteinander zu einem äußerst komplexen Gesamtbild verwoben werden. Abgerundet wird die Betrachtung durch sprachgeschichtliche Exkurse als komplementäre Quelle für Handelsbeziehungen – wie beim altrussischen *ščljag* und dessen Beziehung zum altnordischen *skillingr* sowie zum altslawischen *stljaz* und lateinischen *solidus*.

Die Rekonstruktion von Handelswegen erfolgt zumeist durch die Lage von Burgsiedlungen als Zentralorten entlang der großen Flüsse als den Hauptverkehrsadern. Diese verschiedenen Burg(siedlung)en fungierten zugleich als Knotenpunkte für Abgaben, Handel und Beutegut, wobei der Verfasser die dahinterstehenden Ökonomien mit dem Begriff »Raubhandel« treffend umschreibt: Eine genaue Unterscheidung zwischen Krieger und Händler erscheint für den untersuchten Zeitraum in Osteuropa ebenso wenig zielführend wie dies in der Forschung bereits für Nordeuropa bemerkt worden ist. Zugleich lässt er erkennen, dass die von der Wirtschaftsgeschichte als transeuropäische Fernhandelsrouten verstandenen Verkehrswege sich in der zeitgenössischen Realität vielmehr als die Summe kleinteiliger Verteilungsnetzwerke darstellten.

Diese wiederum beruhten vor allem auf interpersonalem Beziehungsgeflecht und weniger auf ökonomischen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Marktverflechtungen. Generell ist der wirtschaftliche Wandel für ihn mit der Imperienbildung verknüpft: Im Falle der Nordmänner (Wikinger) führte der Weg von einer auf Raub und Tribut beruhenden, in sich noch labilen Thalassokratie hin zu stabileren, auf das agrarische Hinterland orientierten Aristokratien mit einem effizienteren Handels- und Besteuerungssystem, in dem dann auch eine eigenständige Münzprägung ihren (herrschaftspolitischen und ökonomischen) Platz fand. Hierbei gilt es stets, konjunkturelle Rhythmen und strukturelle Brüche zu berücksichtigen, die sich auch in den Funktionen von Edelmetall in gemünzter und ungemünzter Form innerhalb der Netzwerke und Gesellschaften niedergeschlagen haben. Diese vom Verfasser definierten sechs Funktionen (S. 155) lassen verschiedene wirtschaftliche, soziale und politische Kontexte erkennen, die aber immer ganzheitlich betrachtet werden müssen, um einseitige Fehlinterpretationen der Objekte (Barren, Münzen oder Schmuck) vor dem jeweiligen Untersuchungshorizont auszuschließen.

Der deutlich kürzere zweite Teil (S. 164-245) beschäftigt sich mit dem »inneren Umlauf« von Edelmetallen – also deren jeweiligem Verwendungszweck. Dabei stützt er sich im Gegensatz zum ersten Teil weitaus stärker auf die archäologischen Funde, obwohl die Schriftlichkeit doch gerade im 11./12. Jahrhundert für die osteuropäischen Grenzräume dichter wird. Hierbei versucht Dariusz Adamczyk zu ergründen, unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen jeweils ökonomisch-kommerzielle und politisch-fiskalische Gründe von zentraler Logik für den Edelmetallgebrauch waren, wobei symbolische Handlungen stets mitgedacht werden müssten. Vereinfacht ausgedrückt geht es ihm um das Gegensatzpaar *Homo oeconomicus* versus *Homo politicus* oder Markt und Macht (S. 161).

Wenig erstaunlich kommt er dabei zu dem Schluss, dass es kein Entweder-Oder, sondern vielmehr ein Nebeneinander von Gewichtsgeldökonomie und Münzwirtschaft gegeben hat. Hierbei spiegelt für ihn die Hacksilberökonomie und damit die Gewichtsgeldwirtschaft eher fiskalisch-politische Bedürfnisse wider: Es handelt sich um Redistributionsmechanismen zwischen Eliten und ihren lokalen Klienten, die aus dem Silbervorrat entlohnt wurden. Die Münzwirtschaft entspringt dagegen eher ökonomisch-kommerziellen Bedürfnissen, da sie die normierte Übertragung von Werten innerhalb von Handelsnetzwerken ermöglicht.

Es lassen sich also weder ein linearer Verlauf noch eine ökonomische Konstanz feststellen, sondern vielmehr die anhaltende Unbeständigkeit kommerzieller Logik – die der Verfasser mit dem Wort »Monetarisierungsmomente« umschreibt – und damit Phasen unterschiedlicher Dominanz von verschiedenen Wirtschafts- und Gesellschaftssystemen, die aufeinander bezogen sind. Hierdurch zeichnen sich die von ihm im Titel genannten verschiedenen Kommerzialisierungszonen ab. Der Beginn und die Normierung einer eigenen Münzprägung in den skandinavischen und slawischen Gesellschaften sind dabei eher als politische Veränderungsprozesse zu erklären:



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Die Entstehung einer Zentralmacht mit einem auf christlicher Symbolik beruhenden Herrschaftsanspruch fand ihren monetären Ausdruck in entsprechenden Münzbildern, die der Besteuerung und Abgabenerhebung dienten. Da fremde Münzen noch länger akzeptiert und teilweise nachgeahmt wurden, können für den Verfasser hierbei weniger ökonomische Gründe eine Rolle gespielt haben.

Auch stellen Gewichtsgeldökonomie und Münzgeldökonomie demnach keine aufeinanderfolgenden ökonomischen Entwicklungsschritte von rudimentären zu differenzierteren Strukturen dar, sondern sind Ausprägungsformen der sich dahinter verbergenden Gesellschaftssysteme. Inwieweit aber letztlich die tiefgreifenden sozialen Transformationsprozesse (Urbanisierung, Burgenbau oder Landesausbau) der »Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt« (Robert Bartlett) zugleich eine zunehmende Monetarisierung Osteuropas seit dem 13. Jahrhundert abbilden, überlässt Dariusz Adamczyk zukünftigen Untersuchungen, womit die Studie denn auch etwas abrupt endet.

Bei alledem offenbart sich eine beeindruckende Materialkenntnis der für den Autor relevanten Schatzfunde und Schriftquellen. Wer sich allerdings in der Geografie und Geschichte Nord- und Osteuropas nicht gut auskennt, dürfte an der einen oder anderen Stelle auf entsprechende Lexika und Atlanten angewiesen sein, da diesbezügliches Wissen vom Verfasser weitestgehend vorausgesetzt wird. Etwas mehr Karten oder kurze historische Exkurse wären an der einen oder anderen Stelle hilfreich gewesen.

Insgesamt könnte die Studie auch zu einer Neubewertung der Münzprägung und Geldwirtschaft im ottonischen Reich des 10. Jahrhunderts führen, da der Fokus von den Silbervorkommen des Harzes stärker auf die Silberverteilungsnetzwerke in Osteuropa als Grund für den »Münzstättenboom« verlagert wird. Vieles von dem, was Dariusz Adamczyk bringt, ist in wirtschaftshistorischen und münzkundlichen Forscherkreisen nicht ganz neu, aber es beruhte selten auf einer derart breiten Schrift- und Sachquellenbasis und erklärt erstmals die sich abzeichnenden mittel- und nordeuropäischen monetären und pekuniären Transformationsprozesse aus dem Blickwinkel der sich wandelnden osteuropäischen Gesellschaften heraus. Dies (so bleibt zu hoffen) wird sicherlich zu weiteren Diskussionen anregen. Vor allem die von Dariusz Adamczyk resümierten und hinterfragten Indikatoren für die Monetarisierung Europas zwischen Früh- und Hochmittelalter (S. 162f.) sollten zu weiteren Einzelstudien anregen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Hans Hubert Anton (Hg.), Regesten der Bischöfe und Erzbischöfe von Trier, Bd. I, 3: Die Trierer Kirche und die Trierer Bischöfe in der ausgehenden Antike und am Beginn des Mittelalters. Bischöfe von der Wende des 4./5. Jahrhunderts bis zum Beginn des 7. Jahrhunderts. Bearbeitet von Hans Hubert Anton und Friedrich Pfeiffer, unter Mitarbeit von Sigrun Anton, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2019, 790 S. (Publikation der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, 83), ISBN 978-3-412-51527-0, EUR 100,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Klaus Krönert, Lille

Ancien professeur à l'université de Trèves, Hans Hubert Anton a consacré une partie importante de ses travaux à l'histoire tardo-antique et médiévale de la ville mosellane. Les »Regestes des évêques et archevêques de Trèves« publiés en plusieurs volumes, en sont l'un des fruits les plus remarquables. En effet, la documentation sur les prélats mosellans est, certes, d'une grande richesse, mais rarement contemporaine: elle nécessite donc beaucoup de travaux préliminaires – notamment la datation des sources –, et son interprétation doit tenir compte des méthodes littéraires les plus complexes comme celles relatives à la réception des textes. Le présent volume est consacré aux 18 évêques qui portent dans la liste épiscopale les numéros 10 à 27: Mauritius, Leontius ou Legontius, Severus, Cyrillus, Jam(b)lychus, Emerus, Marus, Volusianus, Miletus, Modestus, Maximianus, Fibicius, Abrunculus, Nicetius, Rusticus, Magnericus (Magnerich), Gunderich (Gundericus), et Sabaudus.

Après avoir présenté, dans l'introduction, les évêques dans leur contexte, ainsi que les principes méthodologiques qui l'ont guidé lors de la rédaction de cet ouvrage (p. 55–75), Anton passe aux registes au sens propre de ce terme: les sources relatives à chaque prélat sont exposées et analysées selon des catégories précises: »synopse des sources«, »l'évêque dans les sources contemporaines«, »l'évêque dans les sources plus tardives (historiographiques, hagiographiques et autres documents)«, »la vénération et le culte de l'évêque«, et »les restes matériels«. Certaines notices sont d'une importance considérable grâce à une documentation très riche, comme celle de Nicetius (p. 468–631), qui nous est bien connu à travers l'œuvre de Grégoire de Tours, d'autres sont très minces, par exemple celle d'Emerus (p. 271–275), prélat quasi-inconnu.

L'érudition d'Anton et de ses collaborateurs et la minutie avec laquelle ils ont travaillé font que ce livre s'avère être une véritable mine d'information, incontournable pour ceux qui mèneront de



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

futures recherches sur l'histoire de Trèves au haut Moyen Âge. La bibliographie est abondante, les listes des manuscrits sont particulièrement appréciables, et malgré l'approche systématique, les éditeurs n'ont pas reculé devant l'effort d'établir un index final.

Il est évident et inévitable pour ce genre de travail que les résultats, présentés ici, ne feront pas, tous, l'unanimité, mais chaque lectrice ou lecteur averti peut se faire aisément sa propre opinion grâce à l'exposition des sources et leurs analyses qui rendent le discours très transparent. Le style parfois un peu professoral d'Anton n'est donc guère gênant quand il explique, page 272, à propos d'Emerus qu'il est le seul évêque du V^e siècle qui n'apparaisse pas dans les sources médiévales – à l'exception de la liste épiscopale –, pour affirmer ensuite, que c'est lui qui devrait constituer le lien entre l'Église romaine et l'Église franque de Trèves, et qui était donc important pour cette raison. Pour donner encore un autre exemple, Anton constate, page 60, que la *Vita I^a Felicis* » doit être datée au IX^e siècle, contre l'opinion quasi unanime de la recherche actuelle« qui la place à la fin du X^e siècle ou au début du XI^e siècle. Ces remarques n'empêchent cependant en aucune manière que ces régestes s'imposent vite, nous n'en doutons pas, comme nouvel ouvrage de référence.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.80289](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.80289)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Christelle Balouzat-Loubet, Louis X, Philippe V, Charles IV. Les derniers Capétiens, Paris (Passés composés/Humensis) 2019, 208 p., 4 p. de pl., cartes, tabl. généal., ISBN 978-2-3793-3161-9, EUR 19,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Willem Fiene, Halle

Eine Kollektivbiografie gleich drei französischer Könige legt Christelle Balouzat-Loubet vor, die sich mit ihrer Dissertation über die Herrschaft der Mahaut von Artois bereits als Spezialistin für die dynastischen Krisen und politischen Transformationen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ausgezeichnet hat. Ludwig X., Philipp V., Karl IV. – diese drei Herrscher werden nicht selten in einem Atemzug genannt, da sie als Söhne Philipps IV. nach dessen Tod 1314 jeweils nur für kurze Zeit das Szepter führten.

Philipp IV. selbst herrschte lange, und seine Regierungszeit gilt als wichtige Formierungsphase des monarchischen Staates in Frankreich, die gleichermaßen das Interesse von Forschung und Öffentlichkeit gefunden hat. Demgegenüber liegen für die Zeit der Söhne Philipps zwar verdienstvolle Studien etwa von Élisabeth Lalou, Elizabeth A. R. Brown und Olivier Canteaut vor, aber eine Überblicksdarstellung blieb Desiderat, und Christelle Balouzat-Loubet möchte ausdrücklich eine Synthese der jüngeren Forschung bieten (S. 15). Als zweite Aufgabe verfolgt sie die Revision des vorherrschenden Bilds der drei Söhne Philipps IV., deren politische Biografien zumeist auf die kapetingische Sukzessionskrise und den Beginn des Hundertjährigen Krieges reduziert wurden.

Nach einer knappen Einleitung mit kursorischer Sichtung von Geschichtsbildern, Forschungslage und Quellenüberlieferung (S. 11–17) finden sich gut platziert ein Stammbaum der Kapetinger und jeweils eine Karte des Königreichs Frankreich sowie des Palais de la Cité, die das Verständnis der folgenden Lektüre erleichtern. Der Hauptteil des Buchs gliedert sich in vier chronologische und etwa gleichlange Kapitel, die sich stringent aneinanderreihen. Während sich das erste Kapitel der gemeinsamen Jugend »im väterlichen Schatten« widmet, behandeln die drei darauffolgenden Kapitel jeweils die Regierungszeit eines der drei Brüder.

Im ersten Kapitel (S. 23–63) überblickt Balouzat-Loubet die Jugend und Ausbildung der drei Söhne Philipps IV. und bietet relevante Kontextinformationen. Der väterliche Hof als Ort fürstlicher Erziehung wird ebenso beleuchtet wie die politische Kultur der Monarchie unter Philipp IV., die prägend gewesen sei für die drei späteren Könige. Dabei changiert Balouzat-Loubet zwischen individuellen Punkten in den Biografien der Prinzen (beispielsweise ihren ersten Kriegsübungen) und allgemeinen Ausführungen, etwa zu Regierungsinstitutionen, der Fürstenspiegelliteratur oder auch dem Herrscher auf Reisen. Am Ende des ersten Kapitels steht mit Schwertleite und Hochzeit die Schwelle zum Erwachsenenalter,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

wobei Balouzat-Loubet (wie für das ganze Buch festzustellen) biografische mit dynastischen Perspektiven verbindet.

Das zweite Kapitel (S. 65–106) behandelt Ludwig X. (1314–1316) als einen »König des Übergangs«. Obwohl ihm die kürzeste der drei Regierungszeiten beschieden war, fällt dieser Abschnitt des Buchs sogar seitenstärker aus als die folgenden Kapitel zu seinen Brüdern. Balouzat-Loubet skizziert, wie sich der ehemalige Regierungszirkel um Philipp IV. unter seinem Sohn Ludwig transformierte, sodass sich zum einen neue Ratgeber etablierten, aber auch Karl von Valois als Bruder des verstorbenen Philipp IV. und damit Onkel Ludwigs wie seiner Brüder zu neuem Einfluss gelangte. Die eigene Regierungstätigkeit Ludwigs wird dann zum einen mit Blick auf die Adelsligen analysiert, die sich gegen die Steuerpolitik Philipps IV. formiert hatten und durch Zugeständnisse besänftigt werden mussten, sowie zum anderen anhand der Einflussnahme der französischen Krone während der zweijährigen Sedisvakanz nach dem Tod von Papst Clemens V.

Im dritten Kapitel (S. 107–138) wird die Regierungszeit Philipps V. (1316–1322) untersucht, deren Anfänge durch die unsichere Herrschaftsnachfolge geprägt waren: Philipp agierte zunächst als Regent und konnte den Thron erst besteigen, als Ludwigs posthumer Sohn Johann I. wenige Tage nach der Geburt starb. Die Signatur der Herrschaft Philipps V. sieht Balouzat-Loubet vor allem in einer Rationalisierung der königlichen Verwaltung, wobei Philipp klug zwischen Tradition und Innovation abgewogen und sich aktiv um die Regierungsgeschäfte gekümmert habe. Am Ende des Kapitels stehen verschiedene Krisen der Regierungszeit Philipps, angefangen bei der strittigen Erbfolge im Artois und Unruhen in Flandern über eine Kometensichtung bis hin zu den Pogromen gegen Juden und Leprosen, die Philipp jeweils eine Gelegenheit geboten hätten, seine »politische Intelligenz« zu beweisen.

Das letzte Kapitel (S. 139–166) befasst sich mit Karl IV., unter dessen Herrschaft die verschiedenen Krisen schließlich kulminiert seien. Dynastisch war zunächst die erste Ehe Karls mit der als Ehebrecherin diffamierten Blanca zu lösen und im Anschluss eine neue Gattin zu suchen, was Balouzat-Loubet vor allem als dynastisch-politische Entscheidung verständlich macht. In Regierungsgeschäften habe sich Karl weniger eifrig als sein Bruder Philipp gezeigt, aber auch Karl habe sich ein Umfeld von Beratern und Vertrauten geschaffen, die seine Herrschaft stützten. Die wirtschaftliche Krise habe schließlich zu neuen Ansätzen in der Steuerpolitik und Finanzverwaltung geführt. Eine besondere Herrschaftsstrategie Karls IV. sei ferner das Reisen gewesen.

Ein knappes Fazit (S. 167–169) bilanziert die Neubewertung der drei Herrscherpersönlichkeiten und stellt die Verdienste der drei Könige heraus, mit denen sie einen Beitrag zu den Fundamenten der späteren Nation Frankreich geleistet hätten.

Insgesamt informiert Christelle Balouzat-Loubet ihr Publikum in gut lesbarer Fachprosa mit zahlreichen Kontextinformationen.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79488](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79488)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Neben der klassischen Herrschaftsgeschichte nutzt sie nicht zuletzt Ansätze einer Kulturgeschichte des Politischen. Insbesondere die wiederkehrenden Rituale spielen in ihrem Buch eine prominente Rolle und das auch zu Recht. Allerdings fragt sich der Rezensent gerade hier, ob eine andere Gliederung nicht zielführender gewesen wäre, die es beispielsweise erlaubt hätte, die Rituale in einem eigenen Kapitel zu behandeln. Da dem Werk lediglich ein Personenindex beigegeben ist, lassen sich relevante Passagen etwa zu Taufen und Begräbnissen nicht gezielt ansteuern.

Wer sich erstmals mit den drei Königen befasst, dem bietet Balouzat-Loubet fundierte Einblicke. Der Endnotenapparat bietet zusätzliche Erklärungen als Verständnishilfen und Hinweise zur Literatur, seltener auch zu Quellen, während der farbige Abbildungsteil sowohl Herrschaftsinsignien, Funeralkultur und nicht zuletzt die Personendarstellungen der zeitgenössischen Buchmalerei illustriert. Bei der Breite des bearbeiteten Feldes bleibt es nicht aus, dass zu Einzelaspekten nicht alle maßgeblichen Studien genannt werden, etwa betreffend die Verfolgung von Juden und Leprosen unter Philipp V., wo auf die Publikationen von Malcolm Barber, David Nirenberg und anderen zu verweisen wäre.

Insgesamt bietet die Bibliografie einen guten Überblick über die einschlägige französischsprachige, teilweise auch die anglophone Forschung. Grundlegende Quellencorpora werden ebenso aufgeführt wie ältere Publikationen, wovon besonders Studierende profitieren können. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den drei Königen und der Herrschaftsgeschichte des 14. Jahrhunderts macht allerdings weiterhin die Nutzung der Studien nötig, deren Ergebnisse Christelle Balouzat-Loubet für ein breites Publikum anschaulich bündelt.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79488](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79488)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Christelle Balouzat-Loubet (ed./dir.), Digitizing Medieval Sources/L'édition en ligne de documents d'archives médiévaux. Challenges and Methodologies/Enjeux, méthodologie et défis, Turnhout (Brepols) 2019, 182 p., 21 fig. (ARTEM. Atelier de recherche sur les textes médiévaux, 27), ISBN 978-2-503-58413-3, EUR 69,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Benoît-Michel Tock, Strasbourg

Bien que la publication de ce volume soit due à la diligence de Christelle Balouzat-Loubet, c'est à l'initiative d'Isabelle Guyot-Bachy et Michel Margue, porteurs d'un projet franco-luxembourgeois, appelé »Transscript«, visant à étudier les pratiques de l'écriture administrative du bas Moyen Âge, et plus particulièrement, la gouvernance des principautés régionales médiévales et les transferts culturels, que se tint à Nancy en 2016 un colloque sur l'édition en ligne des textes »diplomatiques médiévaux«. Ce livre rassemble une dizaine de contributions, et une conclusion dans laquelle Isabelle Guyot-Bachy a eu le grand mérite de parvenir à synthétiser des articles parfois très techniques et tous très différents.

»Édition« est d'ailleurs à prendre ici au sens large, puisqu'on trouve à la fois des projets d'édition en tant que tels (édition numérique, évidemment), et des projets de bases de données de simple publication.

Sur l'édition critique elle-même, Antonella Ambrosio présente l'édition collaborative de documents médiévaux de l'abbaye de Santa Maria della Grotta (prov. Bénévent), menée dans le cadre de la base »monasterium.net«. On connaît l'ampleur, en particulier en ce qui concerne les fac-similés, de cette base de données, mais c'est là la première tentative d'édition. Elle insiste sur les nouvelles possibilités ouvertes par un tel système: par exemple, le travail simultané à plusieurs, y compris à distance; la publication progressive des actes prêts; la possibilité de modifier l'ordre de présentation des actes sans privilégier obligatoirement l'ordre chronologique. Sören Kaschke explique le projet de nouvelle édition des capitulaires francs. On connaît l'extrême diversité de ces documents, qui ont souvent beaucoup évolué. Le projet prévoit à la fois une publication imprimée, qui s'attachera à essayer de retrouver les textes originaux, et une publication électronique, qui mettra en ligne une lecture davantage diachronique de ces documents.

À côté des éditions critiques, il y a aussi les bases de données. Eliana Magnani raconte l'évolution des »Chartae Burgundiae Medii Aevi« en »Corpus Burgundiae Medii Aevi«, ce qui signifie la prise en compte non seulement des actes, mais aussi d'autres textes,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

hagiographiques par exemple, l'ensemble étant conçu dans une perspective très orientée vers l'analyse lexicale. Armand Jamme présente le travail réalisé dans le cadre de »GEMMA«: la mise en ligne de plus de 22 000 photos de documents comptables de la Provence du bas Moyen Âge, avec édition de certains d'entre eux – les autres attendant leur éditeur. Les sceaux sont au centre de la base »SIGILLA« dont est responsable Laurent Hablot: une base ayant vocation à répertorier (publier, décrire, analyser), dans le cadre d'un projet participatif, l'ensemble des sceaux conservés en France. Quant à l'héraldique, c'est le domaine de Torsten Hiltmann et Thomas Riechert, qui ne cachent rien des difficultés de transposer ces images médiévales en une base de données, notamment du fait du langage descriptif très particulier, mais malgré tout difficilement encodable, de cette discipline.

Il y a aussi des projets de transcription d'un corpus accompagnée d'une étude, comme le projet »Transscript«, qui vise à la transcription en base de données des chartes princières lorraines et luxembourgeoises des XIII^e et XIV^e siècles et à l'étude des principautés territoriales.

D'autres contributions sont plus générales. Jean-Philippe Genet, avec toute la légitimité de quelqu'un qui a figuré parmi les pionniers de ce qui ne s'appelait pas encore les humanités numériques, et qui n'a jamais cessé de participer à leur évolution, réfléchit à la question du référencement. Il montre la difficulté, actuelle, à accéder à une information complète sur les manuscrits médiévaux, mais insiste surtout sur le besoin de développer des »ontologies«, générales ou de domaines, c'est-à-dire une structuration des connaissances destinée à permettre de mieux penser le monde que l'on veut représenter. Georg Vogeler, un autre pionnier, plaide en faveur du passage au Semantic Web par le biais du RDF (Resource Description Framework) pour pouvoir mieux identifier les objets, les sources, les personnes.

Els De Paermentier donne le point de vue d'une utilisatrice en insistant sur la prise en compte, en effet souvent oubliée par les concepteurs des bases de données, des besoins et des questionnements des utilisateurs.

Ce petit volume est très intéressant, et interpelle les pratiques des éditeurs de textes: le numérique évolue, évolue vite, offre des ressources et des possibilités incroyables, enrichit et facilite le travail de l'éditeur et de l'historien (peut-être d'ailleurs, finalement, en les rapprochant). Ce livre est donc plus qu'utile! Le recenseur s'interroge un peu sur l'opportunité de publier en version imprimée en 2019 les actes d'un colloque de 2016 consacré au numérique; mais il est là de mauvaise foi, car en aurait-il pris connaissance s'ils n'avaient été publiés que sur le Net?



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gabriele Bartz, Markus Gneiß (Hg.), Illumierte Urkunden/Illuminated Charters. Beiträge aus Diplomatie, Kunstgeschichte und Digital Humanities/Essays from Diplomatic, Art History and Digital Humanities. Wiener Tagung »Illumierte Urkunden. Von den Rändern zweier Disziplinen ins Herz der Digital Humanities«, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2019, 544 S., zahlr. farb. Abb. (Archiv für Diplomatie, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde. Beiheft, 16), ISBN 978-3-412-51108-1, EUR 70,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Benoît-Michel Tock, Strasbourg

Les chartes ornées, longtemps négligées par la recherche, suscitent désormais de nombreux travaux, et on s'en réjouit! Après l'exposition et le colloque organisés à Paris en 2005 et 2007, c'est au tour de l'Institut für Mittelalterliche Forschung (Vienne) et de l'université de Graz d'organiser, depuis 2013, un ambitieux projet: l'inventaire et l'analyse des »chartes ornées« à partir du site »monumentum.net«; et, dans ce cadre, s'est tenu en 2016 à Vienne un colloque consacré à la question des chartes ornées, dont les actes sont publiés dans le volume recensé.

Après une introduction par Gabriele Bartz et Markus Gneiss, on trouve 21 articles qui montrent non seulement la diversité des actes concernés mais aussi celle des approches des chercheuses et chercheurs: comme le titre du livre l'indique, il est question de diplomatique, d'histoire de l'art et d'humanités numériques. On rangera à part la contribution d'Olivier Guyotjeannin, qui retrace l'historiographie de la question et propose de voir comme motifs à ces décorations la volonté soit d'en rehausser l'autorité, soit d'en rendre la lecture plus claire, soit de revendiquer une identité, soit enfin de rendre l'acte plus solennel; et celle d'Elizabeth Danbury, une des fondatrices de l'étude des chartes ornées, qui fait le point sur les actes anglais et surtout dessine les pistes de travail pour l'avenir, qui passera par l'interdisciplinarité et par le numérique.

Dans la définition, devenue classique et maintes fois citée dans cet ouvrage, que donne Martin Roland des chartes ornées, les actes munis de signes de validation graphiques sont pris en compte. On pourrait en discuter, dans la mesure où, s'il peut y avoir une recherche esthétique, il y a une fonction d'individualisation plus nettement prise en compte. Mais peu importe: il est vrai qu'il s'agit aussi de graphisme et de dessin. À ce titre, on se réjouit de lire les travaux de Bernard Zeller sur les signes de souscription dans les actes de Saint-Gall au haut Moyen Âge, de Magdalena Weileder sur les signets notariaux bavarois, qui à partir de la fin du XV^e siècle



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sont de plus en plus souvent imprimés, figuratifs et accompagnés d'une devise.

Mais le volume s'ouvre plutôt par des contributions relatives aux humanités numériques: ce sont elles en effet qui vont permettre, qui permettent déjà, de renouveler l'étude des chartes ornées grâce à de fantastiques possibilités de repérage et d'analyse. Vincent Christlein explique qu'une recherche automatique des chartes ornées est possible, avec une marge d'erreur qui reste non négligeable mais se réduira sans aucun doute. C'est ce que font d'ailleurs déjà, comme le détaille Lisa Dieckmann, les bases de données comme »prometheus« ou »monasterium«. Péter Kóta fait le point sur la documentation hongroise: les descriptions d'actes dans les inventaires anciens ou éditions ne sont pas forcément assez précises, les bases de données permettront un recensement plus systématique, mais quand elles seront complètement renseignées.

Le phénomène des actes ornés concerne surtout le bas Moyen Âge. Une exception importante est constituée par des actes des XI^e-XII^e siècles issus du nord-est de l'Espagne, dont Susanne Wittekind étudie quatre exemples influencés en partie par les enluminures livresques et les diplômes byzantins. La chronologie est confirmée par Alison Stones, qui à travers quelques exemples pris en France, à Troyes, Metz, Marseille, Amiens, Bruges et en Languedoc, montre que le principe de la décoration des actes, apparu au XII^e siècle, se répand au XIII^e siècle dans les écrits ecclésiastiques, au XIV^e dans le monde urbain.

Il était difficile sur un tel sujet de ne pas prendre en compte les actes pontificaux. Otfried Krafft retrace les débuts de la décoration de l'initiale du nom du pape, à partir du pontificat de Pascal II jusqu'à celui de Grégoire IX, et soulève la question, non encore résolue, de savoir si en matière d'initiale ornée le livre a précédé l'acte ou l'inverse. Francesca Manzari montre à quel point la chancellerie pontificale, après son retour (partiel) à Rome en 1378, a développé un art de la décoration, particulièrement de la première ligne. À partir des archives westphaliennes, Étienne Doublier propose une chronologie de la réception d'indulgences personnelles ou collectives, décorées ou non, et souligne le rôle particulièrement actif des communautés féminines.

Les armoiries peuvent fournir un motif iconographique à certaines chartes. Laurent Hablot lie le développement de la décoration emblématique (très largement par les armoiries) à la standardisation du sceau, qui ne permet plus de bien distinguer les différents personnages et les amène à le faire par ce biais, jusqu'à ce que la signature leur permette d'atteindre, autrement, le même but. On trouvera une étude de cas dans l'article d'Henning Steinführer, qui étudie sous ses différents aspects un document à l'iconographie assez simple puisqu'il s'agit de la confirmation à la ville de Brunswick, par l'empereur Sigismond en 1438, de ses armoiries, peintes au centre de l'acte.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79491](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79491)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Le cas des actes des ducs de Milan au XV^e siècle, éclairé par Laura Alidori Battaglia, et pour les archives tessinoises par Marina Bernasconi-Reusser, est impressionnant par la proportion des actes concernés et par la qualité du travail qui met la décoration des actes au niveau des enluminures de manuscrits. C'est plutôt la forte signification politique et symbolique des enluminures des serments des doges de Venise et de leurs conseillers au XIV^e siècle qui retient l'attention de Marina Vidas, tandis qu'Helena Katalin Szépe, qui étudie les commissions d'officiers vénitiens conservées à Vienne (XV^e–XVI^e siècles) relève la mise en avant des individus. Le phénomène des actes ornés n'est pas seulement lié à l'Europe de l'Ouest: Eter Edisherashvili attire l'attention sur les actes géorgiens décorés, qui datent du XIV^e au XIX^e siècle, Anastasija Ropa et Edgar Rops sur les actes lettons et lithuaniens.

Ce très beau volume, qui sera fondateur dans l'étude des actes décorés, se termine par une substantielle et très dense conclusion due à Torsten Hiltmann, et plusieurs dizaines de reproductions en couleurs, qui complètent les très nombreuses illustrations noir et blanc en plein texte.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.79491](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79491)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Laurey Braguier, Servantes de Dieu. Les »beatas« de la couronne de Castille (1450–1600). Préface d'Isabelle Poutrin, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2019, 512 p., nombr. ill., graph., cartes, facsim. (Histoire), ISBN 978-2-7535-7685-8, EUR 30,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Letha Böhringer, Köln

Diese an der Universität Rennes verteidigte Dissertation thematisiert eine bislang in Mitteleuropa kaum beachtete Spielart weiblicher Laienreligiosität. Die *beatas* im Königreich Kastilien lebten wie die nordeuropäischen Beginen des 13.–15. Jahrhunderts als fromme Frauen in der Welt. Sie verpflichteten sich zu einem Leben in Keuschheit und Gebet, das auf verschiedene Weise ausgestaltet werden konnte. In den Beginen sieht der Autor die Vorbilder und vermutet auch in deren Namen die Wurzel der Bezeichnung *beata*, die ab ca. 1400 in den Quellen nachweisbar ist. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts wird die Überlieferung dichter, und das Königreich Kastilien weist nicht zuletzt wegen des Engagements seiner Herrscher zugunsten der frommen Frauen eine günstige Quellenlage auf.

Standen bislang in der fast ausschließlich spanischen Forschung die Viten heiligmäßiger *beatas* im Vordergrund, allenfalls ergänzt durch Chroniken, so werden in dieser Arbeit erstmals Archivalien umfassend ausgewertet, die sozialhistorische Untersuchungen ermöglichen und politische Hintergründe erhellen: Gründungs- und Schenkungsurkunden, Testamente und Notariatsakten, Rechnungen, Suppliken, herrscherliche und päpstliche Reskripte und Bullen sowie Inquisitionsakten. Durch die Konfrontation der juristischen und diplomatischen mit den erzählenden Quellen kann der Autor jenseits von hagiografischen Elogen oder inquisitorischen Verdikten soziale und ökonomische Entwicklungen mit Ursachenbündeln aufzeigen sowie institutionelle Rahmenbedingungen offenlegen. Dies geschieht auf der beeindruckenden Grundlage eines Corpus von 354 namentlich ermittelten *beatas* und 195 nachgewiesenen Konventen, den sogenannten *beaterios*.

Das Buch besteht aus vier Teilen. Der erste behandelt Quellen, Vorgeschichte, Überlegungen zum Namen *beata* und Definitionsprobleme, widmet sich ferner den Anfängen in Toledo und der geografischen Verbreitung der *beaterios* in den Städten Kastiliens und schließlich der sozialen Herkunft der Frauen. Teil zwei befasst sich mit den Regeln der Gemeinschaften und ihrer Umsetzung in kontemplativer und aktiver Lebensführung. Der dritte Teil widmet sich wirtschaftlichen Aspekten, und ein chronologischer Abriss bildet den letzten Teil der *thèse*, die durch eine Zusammenfassung, mehrere Anhänge (Quellenabschriften und Verzeichnisse zu den *beaterios*), Quellen-



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

und Literaturverzeichnis sowie ein Namensregister abgerundet wird.

Die Darstellung selbst ist breit ausgeführt und detailreich, wobei zahlreiche Quellenzitate (in Übersetzung) zur Veranschaulichung beitragen. Freilich bauen die einzelnen Teile nicht aufeinander auf, was zu manchen Wiederholungen führt und bisweilen sprunghaft wirkt. Es ist empfehlenswert, nach der Lektüre des ersten Kapitels den chronologischen Teil zu lesen, um derart vorbereitet die Befunde zu den Einzelaspekten besser einordnen zu können.

Die im Vergleich mit Nordeuropa zeitversetzte Entwicklung der weiblichen Laienreligiosität resultiert aus dem reformerischen Elan und spirituellen Aufbruch des 15. Jahrhunderts in Spanien. Impulse der *Devotio moderna*, verbreitet auch durch den Buchdruck, wurden von zahlreichen Laien aufgegriffen. Die Katholischen Könige und ihre Granden sowie Episkopat, Weltklerus und Bettelorden förderten und schützten diese Initiativen während der Aufstiegs- und Konsolidierungsphase, die um 1450 einsetzte und um 1520 endete. Überregional bekannte *beatas* wie Juana de la Cruz († 1534) wurden von Mächtigen wie von kleinen Leuten als heiligmäßig verehrt; Viten verbreiteten ihren Ruhm. Auf lokaler Ebene öffneten sich *beaterios* auf vielfältige Weise ihrer Nachbarschaft und erlangten durch Unterricht, Kleindarlehen, Verleih von Gerät und Sorge für Bedürftige die Anerkennung ihrer Umwelt.

Diese »période dorée« (S. 303) endete durch die in Spanien als starke Bedrohung erlebte Reformation, die eine Ära des Misstrauens und der Verdächtigungen einleitete. Vorwürfe nur geheuchelter Frömmigkeit und laxer Moral, die schon vorher vereinzelt geäußert geworden waren, verdichteten sich zu Angriffen auf die Ehrbarkeit der Frauen, vereinzelt auch auf ihre Rechtgläubigkeit. Inquisitionsprozesse gegen *beatas* wegen vermuteter Nähe zu den Illuminaten waren zwar sehr selten, doch führte die Inquisition insgesamt zu wachsender Kontrolle (»encadrement progressif«, S. 351) der *beaterios*. Die Vorschriften des Trienter Konzils taten ein Übriges, um die meisten *beaterios* als Klöster der Zweit- oder Drittorden neu zu strukturieren. Nach 1600 fanden fromme Frauen spirituelle Angebote und karitative Betätigungsfelder bei neuen Orden wie Kapuzinerinnen, Salesianerinnen und Ursulinen.

Laurey Braguier legte seine umfassenden Untersuchungen quellennah und ergebnisoffen an. Daher besteht die große Stärke seiner *thèse* in der breiten Differenzierung der Ergebnisse. Der Autor unterscheidet zwischen *beatas*, die »für sich« (*seorsum*, wie es in den Quellen heißt) in eigenen Häusern lebten, Mitgliedern der *beaterios* und jenen *beatas*, die in Gemeinschaften mit Drittordensregeln enger mit den Bettelorden verbunden waren. Die soziale Bandbreite reichte vom Hochadel einschließlich des Königshauses (vor allem in der Frühzeit des Phänomens) über städtische Ober- und Handwerksschichten bis hin zu armen Witwen aus Stadt und Land.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Wenn sich diese Frauen Konventen anschlossen, so konnten ihre *beaterios* in unterschiedlicher Verbindlichkeit unter kirchlicher oder säkularer Aufsicht stehen (völlig unabhängig waren sie selten), befolgten individuelle Hausregeln und erhielten Zuwendungen hochmöglicher Gönner, Schenkungen aus Testamenten und Almosen kleiner Leute. Es gab sehr reiche *beaterios* von vornehmen Damen, wohl nicht unähnlich den Damenstiften Deutschlands, und auch sehr arme, die den wirtschaftlichen Schwierigkeiten des 16. Jahrhunderts nicht standhielten und eingingen. Im Zentrum der Lebensweise als *beata* stand die freiwillige Ehelosigkeit und das fürbittende Gebet für Lebende und Verstorbene, weniger die *vita activa* im Dienst am Nächsten. Wie der Autor treffend resümiert: »Entre crainte et admiration, elles intriguent leurs contemporains mais aussi les historiens, car elles défient la généralisation« (S. 69).

Die spanischen *servantes de Dieu* weisen zum einen frappierende Ähnlichkeiten mit den nordeuropäischen Beginen früherer Zeiten auf, und zwar sowohl hinsichtlich der Strukturen (einzeln lebende Frauen, unverbundene Konvente mit verschiedenen Lebensregeln, vorwiegend urbanes Phänomen) als auch deren Entwicklungen im Laufe der Zeit (Ausweitung der sozialen Rekrutierung, Verdächtigungen hinsichtlich der Ehrbarkeit usw.). Zum anderen entstanden im Zusammenhang mit der *Devotio moderna* zahlreiche Tertiärinnen-Gemeinschaften einer »zweiten religiösen Frauenbewegung« auch in den Niederlanden des 15. und 16. Jahrhunderts. Daher eröffnen sich mit dieser Arbeit neue Perspektiven vergleichender Studien auf europäischer Ebene.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Enno Bünz, Markus Cottin (Hg.), Bischof Thilo von Trotha (1466–1514). Merseburg und seine Nachbarbistümer im Kontext des ausgehenden Mittelalters, Leipzig (Leipziger Universitätsverlag) 2020, 570 S., 85 Abb. (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 64), ISBN 978-3-96023-349-7, EUR 80,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Stephan Flemmig, Jena

Der zu besprechende Band basiert auf einer Tagung anlässlich des 500sten Todestages Thilos von Trotha und wurde gemeinsam vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde sowie von den Vereinigten Domstiftern zu Merseburg und Naumburg und des Kollegiatstifts Zeitz realisiert. In vier Abschnitten, betitelt mit »Bistümer und Bischöfe«, »Thilo von Trotha: Fürst – Familie – Hochstift«, »Thilo von Trotha: Bischof und Diözese« sowie »Der Merseburger Dom unter Bischof Thilo von Trotha« bieten insgesamt 18 Beiträge ein umfassendes Bild des Merseburger Bischofs.

In seinem einleitenden Beitrag charakterisiert Rainald Becker, nach einer Skizze der geografischen Verfasstheit der Germania Sacra, den spätmittelalterlichen Reichsbischof unter den Gesichtspunkten Bischofswahl und -karriere. Somit bietet Becker einen guten Ausgangspunkt für die folgenden Aufsätze, die stärker das bischöfliche Handeln Thilos *in spiritualibus* und *in temporalibus* problematisieren. Enno Bünz fokussiert auf die mitteldeutschen Bistümer und ihre Bischöfe um 1500. Zunächst wird die kirchliche Organisation im mitteldeutschen Raum von deren Anfängen bis zur Reformation dargestellt, dabei wird dem Pfarrsystem besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Im Folgenden werden die Bischöfe, aber auch die Weihbischöfe und die Domkapitel unter prosopografischer Perspektive vorgestellt. Nach den beiden umfassenden einführenden Beiträgen nehmen die von Joachim Schneider und Michael Scholz zwei Kirchenfürsten in den Blick, die zeitgleich zu Thilo von Trotha regierten. Schneider widmet sich dem Mainzer Erzbischof Berthold von Henneberg; er konzentriert sich auf dessen Werdegang und Wirken als Kirchenhirte, Landesherr und Reichspolitiker. Scholz diskutiert, bezogen auf die Regierungszeit des Magdeburger Erzbischofs Ernst von Sachsen, die Formierung der magdeburgischen Landstände in dieser Epoche.

Kurt Andermann eröffnet den Abschnitt über Fürst, Familie und Hochstift mit einer Rekonstruktion des Lebens und Wirkens von Hans von Drott (Trotha), dem jüngeren Bruder des Thilo. Pointiert arbeitet Andermann die Handlungsspielräume Hans' heraus, die sich diesem als landfremdem Günstling der Pfalzgrafen Friedrich



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

und besonders Philipp boten und die er zu nutzen wusste. Claudia Märkl vermag anhand von Quellenfunden die Zeit des Studiums Thilos in Perugia und Siena um wertvolle Details zu bereichern. So ist zu erfahren, dass Thilo als Student in eine handgreifliche Auseinandersetzung verwickelt war, in der einem Priester eine *laesio enormis* zugefügt wurde.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79494](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79494)

Seite | page 2

Christoph Volkmar und Uwe Schirmer problematisieren das Verhältnis des Merseburger Bischofs zu den Wettinern. Volkmar, der sich auf die Beziehungen zu den Albertinern konzentriert, diskutiert den politischen Handlungsrahmen des Bischofs zwischen den Polen einer tradierten Reichsstandschaft und der faktischen Mediatisierung unter wettinische Schutzherrschaft. Schirmer widmet sich dem Verhältnis Thilos von Trotha zum sächsischen Kurfürsten Ernst. Zunächst zeigt er, prägnant verdeutlicht durch die vom Kaiser dem sächsischen Kurfürsten aufgetragene Belehnung Thilos in der Ratsstube des Dresdner Schlosses, das reale Machtverhältnis der beiden auf. Daran anschließend rekonstruiert Schirmer die persönliche, repräsentative, diplomatische, aber auch militärische Indienstnahme des Bischofs durch den Kurfürsten.

Markus Cottin beleuchtet das Wirken Thilos als weltlicher Landesherr, besonders bezogen auf dessen Wirtschaftspolitik. Auf eine breite Quellenbasis gestützt belegt Cottin, wie Thilo die wirtschaftliche Stärkung der Ämter vorantrieb, die mit einer Zentralisierung und Effektivierung der bischöflichen Einnahmen verbunden war. Alexander Sembdner diskutiert in seinem vielschichtigen Beitrag das Spannungsfeld von Bischof und Bürger. Sembdner gelangt zu dem Ergebnis, dass Thilo von Trotha keine eigenständige Kirchenpolitik betrieb, sondern in der landesherrlichen Kirchenpolitik instrumentalisiert wurde. Gegenüber dem Domkapitel und den Stadträten rechtlich gebunden, war Thilos »Kommunalpolitik« durch Konsens und Kooperation charakterisiert.

Während sich diese Beiträge überwiegend den Temporalia widmen, richtet Peter Wiegand, damit den Abschnitt »Bischof und Diözese« beginnend, den Blick auf die Spiritualia im Pontifikat Thilos von Trotha. In seinem umfangreichen Beitrag behandelt Wiegand die Felder kirchliche Verwaltung, Gerichtsverfassung, Rechtspflege, Benefizienverwaltung, Weihehandlungen, Visitationen und Kirchenreform, Diözesansynoden sowie bischöfliche Statutengesetzgebung. Thilos Bemühungen um eine Normierung der Liturgie, um Bildung und die praktizierte Frömmigkeit (Bruderschaften, Ablass, Wallfahrten, Devotio moderna) schließen den Beitrag zu den Spiritualia in Thilos Pontifikat ab. Wiegand betont, dass das entsprechende Engagement des Bischofs sehr häufig finanziell, durch einen »ökonomischen Pragmatismus« motiviert war.

Thomas Thibault Döring vermag eindrucksvoll aufzuzeigen, dass Thilo von Trotha, durchaus als Pionier im mitteldeutschen Raum, den Buchdruck in seiner Diözese gefördert hat. Auf Anregung des



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Bischöfs entstanden insgesamt fünf liturgische Drucke. Jörg Richter rekonstruiert anhand von zwei Schatzverzeichnissen aus den Jahren 1480 und 1546 den Domschatz zur Zeit des Bischofs Thilo. Dabei arbeitet er die spirituelle, symbolische und ökonomische Dimension des Domschatzes insgesamt, aber auch der einzelnen Artefakte heraus.

Der Beitrag von Leonhard Helten eröffnet den vierten Abschnitt des Bandes. Er ist dem Merseburger Dom gewidmet. Helten führt aus, dass Thilo von Trotha bei der grundlegenden Neubauplanung von Schloss und Dom zu Merseburg nicht nur die älteren Teile des Merseburger Doms bestehen ließ und in den Neubau einbezog, sondern auch beabsichtigte, Bezug zum ottonischen Vorgängerbau des Merseburger Domlanghauses zu nehmen. Peter Ramm thematisiert ebenfalls das von Thilo begonnene und von dessen Koadjutor und Nachfolger Adolf von Anhalt vollendete Domneubauprojekt. Unter anderem basierend auf einem unbekannten Dombaurechnungsfragment, identifiziert er den Werkmeister mit Bastian Binder und macht das Jahr 1515 als Abschlussjahr des Langhausbaus wahrscheinlich. Peter Ramm und Markus Cottin behandeln das genannte Dombaurechnungsfragment von 1512/1513 in einem eigenen Aufsatz ausführlicher. Anhand dieser Quelle, die im Anschluss an den Beitrag in Edition beigefügt ist, beleuchten sie den Bauprozess und liefern Einblicke in die Merseburger Sozialgeschichte. Richard Günzel (†) rekonstruiert in seinem Beitrag die Biografie und das Wirken des Dombaumeisters und Merseburger Bürgermeisters Hans Mostel. Im abschließenden Aufsatz widmet sich Stefan Bürger dem »unschönen« Netzgewölbe des Merseburger Doms. Bürger zeigt auf, dass durch einen baulich erzwungenen Planwechsel eine ungünstige Grundrissdisposition entstand, die dann wiederum Kompromisse in der Wöblösung erzwang.

Nicht nur die kunst- und bauhistorischen Beiträge des vierten Teils sind mit hochwertigen, farbigen Abbildungen, Fotos und Grundrissen reich illustriert. Ein umfangreiches Register, das Orte und Personen verzeichnet, rundet den sehr gelungenen Band ab.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79494](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79494)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Enno Bünz, Dirk Martin Mütze, Sabine Zinsmeyer (Hg.), Neue Forschungen zu sächsischen Klöstern. Ergebnisse und Perspektiven der Arbeit am Sächsischen Klosterbuch, Leipzig (Leipziger Universitätsverlag) 2020, 620 S., 81 teilw. farb. Abb., 4 Klapp-, 3 Besitzkt. (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 62), ISBN 978-3-96023-306-0, EUR 80,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Katja Hillebrand, Kiel

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um den Aufsatzband zur gleichnamigen Tagung, die vom 26. bis 27. Oktober 2012 im ehemaligen Dominikanerkloster in Pirna veranstaltet wurde. Erweitert wird der Band durch vier Beiträge, die im Zusammenhang mit einer Tagung aus dem Jahr 2009 zu den Leipziger Dominikanern, ihrem Studium und die Universität im Mittelalter entstanden und die hier aktualisiert Aufnahme finden. Gleich zu Beginn sei angemerkt, dass trotz der Zeitspanne, die zwischen der Pirna-Tagung und der Veröffentlichung liegt, der Tagungsband nichts an seiner Relevanz eingebüßt hat. Die Beiträge stehen für das hohe Niveau des in Sachsen geführten Forschungsdiskurses zur regionalen Ordensgeschichte, der durch die Tätigkeiten zum Klosterbuch am Institut für sächsische Geschichte und Volkskunde eine Vielzahl neuer Impulse erhalten hat.

So führen die Herausgeber und die Herausgeberin in der Einleitung aus, auf welchen bisherigen Forschungen die gegenwärtige Beschäftigung mit den geistlichen Gemeinschaften in Sachsen aufbauen kann. Diesem informativen Exkurs in die Wissenschaftsgeschichte folgt eine essayartig gehaltene Betrachtung zu den gegenwärtigen Klosterbuchpublikationen. Aufbauend auf dem in den 1990er Jahren entwickelten Handbuchschemas des »Westfälischen Klosterbuchs«, übernehmen sie die dort erarbeiteten methodischen Impulse und modifizieren sie entsprechend den regionalen Besonderheiten. Die Klosterbücher bieten, so Heinz-Dieter Heimann, landeskulturgeschichtliche Grundlagenforschung, erläutern die Raumwirkung von geistlichen Gemeinschaften durch deren Besitzstrukturen, zeigen die sozialen und politischen Verflechtungen mit dem weltlichen Umfeld auf und legen die kulturhistorische Relevanz der Gemeinschaften durch ihr reiches dingliches Erbe auch weit über deren Bestehen hinaus dar.

Die folgenden Beiträge stehen für das große Spektrum an Forschungsausrichtungen im Vorfeld der Herausgabe des »Sächsischen Klosterbuchs«. Im Bereich der prosopografischen Untersuchungen erörtert Enno Bünz eine Reihe von neuen Details zum Leben des Dominikanermönchs und sogenannten



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ablasspredigers Johann Tetzl aus Pirna, wobei er die bisherige Forschung kritisch sichtet. Hans-Peter Schmit geht am Beispiel von Martin von Lochau, Abt von Altleben, der Entwicklung des Klosterhumanismus nach, der im Zusammenspiel von geistlichem Wirken und geistigem Leben im Umfeld der Leipziger Universität in Sachsen eine weit über die Landesgrenzen hinausreichende Bedeutung erlangte. Im Bereich der Ordensforschung zeigt Peter Dänhardt die Ansiedlung des Servitenordens in Sachsen auf und erläutert u. a. am Beispiel des Klosters Mutzsch die engen Bande zwischen dem Orden und den lokalen politischen Eliten, in diesem Fall Heinrich III. von Starschedel, die Klostergründungen als Darstellung größter Frömmigkeitsbestrebungen nutzten.

Antje Janina Goring bringt anhand eines dezidierten Quellenstudiums und unter Heranziehung archäologischer Untersuchungen eine genaue Übersicht der in Mitteldeutschland gegründeten Antoniterniederlassungen. Dabei gelingt es ihr, drei in der älteren Forschung dem Orden zugeordnete Niederlassungen als falsche Zuschreibungen zu identifizieren. Jörg Voigt widmet sich in seinem Beitrag den Anfängen der Magdalenerinnenklöster in Freiberg und Großenhain. Er beschreibt den Fördererkreis, der sich aus der Person Markgraf Heinrichs von Meißen und der Wettinischen Ministerialität zusammensetzt, und verifiziert deren Beweggründe für die Gründung der Konvente.

Einen wichtigen Bereich innerhalb der Bettelordensforschung beleuchtet Jens Klinger mit seinen Ausführungen zum Terminierwesen in Sachsen. Er analysiert anhand des Quellenbestands die ökonomische Bedeutung dieses Bereichs klösterlichen Lebens, zeigt aber auch auf, welche organisatorischen und rechtlichen Schwierigkeiten sich ergaben, als die Bettelorden sich in observante und konventuale Zweige teilten und beide Richtungen nun die Ressourcen teilen mussten.

Dem Aufbau und Leben innerhalb ausgewählter Niederlassungen widmen sich weitere Autoren und zeigen auf, welche wichtigen Erkenntnisse gerade die interdisziplinären Ansätze liefern. Die Ausführungen von Fabian Gall zu den archäologischen Untersuchungen am Zisterzienserkloster Buch bei Leising machen dies deutlich. So deckten die Grabungen neben den aus der schriftlichen Überlieferung bekannten Räumlichkeiten auch weitere Gebäudestrukturen auf, deren Nutzung noch nicht vollständig rekonstruiert werden konnte. Anhand einer neuen und genaueren Quellendurchsicht vermochte Klaus Fröhlich den bisher falsch datierten Umzug des Kollegiatstifts St. Georg von Großenhain nach Zscheila in den Zeitraum 1241/1242 zu legen. Neben dem Schriftgut ist es auch die um 1300 oder bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts datierte Ausmalung der Stiftskirche, die mit ihrem ikonografischen Programm die neue, herausgehobene Funktion des Kirchenbaus unterstreicht.

Aus rechtshistorischer Sicht nähert sich Alexander Sembdner dem Untersuchungsbereich der Klostervogtei und den sich immer wieder zwischen dem Konvent und dem weltlichen

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79545](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79545)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Vogt entwickelnden Konfliktpotenzial, da dieser teils wie ein Eigenkirchenherr einen weitreichenden Eingriff in die innerklösterlichen Belange vornahm. Anhand zweier Beiträge, der Aufhebung der Johanniterkommenden im Zittauer Land und der Aufhebung des Benediktinerinnenklosters Gringswalde, erläutern die Autoren Petr Hrachovec und Michael Wetzel die vielfältigen Formen reformatorischen Vorgehens, die schließlich zur Aufhebung der geistlichen Gemeinschaften führten. Die Beispiele machen deutlich, dass sich der Aufhebungsprozess über ein bis zwei Generationen zog, je nachdem wie konsequent ein Konvent sich gegen die Maßnahmen stellte und wieviel Toleranz von Seiten der Landesherren diesem Handeln entgegengebracht wurde.

Den Abschluss bilden die oben erwähnten vier Beiträge der Autoren Hartmut Mai, Rudolf Hiller von Gaertringen, Jörg Voigt und Christoph Volkmar zu den Leipziger Dominikanern. Ihre Untersuchungen zur Bau- und Kunstgeschichte, zur Selbstwahrnehmung des Leipziger Konvents, der Interaktion des Konvents mit weiteren geistlichen Einrichtungen in der Stadt und schließlich den Beziehungen der Mönche zu den Landesherrn spiegeln die Bandbreite der zu erwartenden Artikel im »Sächsischen Klosterbuch« gut wider. Es ist das bereits in den anderen Klosterbüchern praktizierte interdisziplinäre Vorgehen, das auch hier einen großen Erkenntniszuwachs zu den geistlichen Einrichtungen in Sachsen erwarten lässt.

Der vorliegende Tagungsband macht neugierig auf das kommende Klosterbuch. Die durchgehend fundierten und sorgfältig recherchierten Beiträge, die detailreichen Karteninhalte, aber auch die gute redaktionelle Arbeit inklusive des Personen- und Ortsregisters lassen bereits erahnen, dass die in das Klosterbuch gesetzten Erwartungen im besten Sinne erfüllt werden.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79545](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79545)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gaëlle Calvet-Marcadé, Assassin des pauvres. L'Église et l'inaliénabilité des terres à l'époque carolingienne, Turnhout (Brepols) 2018, 358 p., 2 ill. en n/b (Haut Moyen Âge, 30), ISBN 978-2-503-57793-7, EUR 80,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Bastiaan Waagmeester, Tübingen

In this book, Gaëlle Calvet-Marcadé examines the discourse for the defence of ecclesiastical property used by the clergy during the Carolingian period. Underneath accusations of sacrilege and threats of excommunication, she uncovers a system of exchange in which the Frankish elite competed for control over inalienable land in a rapidly changing empire. The texts produced by the clergy redefined the circulation of property in a Christian economy and, in doing so, reconfigured the social order of early medieval society.

The outcome of this revised 2012 Paris thesis, is a careful analysis of a broad corpus of sources from 820 to 880 that has not been assembled like this before. Gaëlle Calvet-Marcadé demonstrates that ecclesiastical property, despite its inalienable status, was a multi-layered and rather flexible concept. A church could be founded by a noble family, dedicated to a saint and administrated by a local priest in the name of a bishop, all while being owned by God. At the same time, those that donated land out of pious intent could moments later be condemned as »murderers of the poor«, if the wealth generated by the property was not distributed correctly. The author effectively utilizes the complex and dynamic medieval notion of property to provide an alternative for the analytical concepts of »église privée« and »secularization«, which are either too simplistic or presuppose too many false dichotomies to be useful.

In five chapters, Gaëlle Calvet-Marcadé meticulously examines the discourse employed by the clergy to defend ecclesiastical property, which consists out of tractates, conciliar decrees, papal letters, canon law and sources describing conflicts over the possession of land. Together the first and second chapter provide a survey of the discourse, consisting of the terminology used to describe the transgressors and their acts, and the sources to support different arguments. It appears every benefactor had the chance to become a plunderer depending on his or her relationship with the author, which Gaëlle Calvet-Marcadé characterizes as »coopétition«. Furthermore, contemporary authors, such as Agobard of Lyon, Hincmar of Reims and Walafrid Strabo, all seem to operate within the same frame of reference, using the same biblical, patristic and conciliar material. Yet, within this shared frame many positions were available, as the texts proved remarkably versatile.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

The third chapter concerns the circulation of ecclesiastical property and outlines the historical, theological and economic dimensions of the debate. The distribution and the ownership of land constituted authority and thus power. During the ninth century, clergymen attempted to limit access to this system via the introduction of certain barriers, such as defining sacrilege more broadly to also include the wrongful possession of church land at the council of Aachen in 836. Naturally, this action primarily affected the laity. In the end, all members of the Carolingian elite were able to hold land, yet not every claim was equal.

The clerical discourse itself used for the defence of ecclesiastical property is examined in the last two chapters. By using case studies, Gaëlle Calvet-Marcadé distils a series of central questions around which the debate revolved, namely for which purposes land could be used, the division of tasks among the various parties holding the land and the relationship between them. The rhetoric employed by the clergy defined the rights and obligations of all the parties involved in the system of exchange, thereby creating a clear social hierarchy and legitimizing their own position at the top of the *ordines* as supposedly impartial distributors of property. The author proceeds by identifying the tools used in the discourse, which vary from different types of law (including roman and »barbaric« laws), calling on royal and papal aid, and the spiritual threat of excommunication and penance.

In conclusion the author states that the clerical discourse with its plunderers and acts of sacrilege was intended to mask the social reality of competing for land for the sake of honour and power, just as their lay counterparts did. This is a somewhat unconvincing ending to an otherwise excellent study, as it seems to disregard the religious aspect of the debate which did involve a moral obligation to properly utilize and defend church land as part of one's *ministerium*. Even though the author discusses the multiple perspectives on ecclesiastical property that were part of the clerical discourse, the religious aspect has been overlooked for the conclusion.

Overall it is a convincing work that is skillfully composed around the limitations of the source material. The selected methodological approach of microhistorical analysis matches the highly localized debates well and effectively counters the rather limited geographical scope of the study, which only covers the area of the Frankish empire between the Loire and the Meuse river. No documentation on the circulation of church land remains from other parts of the realm, which is curious in itself, because the political and social changes that affected the kingdom of Charles the Bald must also have had repercussions elsewhere. The introduction of mandatory tithes, for instance, also occurred in northern Italy and eastern Francia, where elites also exchanged ecclesiastical property and most of the textual sources used for the debate in the West were equally available. The author is not to blame for this open question, however. It goes to show that there still is a lot of work to be done.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

With this book, an important contribution is made to the study of Carolingian political and intellectual culture. It demonstrates the impact of the debate about the circulation of land on the idea of the *res ecclesiae* and its significant contribution to the social ordines of the following centuries. Although the often complicated subject matter will mostly interest experts, a commendable attempt has been made to make it more accessible by translating all the cited source material.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79495](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79495)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Olivier Canteaut (dir.), Le discret langage du pouvoir. Les mentions de chancellerie du Moyen Âge au XVII^e siècle, Paris (École nationale des chartes) 2019, 709 p. (Études et rencontres de l'École des chartes, 55), ISBN 978-2-35723-150-4, EUR 56,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Benoît-Michel Tock, Strasbourg

Au sein d'une production scientifique où abondent les actes de réunions de circonstances, regroupant des contributions dispersées (ce qui ne veut pas dire sans intérêt), le volume publié sous la direction d'Olivier Canteaut constitue une heureuse exception: doté d'une solide introduction qui pose clairement la problématique, d'une tout aussi solide conclusion synthétique due à Jean-Philippe Genet, il est constitué de 19 articles consistants, répartis en quelques sections claires, et a même été doté d'un précieux index des noms.

Le thème pourtant n'avait jusqu'à présent attiré l'attention des chercheurs que marginalement. De quoi s'agit-il exactement? C'est la question, précisément, que pose Olivier Canteaut. Mentions hors teneur pour l'historiographie française (mais qu'est-ce que la teneur?), marques (ou notes) de chancellerie pour les diplomatistes allemands ou italiens, notes de garantie outre-Manche ... Leur caractéristique, estime-t-il en fin de compte, est d'abord de servir de communication interne entre les services de l'écrit (la chancellerie) et l'administration générale.

C'est bien leur fonction, au départ du moins, dans les chancelleries royales: Philippe Depreux donne un bel article sur la chancellerie carolingienne, centrant son questionnement sur le cryptage par l'usage des notes tironiennes: sous Charlemagne et Louis le Pieux, le renoncement aux notes tironiennes a un sens politique clair. Nicholas Vincent attire l'attention sur les rouleaux de la chancellerie royale anglaise: celle-ci y inscrit dès le début du XIII^e siècle des mentions hors-teneur, plutôt que sur les actes eux-mêmes. Olivier Canteaut, dans ce qui est un vrai traité de diplomatique royale anglaise et française comparée, montre que si l'usage des mentions hors-teneur est plus précoce outre-Manche, il se stabilise à peu près en même temps dans les deux pays, vers la fin du XIII^e siècle; la chancellerie française est en revanche la seule à afficher clairement le nom du roi à cet endroit.

Les mentions hors teneur sont généralement au bas des actes. Mais Peter Linehan et Patrick Zutshi montrent que les mentions dans le coin supérieur droit des actes pontificaux au XIII^e siècle (dont ils donnent une liste provisoire) renvoient à la mention des procureurs, sans doute en lien avec l'*audientia litterarum contradictarum*. L'absence de tout registre des lettres secrètes pour l'année 1358 offre à Pierre Jugie l'occasion de regarder de plus près



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

les *recipe-Vermerke*, ce qui aboutit à une meilleure connaissance des secrétaires pontificaux, ainsi que des scribes de la chancellerie, et de leur action. Armand Jamme, étudiant les actes produits par les représentants pontificaux en Italie, Gil de Albornoz, Anglic Grimoard et Pierre d'Estaing, étudie notamment comment les villes d'Italie centrale ont veillé, lors de l'enregistrement des lettres qu'elles recevaient, à prendre en compte les mentions hors teneur.

Deux juridictions locales françaises bénéficient d'un éclairage. L'officialité de Paris adopte vers 1255 la pratique de la »signature« hors teneur. Mais celle-ci n'est pas systématiquement présente, et n'obéit pas à un modèle strict, signe sans doute, suggère Olivier Guyotjennain, d'une »passivité diplomatique« de l'official et du recours à des scribes professionnels indépendants et plus ou moins occasionnels. Pour les notaires du Châtelet de Paris, Caroline Bourlet, Isabelle Bretthauer et Julie Claustre montrent que la signature du notaire apparaît vers 1270, et a comme ailleurs une fonction de communication interne; elles montrent aussi, non seulement la rareté des mentions du prix de l'acte, mais aussi que les indications de collation concernaient tant les actes en double expédition ou les actes contenant des copies que les vidimus.

Les chancelleries princières avaient parfois un fonctionnement compliqué, ou enrichi, par le fait que le seigneur pouvait disposer de plusieurs principautés. En Hainaut-Hollande entre 1320 et 1360, il y a une influence réciproque, mais successive, entre les deux comtés (Valeria Van Camp). En Bavière-Tyrol à la même époque, sous Louis de Brandebourg, il y a non seulement une chancellerie itinérante, mais surtout des *commissores*, qui agissaient au nom du duc, lequel n'en était pas forcément informé, et c'est leur nom qui était inscrit dans les registres de la chancellerie. En Dauphiné plusieurs ordonnances régulèrent le fonctionnement de la chancellerie en 1340 et 1344, portant même sur les mentions de chancellerie.

D'après Anne Lemonde, il s'agissait surtout pour le prince de montrer son attachement à une réforme de l'administration: des mentions à usage externe, donc. Analysant les signatures en France aux XIV^e et XV^e siècles, Claude Jeay montre que les notaires des derniers Valois inventent une signature entourée d'une initiale longue, d'un trait inférieur, d'une boucle finale. Ce type est repris par les souverains jusqu'à Charles VI, ainsi que par des princes comme les ducs de Bretagne. Le futur roi d'Aragon Jean I^{er}, alors infant, fut progressivement associé au gouvernement par son père Pierre IV dès 1358 et cela jusqu'à sa propre accession au trône en 1387. Les mentions de chancellerie des actes de cette période suggèrent peut-être une forte implication du prince dans la conduite des affaires, mais aussi, comme le montre Alexandra Beauchamp, un usage interne à la chancellerie. Travaillant sur les registres princiers italiens des XIV^e et XV^e siècles, Isabella Lazzarini montre la grande diversité des pratiques, ainsi que des influences, qu'elle a pu y déceler.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79496](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79496)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Si l'on passe, avec Francesco Senatore, au royaume de Naples des Trastamare (1458–1501), on ne peut qu'être surpris par les longs *post scriptum* autographes de certains actes, et par un acte laissé entièrement en blanc pour permettre aux bénéficiaires, les citoyens de Cava de' Tirreni, d'y inscrire les grâces qu'ils voudraient (ce qu'ils eurent le bon goût de ne pas faire). Pour les Pays-Bas bourguignons à la même époque, Jean-Marie Cauchies recense les différents usages des mentions hors teneur, du commandement à l'enregistrement en passant par le contrôle. Pour la même région, mais plus tard, de Charles Quint à Philippe IV, Nicolas Simon observe une grande permanence des pratiques, simplifiées cependant par l'usage. Il met aussi en évidence ce qu'il appelle «les trois C» de la monarchie administrative: compétences, composition, comportements. En une contribution très méthodologique, Solène de La Forest d'Armaillé suggère qu'au-delà de cette routine, il y a une multiplication des mentions afin de contribuer au «faire croire» d'actes pourtant de moins en moins crus. Sous Henri II, étudié par Roseline Claerr, se développe la pratique de la signature pseudoautographe du roi; la chancellerie connut un repli, en partie conjoncturel, tandis que se développait le rôle des futurs secrétaires d'État.

On l'aura constaté, il s'agit d'un très riche ouvrage: les mentions de chancellerie, qui n'avaient jusqu'à présent bénéficié que d'une attention aléatoire, disposent désormais d'une superbe somme.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.79496](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79496)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Damien Carraz, L'ordre du Temple dans la basse vallée du Rhône (1124–1312). Ordres militaires, croisades et sociétés méridionales. Préface de Philippe Josserand, Lyon (Presses universitaires de Lyon) 2020, 602 p., 29 cartes, pl., ill., 13 tabl. (Collection d'histoire et d'archéologie médiévales, 17), ISBN 978-2-7297-1212-9, EUR 35,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christian Vogel, Saarbrücken

Das Buch von Damien Carraz gehört zu den wenigen Doktorarbeiten, die eine zweite Auflage erleben durften. Die ursprüngliche Dissertation, die unter der Anleitung von Jacques Chiffolleau entstand und 2005 unter demselben Titel erschien, wurde aktualisiert und inhaltlich nachgeschärft, insbesondere in Bezug auf die Verortung der Quellen. Bei den Quellen handelt es sich fast ausschließlich um Urkunden, die zwar über die in der Bibliothèque nationale de France aufbewahrte Collection d'Albon weitgehend zugänglich sind. Doch betont Carraz, dass diese Sammlung nicht uneingeschränkt zuverlässig ist. Eine Sichtung des originalen Archivmaterials sei unumgänglich. Ausweislich des Quellenregisters im Anhang hat der Autor fast 1000 Urkunden aus den Archiven der Provence und darüber hinaus über 200 päpstliche Bullen ausgewertet.

Das Ergebnis ist eine Studie zu den Templern in der Provence, die zugleich eine Charakteristik der Region bietet, in deren Mittelpunkt zwar die Ritterorden stehen, die aber die Provence des Hochmittelalters in einen religiösen, von der Kreuzzugsideologie geprägten Kontext einordnet. Die große Politik zwischen Papsttum und Königtum, zwischen Staufern und Angevinen wird ebenso beleuchtet wie die lokalen und überregionalen ökonomischen Verflechtungen oder die örtlichen Herrschaftsstrukturen. Als Teil von alledem stehen bei diesen Betrachtungen die Templer im Mittelpunkt, wobei auch die Johanniter immer wieder, nicht nur vergleichend, einbezogen werden.

Dies entspricht dem selbst gesetzten Ziel des Autors: Carraz wollte keine Spezialabhandlung über die Templer in der Provence schreiben, sondern den Ritterorden in den weltlichen und kirchlichen Netzwerken verorten und als Teil der Geschichte darstellen. Die Rolle der Zivilisation des Hochmittelalters, der Wandel der Gesellschaft, das theokratische Konstrukt der Kirche und das Entstehen der Staatlichkeit bilden dabei den Rahmen. Zurecht beklagt Carraz, dass die Ritterordensforschung zu oft isoliert auf die Ritterorden bezogen ist, ohne eine Einbettung in die allgemeine Geschichte vorzunehmen.

Zunächst wird die Provence und ihre Bedeutung für die Kreuzzüge und die Kreuzzugsideologie dargestellt, bzw. umgekehrt die



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Bedeutung der Kreuzzüge für die Provence. Hervorgehoben wird die Vorgeschichte der Region als bevorzugtes Ziel muslimischer Piraten und als Ort der muslimischen Enklave von Fraxinetum. Doch in späterer Zeit, im 13. Jahrhundert, hatte die Provence ihre Bedeutung nicht verloren und fungierte als wichtiges Element in den Kreuzzugsplänen Innozenz' III., in welche die Ritterorden eingebunden waren. Später, seit der Zeit Gregors X., haben die Päpste zunehmend die Johanniter gegenüber den Templern bevorzugt, was Carraz darauf zurückführt, dass die Provence für die allgemeine Politik der Templer eher ein Randgebiet darstellte, während die Johanniter hier ihre ersten abendländischen Besitzungen hatten und Avignon sowie Saint-Gilles zentrale Orte für ihre Politik blieben.

In der Region war der Orden in vielfältiger Weise mit dem lokalen Adel und Klerus verbunden. Dies betrifft die Förderung durch Schenkungen ebenso wie Konkurrenzsituationen weniger mit den Bischöfen als vielmehr mit den Äbten. Carraz untersucht die besitzrechtliche Verankerung der Templer und stellt unterschiedliche Vertragsgestaltungen fest. Besonderen Wert legt er auf eine Differenzierung zwischen den Templern auf dem Land und in der Stadt. Die bisherige Forschung habe in den Ritterorden zu Unrecht eine eher ländliche Erscheinung gesehen. Doch in der Provence waren die Templer – eine meridionale Besonderheit, so der Autor – auch Teil des städtischen Milieus.

Die Templerkommenden selbst waren nur mit wenigen Ordensmitgliedern besetzt, doch gleichwohl Teil eines Geflechts aus Templerbrüdern, *confratres* und Getreuen. Hinzu traten Notare und Prokuratoren aus der Laienschicht, die für den Orden tätig waren. Der Orden übte Herrschaft über Land und Leute aus, nicht selten teilten sich die Templer Besitzrechte mit ihren adligen Nachbarn, zu denen der Orden insgesamt ein gutes Verhältnis unterhielt. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts stellt Carraz zunehmende Feindseligkeiten gegen die Ritterorden fest, die sich in der Provence meist im ökonomischen Bereich abspielten oder sich im Ungehorsam gegenüber ihrer Grundherrschaft manifestierten. Carraz sieht auch darin einen Wandel der Einstellung gegenüber den Ritterorden, die mehr und mehr als anachronistisch empfunden wurden, weil es ihnen nicht gelang, »die Trennung von Religiösem und Politischem zu leben und zu denken«.

In der großen Politik hatten die Templer vermittelnde oder zurückhaltende Positionen eingenommen, wie im Konflikt der Päpste mit den Staufern. Später stellten sie sich auf die Seite der Angevinen, die sie trotz Zehntbefreiung bei ihren Unternehmungen in Süditalien finanziell unterstützten. In den Albigenserkriegen standen sie hinter den Montforts, doch waren sie nicht aktiv in die Kämpfe eingebunden.

Das Werk wird beschlossen von einem umfangreichen Anhang, bestehend aus genealogischen Tafeln der wichtigsten



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Adelsfamilien im Umfeld des Ordens, einem Katalog der benutzten Urkunden sowie einem Register (Namen, Orte, Sachverzeichnis).

Damien Carraz hat eine umfassende Gesamtdarstellung der Templer in der Provence vorgelegt, die weit über eine Regionalstudie zu diesem Ritterorden hinausgeht. Seinem eigenen Anspruch, die Templer als Teil der allgemeinen Geschichte darzustellen, ist der Autor durchaus gerecht geworden.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.79546](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79546)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Martine Charageat, Bernard Ribémont, Mathieu Soula, Mathieu Vivas (dir.), Résister à la justice. XII^e–XVIII^e siècles, Paris (Classiques Garnier) 2020, 352 p. (POLEN – Pouvoirs, lettres, normes, 17), ISBN 978-2-406-09713-6, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Laura Viaut, Paris

Martine Charageat, Bernard Ribémont, Mathieu Soula et Mathieu Vivas nous livrent une belle étude d'histoire médiévale et moderne consacrée aux résistances pratiques au judiciaire.

Les évasions des geôles, les défauts de présentation, les agressions des sergents, les fuites des justiciables, les insultes adressées aux magistrats sont des cas concrets de résistance à la volonté des juges. Mais, et c'est là tout l'intérêt de l'ouvrage, il ne faut pas s'y restreindre. L'histoire judiciaire est ici considérée, non pas uniquement dans ses résistances à la manière foucaldienne, mais par les résistances en termes pratiques.

Dépassant le clivage obéissance/résistance, les directeurs de l'ouvrage ont eu pour objectif de s'intéresser à trois points. Le premier consiste à aborder la résistance comme l'opposition à un pouvoir politique qui tente de s'imposer. Il s'agit là des difficultés rencontrées par un souverain dans son accompagnement de la genèse de l'État moderne. Le deuxième point est l'enjeu politique de la qualification d'actes en faits de résistance, entendus ici comme des actes de rébellion. Mais paradoxalement, la résistance aide bien souvent l'État et sa justice à renforcer leurs moyens de contrainte et de contrôle. Le troisième point correspond à la résistance à la justice comme appel à restaurer la vraie justice. Les contributeurs ont porté leur regard sur les différentes stratégies de résistance mises en place entre les XII^e et XVIII^e siècles.

La première partie, «se dresser contre la justice», est consacrée à la résistance comme force, contrainte, mettant en question la légitimité de la justice, celle de ses servants ou de ses procédures. Bernard Ribémont se consacre à l'étude de textes narratifs médiévaux. Dans son écriture poétique, la résistance à la justice participe aux tensions entre les seigneurs féodaux et le roi qui affermit ses prérogatives de justice dès le XII^e siècle. Luca Fois s'intéresse à un cas lombard. Laure Verdon s'est attachée à étudier l'affaire Hugues de Baux contre Pelet de Momet qui, au XIII^e siècle, s'opposent des droits seigneuriaux et refusent d'appliquer une sentence pour résister.

Maria Asenjo a approché les sources relatives aux rois de Castille et leur ingérence au XV^e siècle dans les affaires municipales qui vont alors leur résister. Maria Luisa Pedros, quant à elle, a travaillé sur les femmes emprisonnées à Valence par les tribunaux de



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

l'Inquisition au XVIII^e siècle. Accusées de magies, elles récidivent en prison et y enseignent ces pratiques pour résister. Giovanni Romeo offre un panorama des différentes résistances aux tribunaux de l'Église et de l'Inquisition dans l'Italie de la Contre-Réforme.

La deuxième partie est consacrée à la neutralisation des effets de la justice. Il ne s'agit pas ici de contester sa légitimité mais de fuir ses procédures, de manœuvrer pour la mettre en échec. C'est par l'étude de Pascal Texier que cette partie commence. L'auteur interroge les analyses résistancielles pour démontrer qu'il existe au Moyen Âge de multiples usages de la justice permettant de défendre son honneur. Ricardo Cordoba, quant à lui, étudiant la corruption, démontre qu'il existe des stratégies de résistance permettant aux médiévaux de dénoncer le système pour servir leurs intérêts privés. Sandrine Lavaud met en lumière les rapports de force qui sous-tendent les relations, notamment conflictuelles et souvent frontales, entre Bordeaux et ses villes viticoles.

Roberto Tufano, par ailleurs, s'intéresse aux révoltes siciliennes du XVIII^e siècle à travers le crime de lèse-majesté. Mathieu Soula interroge les résistances des condamnés à mort à Toulouse au XVIII^e siècle. Sébastien Annen étudie les années 1780 pour mettre en lumière la grâce en tant que négociation. Cette dernière permet en vérité de mieux rendre la justice, en meilleur adéquation avec les faits.

La troisième partie est consacrée à la réception des résistances, à leur extinction et à la consolidation de la souveraineté. L'enjeu est ici pour le souverain d'imposer son droit, d'encadrer juridiquement mais aussi judiciairement les contestations de son pouvoir, mais également, et la chose est importante, d'arbitrer les divers conflits entre les juridictions. Julien Briand nous plonge dans les deux derniers siècles du Moyen Âge et plus particulièrement dans la réaction, parfois de résistance, des acteurs de l'ordre judiciaire face aux transformations de la justice criminelle.

Véronique Beaulande-Barraud dépeint avec clarté la juridiction du chapitre de Reims qui résiste à la justice épiscopale à la fin du Moyen Âge. Bernard Dauven, dans une approche d'histoire moderne, évoque les deux types de résistance permettant de contester la grâce. Olivier Caporossi s'attache aux résistances indirectes à la justice du roi et ses effets politiques, en étudiant l'enquête sur les agissements de Guzman en 1622. Rachel Renault évoque les aspects politiques des résistances à la justice dans une société moderne où l'État est absent et où il faut redéfinir les prérogatives et répartir les pouvoirs. Sophie Delbrel, dans une approche plus technicienne du droit et particulièrement éclairante, s'attache aux résistances de l'administration à la justice entre les XVIII^e et XIX^e siècles par l'étude de l'accord fiscal.

Par l'étude des diverses sources, cet ouvrage collectif éclaire les phénomènes et stratégies de résistance dans toute leur complexité. C'est là toute son originalité. Cette relecture des sources fera date.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79497](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79497)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Robert Conrad, *Salus in manu feminae. Herrschaftsteilhabe und Memoria der Kaiserin Richenza (1087/89–1141)*, Husum (Matthiesen) 2020, 651 p. (Historische Studien, 512), ISBN 978-3-7868-1512-9, EUR 79,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Matthias Weber, Bochum

In ottonischer und salischer Zeit sind politisch einflussreiche Herrschergemahlinnen keine Seltenheit. Erinnert sei an die Rolle der Kaiserinnen Theophanu und Adelheid nach dem Tod Ottos II., an die Position Giselas neben dem ersten Salier Konrad II. oder an Agnes nach dem Tod Heinrichs III. Die Herrschaftsteilhabe der Frauen, versinnbildlicht in der vielfach genutzten *consors-regni*-Formel, hat nicht zuletzt auch die Forschung dazu veranlasst, sich dieser Kaiserinnen anzunehmen, was sich in zahlreichen kleineren Schriften, teils auch monografischen Ausarbeitungen, niedergeschlagen hat.

Unter Heinrich IV. bricht diese enge Teilhabe der Gemahlin am herrscherlichen Handeln jedoch ab und sollte auch in staufischer Zeit nicht mehr in die zuvor skizzierten Bahnen zurückfinden. Eine Ausnahme bildet hierbei die Ehefrau des Herzogs von Sachsen und späteren Königs und Kaisers Lothar III., Richenza. Die in Magdeburg entstandene Dissertation von Robert Conrad nimmt sich der »historische[n] Sonderstellung« (S. 533) Richenzas an und beleuchtet ihr Leben einerseits hinsichtlich ihrer Teilhabe an der Herrschaft zu Lebzeiten ihres Gemahls sowie über dessen Tod hinaus, andererseits im Hinblick auf das von ihr selbst initiierte sowie ihr darüber hinaus gestiftete memoriale Gedenken.

Conrad verfolgt in seiner Analyse den Anspruch, Richenzas direkten sowie indirekten Einfluss auf die Herrschaft Lothars III. sichtbar zu machen, also einerseits ihre Rolle in der »konkreten Ausgestaltung des Verhältnisses von Fürsten und König« zu beleuchten, andererseits den Stellenwert der über Richenza zustande gekommenen »sozialen und politischen Bindungsformen für die Herrschaftsausübung Lothars III.« (S. 19) zu erhellen. Neben Richenza und ihren tatsächlichen Handlungen steht somit auch der über ihre weitverzweigte Verwandtschaft der Herrschaft Lothars nahegebrachte Personenkreis im Fokus des Interesses.

Nach einer kurzen Einleitung (S. 13–22) sowie vorbereitenden Kapiteln zur Verwandtschaft Richenzas (S. 23–46) und ihrer Zeit als Herzogin von Sachsen (S. 47–68), dem Itinerar Richenzas als Königin und Kaiserin (S. 69–113) und diplomatischen Beobachtungen zu Richenza als Intervenientin (S. 115–163) widmet sich Conrad in weiteren vier Kapiteln der Herrschaftsteilhabe Richenzas zunächst im Reich (S. 165–268), schließlich in Reichsitalien (S. 269–324), ihrem Wirken als Witwe (S. 325–395)



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sowie Beobachtungen über die memoriale Überlieferung zu ihr (S. 397–503). Der Band schließt mit einer umfangreichen Zusammenfassung der Ergebnisse (S. 505–534), einem im Anhang edierten Brief Papst Anaklets I. an Richenza, einem Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Personen- und Ortsregister. Die Kapitel selbst weisen zur besseren Veranschaulichung zahlreiche Abbildungen sowie Karten, Tabellen und Statistiken auf.

Im ersten großen Hauptkapitel, der Herrschaftsteilhabe Richenzas im Reich, behandelt Conrad zunächst die Einflussnahme der Königin und Kaiserin auf Lehensvergaben, exemplarisch anhand der Landgrafschaft Thüringen. Dieses Beispiel steht stellvertretend zum einen für die große Leistung des Verfassers, zahlreiche Quellen berücksichtigt und vor der Hinterfragung bestehender Forschungsmeinungen nicht zurückgeschreckt zu haben, weist aber auch auf Probleme hin, die aus einer disparaten Quellenlage unweigerlich resultieren. Die Vergabe der Thüringer Landgrafschaft wird von Conrad umfänglich wiedergegeben und rekonstruiert, um zu resümieren, Richenza habe wahrscheinlich Einfluss auf die Vergabe genommen, das Ausmaß sei hingegen nicht zu bestimmen.

Eine knappere Darstellung hätte an dieser Stelle sicher ausgereicht. Damit aber vorerst der kritischen Worte genug; sie sollen ohnehin die Leistung des Verfassers nicht schmälern. Die folgenden Aspekte um Richenzas Wirken innerhalb der Reichskirche, konkret in Bezug auf die Wiedereinsetzung der Bischöfe von Straßburg und Halberstadt, ihre Rolle im Papstschisma von 1130 sowie ihr Einfluss auf die Lösung des Konfliktes zwischen Lothar III. und den Stauferbrüdern Friedrich und Konrad behandelt der Autor sehr überzeugend. Methodische Herausforderungen ergeben sich, wenn nur eine Quelle entgegen der restlichen Überlieferung von einer Mitwirkung Richenzas berichtet, hinsichtlich der Frage, inwiefern dieser Nachricht ein Vorzug gegenüber den anderen Berichten einzuräumen ist.

Die besondere Rolle Richenzas neben Lothar III. zeigt sich besonders in Reichsitalien, wo sie erstmals auch unabhängig von ihrem Gemahl reiste und Herrschaft ausübte, etwa durch ihren Vorsitz in mehreren Königsgerichten. Conrad rekonstruiert aus wenigen, teils schwer zu interpretierenden und sich in wichtigen Punkten widersprechenden Quellen gekonnt Richenzas Vermittlung einerseits im Konflikt zwischen Papst Innozenz II. und dem Erzbischof von Benevent, andererseits in der Auseinandersetzung zwischen Papst und Kaiser um das Kloster Montecassino bezüglich dessen uneindeutigem Rechtszustand zwischen kaiserlichem und päpstlichem Zugriff.

Sicher zu Recht spricht Conrad zusammenfassend von einer zunehmenden »Arbeitsteilung des Herrscherpaares« (S. 324), die Richenza im Besonderen darauf vorbereitet habe, nach dem Tod Lothars III. 1137 als Witwe bedeutenden Einfluss in Sachsen auszuüben. Da kein Sohn des Kaiserpaares als unmittelbarer Nachfolger zur Verfügung stand, sah sich, so zeigt



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Conrad auf, Richenza unmittelbar verantwortlich, Einfluss auf die Nachfolgeregelung zu nehmen. Dezidiert rekonstruiert der Verfasser ihren Einsatz für ihren Schwiegersohn Heinrich den Stolzen, schließlich aber auch ihren Schritt, das Königtum des Staufers Konrad III. anzuerkennen.

Das abschließende Kapitel widmet sich einer Übersicht der Memorialüberlieferung um Richenza, auch wenn der Verfasser aus nachvollziehbaren Gründen einräumen muss, nur eine Auswahl an Nekrologien und Memorialbildern berücksichtigt haben zu können. Dennoch kann er zum einen eine reiche Überlieferung abbilden, die über »klassische« Formen memorialer Aufzeichnungen bis hin zu figürlichen Darstellungen Richenzas reicht, zum anderen deutlich machen, inwiefern Richenza selbst oft die Erinnerung an sich und ihren Gemahl zu Lebzeiten initiiert und vorangetrieben hat.

Die Arbeit würdigt eine bis dahin noch zu wenig beachtete Herrscherin mit Sonderstellung im 12. Jahrhundert. Die reiche Quellenauswahl und die intensive Auseinandersetzung mit dem bisherigen Forschungsstand werden sie dabei zum ersten Anlaufpunkt künftiger Forschungsbemühungen in diesem Bereich machen. Dem entgegen stehen nur wenige Beobachtungen. Die zahlreichen Abbildungen tragen sehr zur schnelleren Übersicht und zum Verständnis dargelegter Ergebnisse bei; umso mehr aber hätte sich der Rezensent zu Beginn der Arbeit den einen oder anderen Stammbaum gewünscht, um den weitverzweigten, vom Verfasser sehr detailliert wiedergegebenen verwandtschaftlichen Beziehungen einfacher folgen zu können.

Auch das Itinerar Richenzas birgt, wie der Autor selbst eingesteht, viele Probleme. Aufgrund der Quellenlage gestalten sich die von Conrad rekonstruierten Reisen und Aufenthalte Richenzas wie das Itinerar Lothars III., an dessen Seite die Anwesenheit seiner Gemahlin, wiewohl zumeist gut begründet, so doch nur vermutet werden kann. Dank des bereits zum Supplinburger vorliegenden Bandes der »Regesta Imperii« wäre an dieser Stelle eine etwas straffere Darstellung möglich gewesen.

Zuletzt gestalten sich die von Conrad immer wieder herangezogenen Interventionen Richenzas als Argumentationsgrundlage für darüber hinausgehende persönliche Beziehungen zu weiteren genannten Personen als ein methodisches Problem, dem allerdings die Diplomatie seit zwei Jahrhunderten keine endgültige Lösung entgegenzusetzen konnte. Entsprechend sei an dieser Stelle nur auf die bestehende, in der Arbeit nicht diskutierte Unsicherheit verwiesen. Diese wenigen Punkte sollen aber den durchweg positiven Eindruck, den das Werk hinterlässt, nicht schmälern.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79547](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79547)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Peter Coss, Chris Dennis, Melissa Julian-Jones, Angelo Silvestri (ed.), Episcopal Power and Personality in Medieval Europe, 900–1480, Turnhout (Brepols) 2020, VIII–303 p., 6 ill. (Medieval Church Studies, 42), ISBN 978-2-503-58500-0, EUR 80,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Frederieke Maria Schnack, Würzburg

Als geistliche Würdenträger mit herrschaftlicher Bedeutung auch in weltlichen Fragen sind mittelalterliche Bischöfe ein Forschungsthema, das viele unterschiedliche Ansatzpunkte erlaubt und angesichts der reichen Auswahl interessanter Beispiele immer wieder inhaltlich vielseitige Sammelbände hervorbringt. Der hier zu besprechende zeigt die Vielfalt der Bischofsforschung mit Blick auf das titelgebende Begriffspaar »Episcopal Power and Personality« auf. Die Herausgeber und die Herausgeberin zeichneten bereits für das 2017 erschienene Werk »[Episcopal Power and Local Society in Medieval Europe, 1000–1400](#)« verantwortlich, das seinerseits die Konferenz zum Thema »Episcopal Personality« und mit ihr den vorliegenden Band anregte.

In der Einleitung, die zugleich vorausblickend auf die folgenden Beiträge und ihre jeweiligen Zugänge eingeht, werden drei zentrale Fragen und damit die wesentlichen Erkenntnisziele der Aufsatzsammlung definiert (S. 3): Untersucht werden soll die jeweilige Persönlichkeit (bzw. der Charakter, z. T. auch umschrieben als »Charisma«) verschiedener Bischöfe und ihr Einfluss auf die Amtsführung; zudem geht es um die Aussagen der Quellen über die Geistlichen und schließlich um Heiligsprechungen von Bischöfen sowie die sie begleitenden, beispielsweise historiografischen und hagiografischen (Neu-)Konstruktionen als kanonisierungswürdig beschriebene Persönlichkeiten.

In teils verschränkter Form finden sich diese Fragen im Aufbau des Bandes wieder, der die in sich jeweils chronologisch gegliederten drei Sektionen »Constructing Episcopal Personalities« (fünf Aufsätze), »Consecrating Episcopal Personalities« (vier Beiträge) und »Politics and Episcopal Personalities« (fünf Aufsätze) umfasst. In geografischer Hinsicht bietet der Band ein weit gespanntes Tableau von Einzelstudien, die (erz-)bischofliche Akteure von der Iberischen sowie der Apennin-Halbinsel, aus Frankreich, England, dem Reich, Polen, Ungarn, aus Skandinavien und dem Heiligen Land beleuchten, und zeigt damit zugleich die internationale Relevanz bischofsgeschichtlicher Forschungen auf. Zeitlich decken die Aufsätze schwerpunktmäßig das 11. bis 13. Jahrhundert ab, zum Teil auch in übergreifenden Studien, versammeln aber ebenso einige Beiträge, die sich mit der Zeit davor und danach befassen.

Dabei treten unterschiedliche Ansatzpunkte für den thematisch nicht leicht zu greifenden Aspekt der »personality« auf. Andrea



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Vanina Neyra untersucht im ersten Aufsatz der ersten Sektion beispielsweise die Chronik Thietmars von Merseburg und setzt Thietmar als Bischof und Chronisten mit seinen äußerst kritischen Aussagen zu seinem Vorgänger in Beziehung. Unter dem Titel »Writing Episcopal Courage« nähern sich Radosław Kotecki und Jacek Maciejewski den Bischofsdarstellungen in der ersten mittelalterlichen polnischen Chronik des Gallus Anonymus vom Beginn des 12. Jahrhunderts und im rund 100 Jahre jüngeren, ebenfalls chronikalischen Werk des Magister Vincentius, wobei unterschiedliche Rollenbilder der geistlichen Herrscher in den Blick genommen werden.

Einen anderen Weg wählt Antonio Antonetti, der das politische Programm Bischof Wilhelms II. von Troia untersucht und der Persönlichkeit dieses Oberhirten über dessen repräsentative Zeugnisse nachgeht. Christine Axen konzentriert sich in ihrem Beitrag derweil auf den Aspekt der Bildung und des intellektuellen Vermächtnisses von Bischof Zoen Tencarari von Avignon, während im Fokus von Mercedes López-Mayán zwei von Alfonso Carillo de Acuña, Erzbischof von Toledo, in Auftrag gegebene liturgische Handschriften und daraus zu ziehende Hinweise auf persönliche Interessen des kastilischen Prälaten stehen.

In der zweiten Sektion beleuchtet Mónika Belucz unter dem Titel »Composing a Saint« den heiliggesprochenen Bischof Gerhard von Csanád, einen der ersten Oberhirten des Königreichs Ungarn, und verknüpft einen Blick auf sein vielgestaltiges Wirken mit einer Untersuchung der ihn als Heiligen konstruierenden zeitgenössischen Hagiografien. Die folgenden zwei Beiträge sind englischen Beispielen gewidmet, nämlich Robert Grosseteste und der Ausrichtung seines episkopalen Wirkens (Jack P. Cunningham) und Thomas Becket sowie Thomas de Cantilupe, an denen Ian L. Bass sich verändernde Modelle episkopaler Amtsführung und anschließender Kanonisierung aufzeigt. Sara Ellis Nilsson widmet sich anschließend der Darstellung nicht heiliggesprochener Bischöfe in historio- wie hagiografischen Quellen und kann verschiedene Erzählmuster und Charakterisierungen aufdecken.

Die dritte Sektion wird mit Sam Janssens' Beitrag zum Gottesfrieden in der Erzdiözese Reims eingeleitet, der die Rolle von Bischöfen in den zeitlich fest geplanten Friedensschlüssen illustriert. Brian A. Pavlac beleuchtet Erzbischof Albero von Trier und die sich ihm stellenden vielfältigen Herausforderungen geistlicher wie weltlicher Art, woran sich ein Blick auf weitere Prälaten nebst Schlüssen auf verschiedene »personality types among German prince-bishops« (S. 239) anschließt. Erzbischof Wilhelm von Tyrus und sein chronikalisches, sich mit Kreuzzügen und den daraus hervorgegangenen Herrschaften beschäftigendes Werk stehen im Mittelpunkt von Andrew D. Bucks Aufsatz, der untersucht, inwieweit Wilhelms Persönlichkeit in seiner Beschreibung des Fürstentums Antiochia aufscheint und diese beeinflusst hat (S. 246).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

In das Königreich Kastilien führt der Beitrag von Kyle C. Lincoln, der die Reformen der dortigen Kathedralkapitel am Ende des 12. und am Beginn des 13. Jahrhunderts im Hinblick auf die hierin aufscheinenden Ambitionen und politischen Interessen der beteiligten Bischöfe analysiert. Abschließend fragt Paul Webster unter dem Titel »A Poisoned Chalice?«, welche Auswirkungen es auf den Ruf von Prälaten hatte, wenn sie sich im Umfeld des englischen Königs Johann bewegten.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79548](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79548)

Seite | page 3

Insgesamt gesehen bietet der Sammelband somit ein breit angelegtes, internationales Panorama von Fallstudien zu verschiedenen mittelalterlichen (Erz-)Bischöfen, das unterschiedliche methodische Zugriffe und ihre Erkenntnismöglichkeiten präsentiert. Mit einem Register hätte der Band noch leichter nach den verschiedenen behandelten Personen und Bistümern erschlossen werden können; zudem wäre gerade bei einer räumlich wie zeitlich und zum Teil auch methodisch so ausgedehnten Sammlung an Untersuchungsbeispielen zu überlegen, ob neben der ausführlichen Einleitung nicht zusätzlich ein zusammenfassender Beitrag die wesentlichen Argumentationslinien, Ergebnisse und vor allem weiterführenden Fragestellungen hätte bündeln könnte. Ganz deutlich wird mit diesem sehr lesenswerten Band aber einmal mehr, wie umfangreich das Feld der Bischofsforschung ist und dass aus einem geografisch weitgefassten Blick auf europäische Beispiele auch zu einem nicht einfach abgrenzbaren sowie für mittelalterliche Akteure nicht leicht zu untersuchenden Begriff wie der »personality« sehr interessante und weiterführende Ergebnisse erzielt werden können.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dušan Coufal, Turnaj víry. Polemika o kalich na basilejském koncilu (1431–1433), Praha (Filosofia) 2020, 652 S. (Studie a prameny k dějinám myšlení v českých zemích, 20), ISBN 978-80-7007-620-0, CZK 490,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Olivier Marin, Paris

Comme Pavel Soukup ou Pavlína Rychterová, Dušan Coufal appartient à la génération dorée qui s'est formée après la chute du «rideau de fer» et qui a bouleversé en quelques années le champ des études médiévales tchèques. Sa thèse, «Entre théologie et politique: la polémique sur le calice 1414–1431» (Prague 2012) l'avait déjà imposé comme l'une des étoiles brillant au firmament de la «hussitologie». Par la précision et la nouveauté des connaissances qu'il apporte, le nouveau livre que voici force encore davantage l'admiration.

Le présent ouvrage intitulé «Le tournoi de la foi. La polémique sur le calice au concile de Bâle (1431–1433)» partage avec le précédent une évidente continuité thématique, chronologique et méthodologique. Son propos consiste à démêler l'écheveau des controverses suscitées par le premier Article de Prague, dont on sait qu'il réclamait la communion sous les deux espèces pour tous les fidèles. La fourchette chronologique retenue, qui va de la fin de l'hiver 1431 à l'automne 1433, pourrait paraître étroite, si l'on oubliait qu'elle correspond aux hautes eaux de l'actualité hussite en Europe: jamais les feux de la rampe ne se braquèrent sur la question bohême avec autant d'intensité qu'au cours de ces deux ans et demi. Pour le montrer, l'auteur s'appuie sur un travail proprement titanesque de recherche et de dépouillement des textes manuscrits. Abondamment citées tout au long du livre afin de permettre au lecteur de s'y confronter sur pièces, ces sources peu étudiées, et même souvent ignorées jusque-là, redessinent la trame des débuts du concile de Bâle telle qu'on croyait la connaître.

Les deux premiers chapitres traitent des étapes par lesquelles l'Église ouvrit des relations diplomatiques avec les hussites, lesquels venaient de vaincre les troupes croisées devant Domažlice, le 14 août 1431. Un plan large montre comment l'invitation des Bohêmes devint alors une pomme de discorde entre le concile et le pape («Otages du drame politique»); puis un cadrage plus resserré présente l'accord préalable auquel parvinrent les deux parties à Cheb, en mai 1432 («Les règles du débat»).

Dušan Coufal gratifie son lecteur de sa connaissance éprouvée tant des sources conciliaires que d'une bibliographie pléthorique. Et quoiqu'il ne s'agisse là que d'une partie introductive, il ne s'interdit pas d'y livrer d'ores et déjà des aperçus originaux sur les échanges d'informations entre Prague et Bâle, via Cheb et Nuremberg.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ainsi met-il au jour une lettre adressée le 7 mai 1432 par les habitants de Cheb aux représentants du concile Jean Nider et Jean de Gelnhausen, qui documente les tensions internes aux minorités catholiques de Bohême (p. 107).

Le cœur du livre est constitué du face-à-face entre orateurs catholiques et hussites. Le chapitre 3 étudie comment Jean de Raguse et Jean Rokycana s'y préparèrent, le quatrième reconstitue leur duel public, tandis que le chapitre 5 se penche sur les nombreuses interventions parallèles qui eurent lieu dans les coulisses du concile. Avec une gourmandise intellectuelle communicative, l'auteur multiplie les découvertes. Saluons la plus sensationnelle de toutes: la quatrième partie de la »Replica« de Jean Rokycana, que l'on pensait perdue, est retrouvée; Dušan Coufal l'a dénichée dans le ms Bautzen, Stadtbibliothek, 4o 28, qui s'avère même être l'exemplaire autographe de Rokycana (p. 338–342). Bien d'autres surprises récompenseront le lecteur au détour d'une savante analyse ou d'une de ces notes de bas de page ciselées dont l'auteur a le secret. Le spécialiste apprendra par exemple comment le Camaldule Jean-Jérôme de Prague, une fois de retour en Italie, a remanié son traité contre les quatre articles (p. 410–414); comment le recueil hussitologique transmis dans le ms Bâle, Universitätsbibliothek, A V 9, est l'œuvre d'un Parisien anonyme (p. 435–436); ou encore comment Rupert de Deutz, dissimulé sous le nom de Fulgence, a pu influencer la doctrine eucharistique des utraquistes (p. 197–198). Il s'en dégage une image profondément renouvelée de la controverse bâloise autour du calice. Alors que l'historiographie s'était laissée impressionner par l'œuvre du seul Jean de Raguse, Dušan Coufal démontre que le concile n'a pas parlé d'une seule voix. De Nicolas de Cues à Henri Toke, en passant par Heymeric de Campo et Nicolas Jacquier, c'est un choral dissonant qui s'est fait entendre.

Et ce n'est pas tout! Car les derniers chapitres du livre ne sont pas les moins fracassants. Le sixième, intitulé »Dans l'ombre de la diplomatie«, aborde la première légation des Bâlois à Prague (mai–juillet 1433), un sujet certes déjà beaucoup travaillé, mais qu'il éclaire à l'aide de nouveaux documents opportunément publiés en annexe. Le septième et ultime chapitre perce à jour les discussions qui eurent lieu à leur retour au concile, en août 1433. Fallait-il ou non autoriser le calice? Derrière l'unanimité apparente, Dušan Coufal restitue l'opposition entre Viennois et Colonnais.

Il reste à souligner que l'auteur ne se borne pas aux trouvailles factuelles d'une érudition myope, mais ouvre de plus larges perspectives. Un exemple suffira. Chez Heymeric de Campo et d'autres auteurs bâlois, l'historien tchèque détecte l'émergence d'un enjeu théologique nouveau, celui de la causalité des espèces eucharistiques. Il croise ainsi un thème qui commence seulement à être défriché à la suite d'Irène Rosier-Catach (»La parole efficace«, Paris 2004) et dont on ne peut que souhaiter qu'il prenne le temps d'y revenir. Peut-être aurait-il alors intérêt à mobiliser, plus qu'il ne le fait ici, des références empruntées à la philosophie et à la théologie contemporaines. Mais n'anticipons pas et ne boudons

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79498](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79498)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

pas notre plaisir devant ce maître livre, écrit de surcroît, ce qui ne gêne rien, sans tambour ni trompette. Des grands savants, Dušan Coufal a aussi l'humilité.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.79498](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79498)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Kay Davenport, The Bar Books. Manuscripts Illuminated for Renaud de Bar, Bishop of Metz (1303–1316), Turnhout (Brepols) 2017, 728 p., 242 b/w fig., 45 pl. (Manuscripta Illuminata, 2), ISBN 978-2-503-57467-7, EUR 100,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Marianne Besseyre, Paris

Évêché célèbre depuis l'époque carolingienne, Metz est au début du XIV^e siècle un territoire dynamique en termes d'économie et d'échanges stylistiques, jouissant d'une réelle autonomie politique et financière aux marges du Saint Empire, et de nombreuses alliances avec les grandes cours d'Europe.

Renaud de Bar, chanoine de Verdun puis évêque de Metz (1302-1316), apparaît comme un mécène ecclésiastique majeur de son époque. Les manuscrits liturgiques abondamment décorés qu'il commanda alors pour son église se signalent par une haute qualité artistique au service d'une forte ambition mémorielle. De fait, ces ouvrages ont été conçus pour exalter de manière exceptionnelle la dignité héréditaire aux ramifications multiples du lignage de l'évêque, tout comme la personnalité hors norme de leur commanditaire: un Bréviaire en deux parties (VBI – Verdun Breviary winter volume, British Library Yates Thompson ms. 8 et VBII – Verdun Breviary summer volume, bibl. mun. de Verdun ms. 107); un Missel révisé à l'usage de Metz (M – bibl. mun. de Verdun ms. 98); un Rituel malheureusement détruit en 1944 (R – bibl. mun. de Metz ms. 43) et un Pontifical en deux volumes (PI – Cambridge, Fitzwilliam Museum MS. 298 et PII – Prague, bibl. de l'univ. ms. XXIII c. 120) constituent le cœur de cette étude de 728 pages, construite en quatre parties de longueur croissante et suivie d'abondantes annexes.

Après un essai de reconstitution de la vie de Renaud de Bar établie au plus près des informations livrées par les manuscrits eux-mêmes (p. 23-44) – en particulier l'influence à priori déterminante qu'eut sa mère sur leur commande, importance révélée par l'héraldique – l'auteur s'attache à un examen minutieux de la fabrication matérielle de chacun des codices (p. 45-106). Le troisième chapitre traite des six artistes à l'œuvre dans les six volumes et de leur contribution respective (p. 107-187). Le quatrième et dernier chapitre, consacré à l'héraldique (p. 189-210), s'enrichit d'un appendice voué à l'impressionnante quantité et variété de blasons qui ponctuent les feuillets du Bréviaire (p. 211-342). Un second appendice augmenté de tableaux comparatifs revient sur les trois calendriers présents en tête du Bréviaire d'été, du Bréviaire d'hiver et du Missel (p. 343-369).

Le recensement volume par volume des grotesques en marge (plus d'un millier au total), regroupés selon les mains des intervenants



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

et accompagnés chacun d'un croquis au trait soulignant les linéaments signifiants des figures, ainsi que d'une description iconographique générique des motifs – une entreprise ardue dont l'auteur souligne les difficultés méthodologiques (p. 371-384) – fait du troisième appendice un précieux répertoire de formes, conçu comme un outil mnémotechnique de comparaison et d'étude au-delà des seuls manuscrits de Renaud de Bar. Cet appendice, qui constitue d'ailleurs un véritable livre dans le livre (p. 371-694), a servi de base à l'établissement d'un »Index to marginal subjects« (p. 673-694), présenté avant la bibliographie (p. 695-712) et un cahier de planches en couleurs (p. 713-728) en fin d'ouvrage.

Après l'étude monumentale consacrée par Alison Stones aux manuscrits gothiques français des années 1260-1320 – dont la deuxième partie, section IV, traitait, entre autres, de la production du comté de Bar¹, étude à laquelle le présent volume rend hommage – Kay Davenport nous livre une contribution complémentaire qui ne fait pas double usage. La grande clarté du propos, la qualité de l'apparat graphique, les nombreuses tables généalogiques, les mille détails enfin que mettent en lumière la reproduction simplifiée et scrupuleuse à la fois des blasons, marginalia et jusqu'aux plus infimes éléments du décor secondaire nous convainquent une fois encore, s'il en était besoin, de la haute valeur symbolique attachée au livre par les puissants du Moyen Âge et de la manière dont ils surent en user dans leur stratégie de pouvoir.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79499](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79499)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



¹ Alison Stones, *Gothic Manuscripts, 1260–1320, Part Two*, 2 vol., Londres, Turnhout, 2014 (*A Survey of Manuscripts Illuminated in France*, 3,2).

Harmony Dewez (dir.), Du nouveau en archives. Pratiques documentaires et innovations administratives (XIII^e–XV^e siècle), Vincennes (Presses universitaires de Vincennes) 2019, 192 p. (Médiévales, 76), ISBN 978-2-37924-028-7, EUR 20,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Olivier Canteaut, Paris

L'étude des pratiques médiévales de l'écrit reste un sujet neuf pour l'historienne et l'historien. Bien que les travaux à ce propos se soient multipliés depuis quelques décennies, ils connaissent un constant renouvellement, dont témoigne ce recueil stimulant, qui s'attache à une question rarement abordée: l'innovation dans le contexte de la «révolution documentaire» de la fin du Moyen Âge. Ce bouleversement du rapport à l'écrit, largement analysé par l'historiographie depuis les travaux de Michael Clanchy, repose non seulement sur une massification de la production et de l'utilisation de l'écrit, mais aussi sur une diversification de ses usages. Il va donc de pair avec la genèse de nouveaux types d'écrits, comme le souligne Harmony Dewez dans une introduction très éclairante: ces créations répondent à des besoins documentaires inédits et, en retour, en suscitent d'autres, susceptibles à leur tour d'infléchir le paysage scripturaire. Dans ce mouvement constant, qui transforme progressivement jusqu'aux modes de pensée, l'innovation joue un rôle essentiel, même si elle avance le plus souvent masquée: ainsi que le rappelle Jean-Baptiste Santamaria dans une contribution essentielle sur le rapport à l'innovation qu'entretiennent les administrations comptables, une telle notion est si décriée politiquement que la nouveauté doit être parée des vertus de l'antiquité pour s'imposer. C'est à la démasquer sous toutes ses formes que s'emploient les contributions réunies ici par Harmony Dewez.

Pour ce faire, elles s'attachent avant tout à observer comment une institution ou un individu crée de nouveaux outils documentaires et les modifie progressivement pour qu'ils répondent au mieux à ses besoins. Les écrits ainsi produits peuvent se couler dans un moule déjà éprouvé, tels les cartulaires en rouleau de l'abbaye de Margam au début du XIII^e siècle (Élodie Papin), ceux de la ville d'Amiens au XIV^e siècle (Marie-Émeline Sterlin) ou encore les registres de délibérations des villes champenoises au XV^e siècle (Cléo Rager). Ils peuvent aussi revêtir des formes plus originales, que la critique a souvent occultées par l'emploi réducteur, bien que commode, des termes «cartulaire» ou «registre». En réalité, il s'agit le plus souvent d'objets hybrides, élaborés au gré de phases successives de cartularisation et d'enregistrement – deux processus complémentaires qui se distinguent par le moment où ils interviennent dans le cycle de vie des documents copiés, le premier s'attachant à des archives déjà constituées, le second à des écrits qui circulent encore, qu'ils soient destinés à être



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

transmis à leur destinataire ou à être directement archivés. Ainsi le «Livre rouge» de l'échevinage de Reims, dont Emmanuel Melin détaille les phases de constitution au fil du XIV^e siècle, forme-t-il un véritable «registre-cartulaire». Quant aux volumes créés au cours du XIV^e siècle par l'archiprêtre de Lesparre-Médoc et par le seigneur de Gâtines en Anjou, leur composition est plus hétérogène encore, puisqu'ils mêlent documents authentiques et écrits de gestion autour d'un censier qui en constitue le noyau primitif. Isabelle Bretthauer et Marlène Hélias-Baron proposent donc de les qualifier de «livres de gestion», une expression parfaitement adaptée pour désigner les nombreux «livres», «manuels» et «mémoires» dans lesquels individus et institutions ont rassemblé des documents hétéroclites à des fins de gestion et d'administration – ce qui inviterait à parler plus largement de «livres de gestion et d'administration». C'est un des grands mérites de ce volume que d'attirer l'attention sur ces outils trop peu étudiés.

La mise en lumière de ces créations documentaires permet également de mieux saisir les circonstances qui poussent à innover. Dans des institutions aux pratiques conservatrices, l'impulsion initiale vient le plus souvent – si ce n'est toujours – de l'extérieur, qu'il s'agisse des menaces que fait peser un concurrent sur les biens et les droits acquis, ou du contrôle qu'entend désormais exercer une autorité supérieure: les innovations documentaires sont d'abord des outils défensifs. À ce titre, le contexte de la guerre de Cent Ans stimule de telles créations, en particulier dans les villes: à Amiens comme en Champagne, les relations tumultueuses avec le pouvoir royal et les tensions urbaines sont un terreau fertile pour faire fleurir les initiatives.

Est-il possible d'en savoir plus et de déterminer à quelles sources scribes et administrateurs puisent leur inspiration? L'enquête est difficile: à travers les écrits présentés ici, on devine parfois l'emploi de modèles documentaires, notamment lorsque des registres de délibérations municipales sont créés dans les villes champenoises sous l'égide de la royauté. De même les institutions financières des princes imitent-elles ouvertement celles du roi de France. Dans les autres cas étudiés, il est impossible d'en savoir davantage: les processus mobilisés pour innover demeurent dans l'ombre. Sans nul doute les parcours personnels jouent un rôle essentiel: comme le souligne Jean-Baptiste Santamaria, l'innovation est d'abord individuelle et elle se nourrit de l'expérience de chacun. C'est donc au gré des carrières des scribes et des administrateurs que circulent les techniques scripturaires. Rares sont cependant les hommes qui sortent de l'anonymat: le présent recueil offre quelques portraits, dont le plus intéressant est celui de Pey de La Fita, archiprêtre de Lesparre, mais aussi notaire public et auteur pour l'archevêque et le chapitre de Bordeaux de multiples écrits (rentier, obituaire, comptes); la confrontation de ces documents avec le «livre de gestion» établi par Pey serait assurément riche d'enseignements sur la *literacy* de ce dernier et sur sa capacité à transposer à son profit les pratiques qu'il a mises en œuvre dans d'autres cadres. On regrettera que le présent recueil ne se soit pas



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

davantage attaché à ces hommes de l'écrit, pour autant qu'il était possible de les suivre.

La part prépondérante que joue l'initiative individuelle dans l'innovation documentaire explique également que celle-ci soit fragile et souvent éphémère. Toutes les études de cas présentées ici soulignent combien les productions écrites sont le fruit de tâtonnements, d'un »bricolage«, au sens conféré par Claude Levi-Strauss à cette notion. Aussi l'innovation peine-t-elle à s'enraciner. Il convient donc de ne pas oublier qu'à côté des réussites documentaires, qui ont parfois transformé en profondeur le paysage scripturaire d'une institution, s'accumulent les essais avortés à plus ou moins brève échéance, bien plus discrets, mais attestés ici par une page inachevée, là par un brusque changement de plan dans un volume. Même quand une innovation documentaire prévaut un temps, sa transmission aux générations ultérieures reste une gageure: c'est seulement lorsqu'elle passe des mains d'individus à celles d'une institution que sa pérennité est assurée, comme le souligne la contribution de Jean-Baptiste Santamaria qui vient brillamment clore le recueil. Elle s'intègre alors au »style« en vigueur et devient tradition.

Au total, c'est un questionnement renouvelé sur la révolution documentaire et ses mécanismes qu'offre le présent volume. Si les six études de cas réunies ici ne prétendent pas épuiser le sujet, elles invitent à être plus attentifs à toute la diversité typologique des écrits médiévaux et ouvrent des perspectives d'analyse fécondes sur leur genèse et leur transmission.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79550](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79550)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Étienne Doublier, Jochen Johrendt, Maria Pia Alberzoni (Hg.), Der Rotulus im Gebrauch. Einsatzmöglichkeiten – Gestaltungsvarianz – Deutungen, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2020, 464 S., 35 s/w, 34 farb. Abb. (Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde. Beiheft, 19), ISBN 978-3-412-51802-8, EUR 59,99.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Stefan G. Holz, Heidelberg/Stuttgart

Landläufig werden Schriftrollen in Europa vor allem mit der antiken oder jüdischen Schriftkultur in Verbindung gebracht. Das Mittelalter gilt demgegenüber als Zeitalter des Kodex. Trotz des in der Forschung häufig betonten »Siegeszugs des Kodex« in der Spätantike kannte das Mittelalter die Schriftrolle als Aufzeichnungsform für eine Vielzahl an Textsorten und Gebrauchskontexten. Dass das europäische Mittelalter mitnichten eine allein auf dem Buch basierende Schriftkultur war, demonstriert der von Étienne Doublier, Jochen Johrendt und Maria Pia Alberzoni herausgegebene Tagungsband vornehmlich anhand deutscher und italienischer Fallbeispiele. Letztere bewegen sich in der »Hochphase des Rotulus«, von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts.

Im Zentrum des Sammelbands steht die Frage, wieso die mittelalterlichen Zeitgenossen auf Schriftrollen zurückgriffen, wenn ihnen bspw. auch Wachstafeln oder Kodizes zur Verfügung standen (S. 13). In vier unterschiedlich stark gewichteten Sektionen untersuchen 20 Autoren Rotuli auf ihren Inhalt, ihre Entstehungs- und Nutzungszusammenhänge sowie besonders ihre Materialität. Den Schwerpunkt bildet dabei der administrative Kontext, dem insgesamt 14 Beiträge gewidmet sind. Dies überrascht keineswegs, hat sich doch ein Großteil unserer Rollenüberlieferung aus diesem Umfeld erhalten.

Eine finale und eindeutige Beantwortung der Kernfrage des Bands nach dem Warum bleibt am Ende der Lektüre aus. Dies ist gar nicht anders zu erwarten, sind pauschale Antworten, wie sie in der Forschung bislang zumeist vorgebracht wurden und nach denen Rotuli aufgrund ihres leichten Transports oder ihrer einfachen Handhabung gewählt worden wären, zu differenzieren. Die Vielfalt der überlieferten Rollenformate und die Diversität ihrer Gebrauchskontexte ist zu groß, als dass man die Wahl der Aufzeichnungsform unter einem einzigen Nenner bündeln könnte.

Um den Rollengebrauch der mittelalterlichen Zeitgenossen begreifen zu können, ist meines Erachtens ein praxeologischer Zugang erforderlich, der die gesamte Überlieferung eines Individuums oder einer Institution in den Blick nimmt. Ein solcher Ansatz wird in vielen Beiträgen verfolgt. Gleichwohl finden sich



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

in einigen Aufsätzen weiterhin recht pauschale Hinweise auf die Transportvorteile der Rolle gegenüber dem Kodex (Barbara Bombi, Riccardo Parmeggiani, Pietro Maria Silanos, Alberto Spataro, Bastian Walter-Bogedain, Annafelicia Zuffrano). Aus meiner Sicht ist das Transport-Argument in seiner Pauschalität nicht haltbar, gab es doch nicht allein kleinformatige Rollen oder schwere, in Holzdeckel gebundene Kodizes, sondern ebenso große und unhandliche Rollen wie auch flexible und leichte Hefte (siehe dazu auch Nine Miedema). Es muss im Einzelfall überprüft werden, ob die materiale Beschaffenheit der in einer Verwaltung oder von einem Schreiber verwendeten Rotuli einen Transportvorteil gegenüber den Kodizes aus demselben Kontext bedingen.

Überdies konnten einige Forscherinnen und Forscher aufzeigen, dass die Wahl der Rolle als Aufzeichnungsform nicht allein auf materialen Beweggründen fußte. Stellenweise griff man aufgrund bewusst oder unbewusst fortgeführter Routinen und Traditionen auf Rotuli zurück (Barbara Bombi, Riccardo Parmeggiani). Häufig wurden Schriftrollen auch in der lokalen Verwaltung, für begrenzte Räume oder eine Textsorte bzw. kleine Textmengen genutzt, während man in der zentralen Verwaltung oder für umfassende Informationssammlungen Kodizes heranzog (Lucia Dell'Asta, Jochen Johrendt, Christian Lackner).

Nicht zuletzt beeinflusste in vielen Fällen der Entstehungsprozess der Schriftstücke die Wahl der Aufzeichnungsform nachhaltig, sei es bei der Zusammenstellung einzelner Rechnungsdokumente auf Einzelblättern in (Sekundär-)Rotuli (Mark Mersiowsky) oder bei der Komposition und möglichen Wiederverwendung von Urkundenkompilationen (Lorenza Iannacci, Miriam Rita Tessera). Teilweise war die Materialität eben doch ausschlaggebend für die Wahl der Form. Denn anders als bei dem aus Lagen geformten Kodex musste bei der Produktion von fortlaufenden Rollen kaum auf die Struktur geachtet werden; man konnte die Texte vielmehr fortschreiben und je nach Bedarf neue Membranen annähen oder ankleben (Barbara Bombi, Étienne Doublier). Der Rotulus war in der Herstellung demnach flexibler als ein Kodex.

Dass Rollen stets günstiger zu produzieren waren als Kodizes – wie in der Literatur stellenweise zu lesen – ist als Argumentation nicht überzeugend. Dafür gab es wesentlich zu viele unterschiedliche Pergament- und Papierqualitäten, ganz zu schweigen vom Einband (Holzdeckel, Kopert) oder der Ausführung der Schrift und Miniaturen. Rollen konnten günstiger sein; genauso häufig waren sie aber auch teurer als Kodizes, wenn bei ihnen bspw. lediglich eine Seite der Membran beschrieben wurde (Paolo M. Galimberti). Das Kostenargument muss daher im Einzelfall mit Blick auf die Kontextüberlieferung überprüft werden; ganz so, wie dies bei den meisten anderen Argumenten rund um die Wahl der Aufzeichnungsform auch der Fall ist.

Einen letzten wichtigen Zugang zu den Rotuli ermöglicht die Untersuchung der Nutzungskontexte. Schriftrollen ermöglichten durch ihre Materialität nicht allein die wirkmächtige Präsentation



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

einer Kontinuität – wie z. B. bei genealogisch-historiografischen Texten häufig beabsichtigt (Elena Vanelli) – sie hatten durchaus auch einen gewissen performativen Charakter, so z. B. vor Gericht (Maria Silanos). Und schließlich war bei Kodizes das Nachschlagen spezifischer Informationen einfacher und effektiver als bei fortlaufenden Rotuli (Paolo M. Galimberti).

Diese Vielfalt an Gründen für die Wahl der Rolle unterstreicht die zentrale Aussage von Miedema, »dass es [nämlich] keine einheitliche Gebrauchsfunktion der Rotuli gibt« (S. 48). Vielmehr muss man je nach Verwendungskontext und Textsorte die Frage nach dem Warum immer wieder neu stellen. Daher ist es verständlich, wenn die Herausgeber in ihrer Einleitung betonen, dass es nicht das Ziel des Sammelbandes sein kann, eine Synthese des Rollengebrauchs im europäischen Mittelalter zu geben (S. 13). Gleichwohl hätte ich mir ein Fazit gewünscht, das die wichtigen Einzelbeobachtungen der Beiträge in Kernthesen bündelt, um so die (grund-)wissenschaftliche Diskussion über die unterschiedlichen Aufzeichnungsformen noch stärker anzuregen, als dies der sehr wichtige Sammelband von Étienne Doublier, Jochen Johrendt und Maria Pia Alberzoni sicher tun wird.

Für die zukünftige Erforschung von Rotuli wünsche ich mir dreierlei: erstens, dass man zu einer einheitlichen Begrifflichkeit hinsichtlich ihrer Analyse und Beschreibung gelangt; zweitens, dass man den zeitlichen Rahmen erweitert und nicht mehr allein die »Hochphase der Rotuli« (1150–1350) in den Blick nimmt, sondern demgegenüber gerade auch jene Zeiten untersucht, in denen scheinbar keine oder kaum mehr Schriftrollen genutzt wurden; und drittens, dass man die grundwissenschaftlich fundierten Einzelstudien aus den unterschiedlichen Regionen zusammenführt, um dadurch zu einem besseren Verständnis der vormodernen Schriftlichkeit auf einer europäischen Ebene zu gelangen.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79500](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79500)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ionuț Epurescu-Pascovici (ed.), Accounts and Accountability in Late Medieval Europe. Records, Procedures, and Socio-Political Impact, Turnhout (Brepols) 2020, VI–306 p., 20 b/w ill., 20 b/w tabl. (Utrecht Studies in Medieval Literacy, 50), ISBN 978-2-503-58853-7, EUR 90,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Julie Claustre-Mayade, Paris

Ce volume regroupe les textes d'un colloque organisé en novembre 2018 à l'université de Bucarest dans le cadre du projet de recherche européen »Castellany Accounts«, ce qui justifie que cinq des douze contributions concernent la Savoie, terrain d'étude de ce projet. L'introduction de l'éditeur scientifique se place dans le sillage de Thomas N. Bisson et John Sabapathy et met les études de cas qui la suivent dans une perspective historique plus vaste ouverte au cours du XII^e siècle, celle d'un balancement entre loyauté politique et morale et responsabilité financière et administrative. On le sait, le développement des comptabilités marque profondément la documentation à partir du XIII^e siècle.

Ionuț Epurescu-Pascovici argue qu'elle a également profondément marqué les sociétés de la période 1250–1500, en lien avec la commercialisation de l'économie et le développement fisco-étatique. La diffusion des pratiques comptables au sein des institutions seigneuriales et monarchiques signerait le passage d'une notion traditionnelle de responsabilité (*responsability*) morale à l'égard d'un supérieur à une notion nouvelle de responsabilité (*accountability*) institutionnelle. Au fil de cette longue période de transition, le changement des pratiques comptables manifesterait le glissement d'une volonté de fixer des droits à l'objectif d'atteindre un équilibre financier. La période verrait ainsi une tension croissante entre l'enjeu d'une bonne gouvernance des populations et celui d'une efficacité de l'extraction rentière.

L'éditeur du volume invite à scruter dans les comptabilités institutionnelles tardomédiévales le jeu complexe des rapports entre monarchie, aristocratie administrative et sujets, qui se joue à l'échelle locale de la perception des taxes par les États, la papauté et les seigneurs.

L'ouvrage est structuré en trois parties. La première porte sur les liens entre comptabilité financière et politique et propose donc de politiser l'étude des comptabilités médiévales. Elle s'ouvre par une très éclairante étude de Richard Cassidy sur les pratiques comptables de la monarchie anglaise au temps de la guerre civile (1258–1264), au sujet de laquelle l'auteur rappelle que les aristocrates réformateurs voulaient imposer au roi un contrôle financier comptable, ce qui montre bien que la tenue de comptes était un enjeu politique de souveraineté.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

L'article de Roberto Biolzi sur la principauté de Savoie-Achaïe démontre que le développement d'une comptabilité judiciaire spécifique, celle des amendes pour non-respect du devoir militaire, a permis au prince de fiscaliser ce devoir militaire et de financer ainsi son armée entre la fin du XIII^e et le milieu du XIV^e siècle: on voit ainsi que la pratique comptable chemine avec l'exercice de la justice pour imposer à tous les habitants de la principauté à la fois le devoir militaire et le devoir fiscal.

La deuxième partie du livre se focalise sur la technologie des écrits comptables et convie le lecteur à une étude serrée de la matérialité des comptabilités, ce qui justifie son insertion dans la collection dirigée par Marco Mostert. Alessandro Silvestri dévoile les techniques de reliure mises en place par l'administration du *conservator* dans la Sicile aragonaise du XV^e siècle afin de rassembler l'information nécessaire à la gestion du patrimoine royal insulaire. Les livres de la *conservatoria* avaient une structure mobile permettant tant la structuration thématique de l'ensemble que la mise à jour du détail de cette information: ils étaient composés de feuillets simples ou de petites unités de deux à trois feuillets; chaque feuillet était, avant écriture, percé d'un trou de 2 cm de diamètre, les feuillets pouvant être ensuite empilés autour d'une cheville et ainsi assemblés et réassemblés au gré des besoins; des feuillets concernant de nouvelles informations financières (paiements, décision, etc.) étaient ajoutés au fur et à mesure; on ne procédait à la reliure du livre que lorsque les informations contenues n'avaient plus d'utilité courante, et encore par deux simples cordes de telle sorte que le livre pouvait être aisément dérelié pour être ouvert et complété.

On comprend ainsi que c'est par l'art de la reliure que l'administration aragonaise mit au point un système fort efficace de gestion de l'information domaniale. La même attention aux pratiques matérielles des comptables se retrouve dans la contribution d'Ekaterina Nosova sur les comptes mensuels du duché de Bourgogne des années 1474–1476: l'autrice montre que non seulement les ducs de Bourgogne avaient des écrous journaliers et des comptes annuels sur parchemin, mais aussi des états comptables mensuels tenus sur des cahiers de papier, non soumis à audition, mais vraisemblablement destinés à préparer la comptabilité annuelle.

L'article que Armand Jamme consacre aux comptes des États pontificaux entre XIII^e et XVI^e siècle n'a guère de raison d'être rangé dans la deuxième partie, mais il n'en est pas moins instructif. L'auteur y montre qu'après avoir été confiés à des marchands italiens au XIII^e siècle, ils furent produits, à partir du début du XIV^e siècle et dans un souci de transparence, par des notaires des provinces pontificales et reflétèrent de manière croissante la volonté de clarifier les rôles administratifs et politiques de chaque acteur. Avec le repli des Églises sur les États aux XV^e et XVI^e siècles, la papauté dut de plus en plus compter sur les revenus de ses propres domaines, ce qui impliqua un nouveau changement des pratiques comptables. Pour autant, le contrôle des comptes



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

n'avait pas pour finalité de lutter contre la corruption des officiers locaux, qui devaient simplement démontrer leur respect des règles administratives lors de l'audition des comptes, l'objectif principal restant, pour le pape, l'efficacité de l'extraction de la rente. L'auteur invite ainsi à découpler progrès des techniques comptables et lutte contre la corruption.

C'est ensuite une intéressante approche historiographique des comptabilités savoyardes qui ouvre l'étude de Guido Castelnuovo. Il rappelle qu'elles furent archivées dès les années 1320 au château de Chambéry, à côté du trésor des chartes de la principauté de Savoie, mais qu'elles furent beaucoup plus négligées que ce dernier par l'historiographie. L'auteur recherche la généalogie de cette hiérarchie documentaire et en trouve la piste dans les politiques de conservation mises en place au Moyen Âge, plus exactement dès la première moitié du XV^e siècle, avec l'inventaire dit de Clairvaux.

La troisième partie de l'ouvrage, enfin, s'intéresse à l'impact des pratiques comptables institutionnelles sur la vie des communautés locales. La contribution de Nicolas Carrier met en lumière les résistances à la levée de la taille princière dans les communautés paysannes de Savoie aux XIV^e et XV^e siècles, à partir des comptabilités des recettes fiscales des châtelainies. Une des cibles de leur résistance fut le nombre de foyers inventoriés par les châtelains: la taille étant initialement modulée en fonction des revenus des foyers, localement les foyers riches ne voulaient pas que soient inventoriés certains foyers pauvres, ce qui entraînait leur propre surtaxation au nom du principe »le fort soutenant le faible«; puis la taille fut modulée de façon beaucoup moins élastique, les foyers incapables de payer étant purement et simplement exclus des listes, de même que les morts et les émigrants.

Selon l'auteur, ces variations de l'inscription sur les listes de contribuables sont le produit des négociations des châtelains avec les résistances communautaires à la taxation princière, qui s'illustrent aussi, plus éloquemment mais moins fréquemment, par plusieurs révoltes contre les collecteurs. Pour sa part, Dean A. Irwin propose une présentation de l'enregistrement des prêts juifs en Angleterre, institutionnalisé en 1194 sous la forme chirographes déposés dans des coffres appelés *archae* et disséminés dans le pays. La Couronne imposa dans les décennies suivantes un second enregistrement, abrégé, de ces prêts juifs sur des rouleaux de contrôle (*scrutiny rolls*), dans un objectif principalement fiscal avant d'imposer une taille sur les juifs d'Angleterre; le roi ordonnait de procéder à l'inventaire des coffres afin de s'assurer des capacités financières des juifs et de l'identité de leurs débiteurs, appelés à devenir les siens. Ces rouleaux jouèrent pourtant d'autres rôles dans le crédit juif, sécurisant les droits des créanciers comme des débiteurs. L'auteur, qui détaille aussi les différences matérielles entre les deux types d'enregistrement, montre ainsi la diversité de leurs usages sociaux.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

La dernière contribution du volume ouvre sur un tout autre type de comptabilités dans un espace très différent, celles des fabriques paroissiales dans la Transylvanie des XIV^e–XVI^e siècles, dont Adinel C. Dincă propose ici un premier recensement et une première approche prometteuse.

Cet ouvrage rassemble ainsi plusieurs études de grande qualité sur des corpus comptables médiévaux désormais systématiquement étudiés au prisme de leur matérialité. S'en dégage fort heureusement un récit moins évolutionniste et plus nuancé de la modernisation administrative tardomédiévale que celui qui est proposé en introduction. Si l'on ne peut que louer l'éditeur scientifique pour la publication de ces travaux, on regrettera que de rares problèmes éditoriaux affectent l'indispensable appareil graphique d'une étude (graphiques 1 et 2 p. 58-59 et tableau p. 61) et, surtout, que la bibliographie francophone spécialisée (en particulier la revue »Comptabilités« et des ouvrages aussi classiques que »Écrire, compter, mesurer. Vers une histoire des rationalités pratiques«¹ et »Classer, dire, compter. Discipline du chiffre et fabrique d'une norme comptable à la fin du Moyen Âge«²), soit ignorée dans l'introduction. De ce point de vue, on ne peut qu'espérer que le fait de publier exclusivement en anglais, comme c'est le cas ici, des travaux réalisés par des chercheurs francophones soit de nature à améliorer la diffusion d'une historiographie qui a largement contribué aux renouvellements récents en matière d'histoire des comptabilités.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79501](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79501)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Natacha Coquery, François Menant, Florence Weber (dir.), *Écrire, compter, mesurer. Vers une histoire des rationalités pratiques*, Paris 2006.

² Olivier Mattéoni, Patrice Beck (dir.), *Classer, dire, compter. Discipline du chiffre et fabrique d'une norme comptable à la fin du Moyen Âge*, Paris 2015 (*Histoire économique et financière de la France. Animation de la recherche*).



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Susanna E. Fischer, Erzählte Bewegung.
Narrationsstrategien und Funktionsweisen
lateinischer Pilgertexte (4.–15. Jahrhundert), Leiden
(Brill Academic Publishers) 2019, VIII–374 S., farb. u.
s/w Abb. (Mittellateinische Studien und Texte, 52),
ISBN 978-90-04-38042-4, EUR 116,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Klaus Herbers, Erlangen

Die mittellateinische Münchner Habilitation von 2017 widmet sich Pilgertexten mit dem Ziel des Heiligen Lands. Insofern muss der Titel etwas eingeschränkt werden, weil nur diese Gegend im Zentrum des Interesses steht. Die Autorin wählt bewusst den Terminus »Pilgertexte«, weil die Bezeichnung Pilgerberichte im Grunde nur die Berichterstattung über Gesehenes in den Vordergrund rückt. Ihr geht es in ihrer Arbeit aber vor allen Dingen darum, die verschiedenen Dokumente unter dem Gesichtspunkt zu lesen, wie diese sich zu einer literarischen Tradition entwickelten und zugleich narrativ neue Welten erschufen.

Die Arbeit gliedert sich in sechs Hauptkapitel, hinzu kommen Literaturverzeichnis sowie ein Orts- und Personenregister. In den ersten drei Kapiteln werden theoretische Grundlagen der von ihr untersuchten Texte erörtert. Dabei geht es nicht nur um die Charakteristika der Überlieferung und die Auswahl der untersuchten Texte (Kap. 2), sondern vor allen Dingen um die jeweiligen Textmerkmale. Hier stehen verschiedene Überlegungen zu Memoria und Imagination im Vordergrund. Fischer will danach fragen, inwieweit Pilgertexte zugleich und vor allem mentale Bilder und »narrative Repräsentationen des Heils« erschufen.

Nach diesem Teil wird das Textmaterial in den beiden Hauptkapiteln 4 und 5 im Einzelnen erörtert. Kapitel 4 beschäftigt sich mit der »Imaginierung der Pilgerreise«, das etwas kürzere Kapitel 5 mit der »enzyklopädische(n) Funktion« der Pilgertexte. Insgesamt wird zeitlich breit ausgegriffen: Kapitel 4 beginnt mit dem spätantiken Itinerarium der Egeria und endet mit den Texten Felix Fabris an der Wende zum 16. Jahrhundert. Sehr deutlich wird auf Unterschiede Wert gelegt, so zum Beispiel, wenn der Bericht der Egeria den Aufzeichnungen des Anonymus von Piacenza gegenübergestellt wird.

Beim Anonymus werden Heilsorte nicht nur narrativ in den Blick gerückt und visualisiert, sondern oft auch durch die Thematisierung von Berühren, Küssen und anderen Akten gleichsam materialisiert. Dies führt zu einer ganz anderen Form der Inzenierung. Es fällt auf, dass nach den spätantiken und frühmittelalterlichen Texten (hier besonders interessant die Aufzeichnungen Adomnans mit den Diagrammen als räumliche



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Erschließungsformen) erst wieder im 12. Jahrhundert mit Johannes von Würzburg ein weiterer Text ins Zentrum gerückt wird.

Für die enzyklopädische Funktion steht in ganz besonderer Weise der Text des Burchard von Monte Sion, der bisher vor allen Dingen der kartografischen Abbildungen wegen das verstärkte Interesse der Forschung gefunden hat. Er bietet so etwas wie eine universale Topografie, und das Werk wurde mit seinen ca. 100 Handschriften im späteren Mittelalter ausgesprochen prägend.

Die Ergebnisse der Studie werden im sechsten Kapitel kurz zusammengefasst und unter die Stichworte Imagination und Wissensvermittlung gestellt. Originell ist an der Untersuchung Fischers, dass die jeweiligen Aufzeichnungen konsequent unter dem Aspekt analysiert werden, inwieweit die Texte selbst zum Medium des Heils wurden, wenn auch in ganz unterschiedlicher Art und Weise. Das Thema der Wegstrecken wurde insbesondere bei den Jerusalemtexten dahingehend modifiziert, dass der bereiste Raum als heiliger Raum konstruiert wurde, aber im Laufe der Zeit in sehr unterschiedlicher Form, wie die einzelnen Interpretationen, die hier nicht resümiert werden können, verdeutlichen.

Die insgesamt sehr spannenden Untersuchungen Fischers stützen sich unter anderem für die Latinität des Mittelalters auf zahlreiche Überlegungen, die bisher insbesondere von der germanistischen Mediävistik entwickelt wurden. Es fragt sich, ob nicht das Thema der virtuellen Pilgerfahrt, wie dies am Beispiel der »Sionpilger« Felix Fabris kurz angedeutet wird (S. 216ff.), noch ausführlicher hätte behandelt werden können und sollen. Auch bietet dieser Text Anlass zu fragen, inwieweit weitere Pilgertexte außer zu Jerusalem (Rom und Santiago) durch den interpretatorischen Ansatz Fischers besser erschlossen werden könnten und sollten. Die Imaginationen, die Fabris »Sionpilger« zum Beispiel für eine Wegstrecke auf der Iberischen Halbinsel zum Grab des heiligen Jakobus entwickeln, sind von einer ganz besonderen Eigenart, denn sie schließen (unter anderem) auch Heilsorte der europäischen Expansion ein, und dies ist auch der bisherigen Jakobus-Forschung nicht verborgen geblieben.

Insgesamt überzeugt die Arbeit Fischers, und es ist zu wünschen, dass weitere Textzeugen dieser Art in ähnlicher Gründlichkeit untersucht werden. Damit ergibt sich auch die dringende Frage, inwieweit Pilgertexte eine eigene Form des Heils schufen und damit in erheblichem Maße auch zu Sakralisierungsprozessen des Lateinischen Westens beitrugen. Diese Perspektive sehr konkret an einzelnen Beispielen erörtert zu haben, ist nicht das geringste Verdienst dieser gründlichen und konsequent durchgeführten Studie.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79551](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79551)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Les écrits anti-sarrasins de Pierre le Vénérable. Cultures de combat et combat de cultures. »Summa totius haeresis Sarracenorum – Epistola de translatione sua – Contra sectam sive haeresim Sarracenorum«. Texte éméndé de l'édition d'Arnold Glei. Introduction, traduction et annotation d'Alain Galonnier, Leuven, Walpole, MA (Peeters Publishers) 2020, VIII–386 p. (Philosophes médiévaux, 67), ISBN 978-90-4294002-4, EUR 105,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Wolfram Drews, Münster

Die Spanienreise des Abtes Petrus Venerabilis von Cluny gab nicht nur den Anstoß zur ersten lateinischen Übersetzung des Korans; der Abt selbst verfasste im Nachklang drei unterschiedliche Texte, die im vorliegenden Band kritisch ediert und zusammen mit einer französischen Übersetzung abgedruckt sind, leider nicht in synoptischer Präsentation. Auch die Apparate sind aufgeteilt: Der Variantenapparat begleitet den lateinischen, der wesentlich umfangreichere Sachkommentar (einschließlich der Verweise auf mögliche Vorlagen und Parallelen) findet sich beim französischen Text.

Mit besonderem Gewinn liest man die fundierte Einleitung, die die Summe aus langjähriger Forschung zieht. Hier wird zunächst der Autor selbst vorgestellt; im Hinblick auf das islamkritische Corpus ist die Tatsache bemerkenswert, dass Petrus vermutlich nur eine einzige Spanienreise unternahm, wohingegen er wiederholt nach Italien, zweimal nach England und (ebenfalls nur) einmal auch ins Reich reiste. Im Zentrum der Einleitung steht die Kontextualisierung der islamkritischen Werke und das von Petrus angestoßene Übersetzungswerk, das »Corpus Toletanum«. Die Übersetzer um Robert von Ketton, die eigentlich mit naturkundlichen und astronomischen Werken befasst waren, wurden von Petrus entlohnt, damit sie sich dem Text des Korans zuwandten. Die einheimischen Christen Spaniens hatten offenbar über 400 Jahre hindurch keine Notwendigkeit für eine Übersetzung der heiligen Schrift des Islams gesehen, vielleicht auch deshalb, weil manche von ihnen des Arabischen mächtig waren. Die Erklärung für die augenfällige »Verspätung« der Übersetzung liegt also zumindest teilweise in den finanziellen Möglichkeiten Clunys und in der Entscheidung, diese in das gegen den Islam gerichtete Übersetzungswerk zu investieren.

Petrus selbst verfasste im Anschluss an seine Spanienreise insgesamt drei Werke, die unter der Bezeichnung »Refutatio cluniacensis« zusammengefasst werden: die »Summa totius haeresis Sarracenorum«, sodann eine »Epistola de translatione sua«, in der er Bernhard von Clairvaux dazu animieren wollte, auf



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

der Grundlage der von ihm in Spanien gesammelten Materialien eine umfassende »Widerlegung« des Islams zu verfassen. Erst als Bernhard sich diesem Ansinnen verweigerte, sah sich Petrus gezwungen, das von ihm gewünschte, umfangreiche Widerlegungswerk selbst zu verfassen, eben die dritte einschlägige Publikation aus seiner Feder, unter dem Titel »Contra sectam sive haeresim Sarracenorum«.

Alain Galonnier grenzt sich in seiner Einleitung wohltuend von älteren Tendenzen der Forschung ab, die in Petrus den Pionier einer dialogorientierten Haltung gegenüber den Muslimen erkennen wollte. Galonnier macht demgegenüber deutlich, dass es Petrus nicht um Dialog oder Verständigung ging, sondern um Widerlegung und Bekämpfung. Hinsichtlich des Islams verfolgte er also ähnliche Ziele wie gegenüber den Anhängern des heterodoxen Wanderpredigers Petrus von Bruys, die er in seinem Traktat »Contra Petrobrusianos« angriff, um sie zu widerlegen.

Die antimuslimische Ausrichtung des Abtes von Cluny wird auch auf biografische Gründe zurückgeführt: Familienmitglieder waren im Umfeld des Konzils von Clermont 1095 aktiv und in die entstehende Kreuzzugsbewegung eingebunden. Auch Petrus ging es um die Bekämpfung des Islams, was Galonnier aufgrund einer detaillierten Analyse seines Sprachgebrauchs anhand des Wortfeldes *aggredior* ausführt. Andererseits widerlegt er Behauptungen, die Petrus eine Rezeption der scholastischen Philosophie zuschreiben.

Einleitung, Edition und Übersetzung werden der Forschung zur Auseinandersetzung des Petrus Venerabilis mit dem Islam ein zuverlässiges Instrumentarium bereitstellen können. Weniger kundig zeigt sich der Bearbeiter, wenn es am Rande um Fragen der Reichsgeschichte geht, etwa um die Terminologie des »heiligen« Reiches oder die Titulaturen der frühen Staufer (Konrad III.). Auch hätte man sich bei den Ausführungen zu Petrus Alfonsi eine Berücksichtigung der grundlegenden Arbeiten von Carmen Cardelle de Hartmann gewünscht. Diese Monita können die Verdienste des Bearbeiters aber nicht schmälern. Sie sollten künftig neben der deutschen Übersetzung der »Refutatio cluniacensis« von Reinhold Gleis aus dem Jahr 1985 herangezogen werden, dessen Edition der vorliegenden Arbeit als Grundlage diene, auch wenn sein Vorname im Titel falsch wiedergegeben wird.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79502](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79502)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Alban Gautier, Lucie Malbos (dir.), Communautés maritimes et insulaires du premier Moyen Âge, Turnhout (Brepols) 2020, 222 p., 2 ill. en n/b, 2 ill. en coul., 3 tabl. (Haut Moyen Âge, 38), ISBN 978-2-503-58551-2, EUR 55,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Laury Sarti, Freiburg im Breisgau

Alban Gautier und Lucie Malbos fragen nach dem Charakter maritimer und insularer Gesellschaften im früheren Mittelalter und inwiefern Historikerinnen und Historiker der Eigenheit dieser Siedlungen Rechnung tragen sollen. Der anregende Band widmet sich damit einem bisher unzureichend behandelten Thema und reiht sich in die aktuelle Forschung zu den »Kleinen Welten« des frühen Mittelalters ein¹. Nach einem einführenden Beitrag wird das Thema anhand von zehn Beiträgen diskutiert, die aus einer im März 2017 in Boulogne-sur-Mer stattgefundenen interdisziplinären Tagung hervorgegangen sind. Die einzelnen Aufsätze werden von Karten, Bildern und Tabellen begleitet, der Band durch einen Schlussbeitrag, englischsprachige Zusammenfassungen sowie einen Index abgeschlossen.

Der Band verwendet bewusst eine recht offene Definition von »Gemeinschaft«, die keinem spezifischen Quellenbegriff entspricht, es aber ermöglichen soll, die unterschiedlichen Facetten zu erfassen. Als Kriterium werden z. B. das Vorhandensein einer Eigenbezeichnung, eines Zusammengehörigkeitsgefühls oder gemeinsamer Interessen vorgeschlagen, wobei Letzteres die Bereitschaft zur gegenseitigen Hilfeleistung, gemeinsame Traditionen, oder die gemeinschaftliche Organisation und Gesetzgebung implizieren kann. Die ohnehin dünne Quellenbasis ist durch die Häufung zerstörter Archive, vor allem im Norden und entlang des Atlantiks, zusätzlich verschlechtert, wodurch die Archäologie weiter an Bedeutung gewinnt.

Einige zentrale Themen werden jeweils von mehreren Beiträgen aus unterschiedlicher Perspektive behandelt. Stéphane Lebecq (S. 23–35) fragt nach dem (Dorf)Charakter friesischer Ansiedlungen in unmittelbarer Nähe zum Nordmeer, das nicht nur wegen der Stürme, sondern auch der Piraten gefürchtet wurde. Archäologisch nachgewiesene Dammbauten lassen auf gemeinschaftliches Arbeiten und damit auf ein intaktes Gemeinschaftswesen schließen, die überlieferten Friesenrechte



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Insbesondere Thomas Kohl, Steffen Patzold, Bernhard Zeller (Hg.), *Kleine Welten. Ländliche Gesellschaften im Karolingerreich, Ostfildern 2019* (Vorträge und Forschungen, 87), sowie Bernhard Zeller u. a., *Neighbours and Strangers. Local societies in early medieval Europe*, Manchester 2020 (Manchester Medieval Studies).

weisen auf eine Gesellschaft bestehend aus mehrheitlich freien Bauern hin. André Evangelista Marques (S. 97–126) widmet sich den maritimen Gesellschaften in Nordiberien, einer Region, für die 19 Institutionen in einer Entfernung von weniger als 20 km von der Küste Dokumentationen liefern, die einen Einblick in die dortigen Gegebenheiten bieten. Die hier am Beispiel von Moreira und Puerto durchgeführte Untersuchung liefert den Eindruck einer der inländischen Besiedlung nicht unähnlichen Siedlungsstruktur, auf welche die Nähe zum Meer nur bedingt Einfluss gehabt zu haben scheint.

Mit dem Handelsplatz (*emporion/wic*) als eigener Gattung maritimer Siedlungen befasst sich Søren M. Sindbæk (S. 127–142), der nach den im Norden entstandenen wirtschaftlichen und sozialen Netzwerken fragt. Dabei setzt sich Sindbæk kritisch mit der auf Aussagen Henri Pirenne's zurückgehenden Einschätzung auseinander, es handele sich um primitive Handelssiedlungen. Er verweist auf neuere Befunde, die auf komplexere Strukturen sowie auf deren Vernetzung mit anderen Handelsplätzen schließen lassen. Lucie Malbos (S. 37–56) beschäftigt sich mit den Frauen dieser nordwesteuropäischen Handelsplätze und hinterfragt dabei das im »Exeter Book« vorgelegte Idealbild der treuen Seemannsehefrau. Diese haben sich nicht nur handwerklich – vorwiegend in der Textil- und damit auch der Segelproduktion – eingebracht, sondern trugen nicht zuletzt durch ihr Engagement in Abwesenheit ihrer Männer auch wesentlich zur Entstehung stabiler maritimer Gesellschaften bei.

Drei Beiträge beschäftigen sich mit dem faszinierenden Beispiel Venedig. Stefano Gasparri (S. 57–66) legt überzeugend dar, dass das Umland und die Lagune das Stadtbild und das Leben der Menschen stärker prägten als der Handel, indem die dort entstandene Gesellschaft sich auch traditionell und institutionell zunehmend dem Meer zuwandte. Chiara Provesi (S. 67–78) befasst sich mit der von Johann dem Diakon vorgelegten ersten Stadtgeschichte Venedigs (frühes 11. Jahrhundert) und zeigt auf, dass eine Spaltung zwischen einer durch Landbesitz und Inlandshandel charakterisierten Landfraktion und einer zunehmend die Oberhand gewinnenden, durch Seehandel geprägten, Seefraktion hier noch keineswegs vorgegeben ist. Sauro Gelichi (S. 79–96) untersucht die archäologischen Befunde, um die »amphibischen« Eigenarten solcher Lagunenstädte zu ergründen, indem er Venedig mit Comacchio vergleicht, dem keine Stadtgeschichte gewidmet wurde. Dabei unterstreicht er die Bedeutung von Handel mit dem In- und Ausland, nicht zuletzt mit Salz, wobei beide Städte in ihrer frühen Geschichte insgesamt sehr ähnliche Entwicklungen durchlaufen zu haben scheinen.

Die Auswirkungen einer küsten- oder flussnahen Ansiedlung auf klösterliche Gemeinschaften ist ein Thema, dem ebenfalls drei Beiträge gewidmet sind. Arnaud Lestremay (S. 175–192) beschäftigt sich mit dem Einfluss des Meers auf die angelsächsischen Klostersgemeinschaften und weist auf die wirtschaftliche Bedeutung von Fischfang und Salzhandel sowie



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

auf kulturelle Auswirkungen hin, die sich in der damaligen Vorstellungswelt niederschlugen. Charlotte Gaillard (S. 156–174) befasst sich mit der bereits im 5. Jahrhundert auf der Île Barbe in der Saône nördlich von Lyon entstandenen Klostersgemeinschaft. Obwohl die Lage zu Einschränkungen führte, ermöglichte sie gleichzeitig die wirtschaftlich lukrative Kontrolle über diesen Bereich des Flusses. Isabelle Cartron (S. 143–156) beschäftigt sich mit der auf der Insel Noirmoutier angesiedelten Klostersgemeinschaft und den Auswirkungen, die deren 836 durch die Wikingergefahr bedingte Umsiedlung aufs Festland hatte. Dabei zeichnet sie den Übergang weg von der Abgeschiedenheit hin zur Entstehung einer gutherrschaftlichen Gemeinschaft nach.

Stéphane Lebecq behandelt die anregende Frage nach den Schiffsgemeinschaften. Diese konnten in engem Kontakt zur Heimsiedlung stehen, so z. B. wo regelmäßiger Walfischfang durch sogenannte *consortia* organisiert wurde. Anders verhielten sich die ebenfalls als Solidargemeinschaft agierenden und meist aus Freien bestehenden Fahrtgemeinschaften, wie sie auf Handelsschiffen anzutreffen waren. Diese waren tendenziell stärker gemischt, ihre Mitglieder oft nicht nur dem eigenen Heimathafen verbunden. In fremden Handelsstädten traten sie häufig als eigene Gruppe auf, wo dann die gemeinsame Religion ein wichtiger Identifikationsfaktor darstellen konnte.

Der Band behandelt ein für unser Verständnis der frühmittelalterlichen Gesellschaft und deren Vielfalt wichtiges Thema. Die Beiträge sind meist recht kurz, dafür aber durchgehend von hoher Qualität. Viele untersuchen bisher wenig beachtete archivarische oder archäologische Quellen oder bieten innovative Herangehensweisen. Das Thema ist damit natürlich nicht erschöpfend untersucht, es werden aber viele interessante Fragen angerissen, die zu anschließenden Untersuchungen einladen. Durch die Einleitung und das von Pierre Bauduin (S. 195–204) dargelegte Fazit, wo nicht zuletzt nochmals auf das Vorhandensein einer positiven Sicht auf das Meer hingewiesen wird, werden sowohl Forschungsstand als auch Ergebnisse über den Inhalt der einzelnen Beiträge hinaus gesichert. Weitere Studien werden in diesem Band sowohl methodisch als auch inhaltlich wichtige Wegweiser finden.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79552](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79552)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz, Bernd Schneidmüller (Hg.), Die Kaiser und die Säulen ihrer Macht. Von Karl dem Großen bis Friedrich Barbarossa, Darmstadt (Wbg Theiss) 2020, 560 S., 9 Kt., 368 Abb., ISBN 978-3-8062-4174-7, EUR 48,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
David S. Bachrach, Durham, NH

The volume under consideration here is the historical and historiographical accompaniment to the cultural exhibition of the same name presented by the government of the German state of Rheinland-Pfalz from September 2020 through April 2021, largely in the Landesmuseum at Mainz. The intention of the exhibition is to display images and artifacts that represent the complex interplay of a select group of emperors with the »pillars of their power«. These pillars are defined by the organizers of the exhibition and by the editor of this volume, Professor Dr. Bernd Schneidmüller of the University of Heidelberg, as the secular and ecclesiastical princes, bishops, as well as the Jewish communities and citizens of the emerging cities of the German realm. The particular focus of the exhibition and volume is on the Rhineland, which is presented as a key region not only for the emperors discussed in this volume, but also for European history in general.

Following a general introduction by Schneidmüller, which provides an overview of the imperial office in the West from August through the Middle Ages as well as of the »pillars« of imperial rule, the volume is divided into five major sections. The first four of these sections are concerned, respectively, with Charlemagne (768-814, emperor from 800), Henry II (1002-1024, emperor from 1014), Henry IV (1056-1106, emperor from 1084), and Frederick Barbarossa (1152-1190, emperor from 1155). The fifth major section is entitled »The Pillars of Power: The Electors Proceed to Vote«. The volume is rounded out by a series of appendices, which include genealogies of the royal/imperial families, a select bibliography, picture credits, and a register of the objects and images in the exhibition.

The volume, as a whole, is provided with hundreds of beautifully executed full color images, which reflect the overall quality and range of the exhibition. The images are included in each of the numerous articles within each of the sections, as well as at the end of each section in a »catalogue«. These catalogues bring into focus objects and works of art that have a particular connection with the emperor who is the focus of that section. The catalogue for the Charlemagne section, for example, includes images of the so-called Mainz hostage list, Carolingian swords and a winged lance, spurs and stirrups, a belt buckle associated with Duke Tassilo of Bavaria (deposed by Charlemagne in 788), the Peutinger map, and many others. Each of these objects is accompanied by a brief description.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Each of the four sections focused on a particular emperor is organized in a similar manner, with an introductory essay to set the temporal stage, followed by eight to ten brief essays about that emperor's reign, marriages, relationships with magnates, discussion of the Rhineland as an imperial space, and art and imperial representation. As a whole, these brief articles are intended for a popular audience and do not include a scholarly apparatus, or specific references to sources and scholarship. The fifth section, which is the shortest of the volume, focuses more directly on the »pillars« of imperial rule, with essays on topics such as the participation of princes, lords, and cities in imperial decision making in 13th-century Germany, and development of the college of electors in the Golden Bull of 1356.

This volume, with its popular orientation, is not intended for either scholars or students of the western medieval empire. However, the overall focus of the volume on the »pillars of the empire« as well as the assumptions inherent in many of the individual essays reveal a great deal about the current state of the question in German-language scholarship about Carolingian, Ottonian, Salian, and Staufer history, and in some ways, the insularity of the contemporary German scholarly tradition. It is notable, for example, that the select-bibliography is focused almost entirely on German language scholarship, with some very limited exceptions regarding Charlemagne, and imperial relations with England in the 13th century.

The overall decision to emphasize the role of ecclesiastical and secular magnates as pillars of imperial power similarly represents a central but, in my view, highly problematic aspect of the current state of the question in the German-language historiography. The volume editor, Bernd Schneidmüller, makes explicit the prevailing assumptions in the dominant historiographical tradition by asserting that emperors, including the four representative examples chosen for the exhibit, based their rule on the nobility and the church. Without calling into question the substantial political, economic, and social assets of both the secular and ecclesiastical magnates, the views expressed by Schneidmüller, which are replicated throughout the volume, represent a myopic understanding of the nature of royal and imperial power.

Entirely missing from this discussion, for example, is any reference to the vast material resources of the emperors, which included the direct control of thousands of estates and hundreds of thousands of dependents. Similarly missing is a discussion of royal and imperial government, the monopoly by the royal government, particularly under the Carolingians and Ottonians, in appointing individuals to both secular and ecclesiastical offices, and the physical infrastructure of royal rule, including a highly developed public transportation network, royal palaces, and especially royal fortifications.

The overall conception of the volume, as well as the individual essays, also does not distinguish the unique authority of the royal/



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

imperial government, during the reigns of Charlemagne and Henry II, to mobilize vast numbers of their subjects to provide military service as well as labor for military projects, such as the construction of fortifications, the maintenance of city walls, and the building of roads and bridges. This authority rested exclusively with the royal and imperial governments, and could not be exercised by any secular or ecclesiastical magnate without the direct authorization and license of the ruler. The break-down in this style of governmental organization, which took place in the context of and as a result of, the civil wars of Henry IV's reign is not addressed. As a result, the very different types of imperial structure, and concomitantly different »pillars of imperial power« during the reign of Frederick Barbarossa are not explored.

In this context it is regrettable that the volume does not include any essays focused on military matters, that is the »hard power« of imperial rule. Moreover, the only essay that deals with the power deriving from the control over land and dependents, namely Thomas Meier's essay in the section of Charlemagne, recapitulates the false narrative of the noble control of the vast majority of the population through the supposed system of *Grundherrschaft*. The model of *Grundherrschaft* was invented in the 19th century and has as little relationship to the reality of the Middle Ages as »feudalism«. Nevertheless, Meier draws on this model to assert that ninety percent of the population in the Carolingian Empire was unfree, and was comprised of the dependent laborers on the estates of the nobility. Given the dearth of statistical data from the early Middle Ages there is no basis for such a claim. Moreover, this model is contradicted by the vast body of royal edicts, mandates, and legislation during the Carolingian period, encompassed within the overall category of capitularies, which are focused largely on the relationship of the ruler with his free subjects. Indeed, one of the glaring lacunae in the modern German-language scholarship dealing with Carolingian and German Empires is the treatment of the ruler's free subjects, who largely have been written out of history as a result of the historiographical tradition of the New Constitutional History, which arose in the aftermath of the First World War. These free people, as small and middling landowners, were a true pillar of imperial power under Charlemagne, Henry II, and Henry IV.

In sum, this is a beautiful volume that is of great value for its splendid array of images and accompanying textual accounts. The dozens of essays in the volume, which are geared for a popular audience, reflect the current *opinio communis* in the German-language scholarship, and are revealing for that reason. However, the lack of attention to alternate viewpoints, and the general lack of attention to non-German language scholarship makes this volume of little use for either scholars or students, and potentially misleading to an unwary public.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Felix Grollmann, Vom bayerischen Stammesrecht zur karolingischen Rechtsreform. Zur Integration Bayerns in das Frankenreich, Berlin (Erich Schmidt Verlag) 2017, XII–469 S. (Abhandlungen zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung. Münchener Universitätsschriften. Juristische Fakultät, 98), ISBN 978-3-503-17635-9, EUR 99,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Adelheid Krah, Wien

Die aus der Schule von Harald Siems stammende Dissertation nimmt im Wesentlichen die beiden Erlasse Karls des Großen zur Angleichung der Rechtsverhältnisse des bayerischen Dukats unter die Lupe, was an sich ein Desiderat der Forschung seit Langem ist. Bezeichnend für beide ist, dass sie im historischen Kontext einer politischen Wende für Bayern stehen, die zugleich Stationen der expansiven und imperialen Herrschaft Karls des Großen markieren: In der Zeit des Herrscherwechsels der Jahre 787/788 war das in Bayern bestehende System durch das »Capitulare Baiwaricum« an die fränkische Schicht, die lange schon im Land war, anzupassen, insbesondere im Bereich des Kirchensystems, der Gefolgschaft und des Grenzschutzes.

Dies wird in der Arbeit breit diskutiert anhand der allgemein bekannten Sekundärliteratur, wobei auch die Frage gestellt wird, ob der Text nicht erst in kaiserlicher Zeit Karls entstanden sei, etwa zwischen 803 und 810 (S. 174). Es wird auf die bayerischen Verhältnisse nach Stephan Freund, Joachim Jahn und anderen breit eingegangen, Dinggenossenschaft und Versammlungen werden nach der allseits bekannten Literatur diskutiert – was eine gute Zusammenschau vor allem für die jüngere Forschergeneration bietet –, und die rechtshistorische Spezialliteratur ist eingearbeitet. Inwieweit sich gesellschaftliche Veränderungen abzeichnen, bleibt offen, da etwa die vielen urkundlich überlieferten synodalen Treffen der Geistlichkeit nicht thematisiert sind. Gerade hier zeigt sich aber, dass schrittweise an einer Veränderung der politischen Verhältnisse mittels eines sich verfeinernden Kirchensystems gearbeitet wurde.

Die »Capitula ad legem Baiwariorum addita« werden im Kontext der Rechtsreform des Kaisers von 802/803 diskutiert, was Sinn macht. Der imperiale Rombezug des Frankenreichs gab nun den Anlass für Reformen. Im Zentrum stehen die *octo banni*, worin der Verfasser ein Indiz zur »Schaffung von neuem Recht« sieht; klassisch hingegen sind der Schutz von Kirchen, Witwen und Waisen, das Vorgehen gegen Frauenraub, Brandstiftung und Zusammenrottung von Gruppen, also auch gegen Widerstand im Reich, und das jetzt auftretende Delikt des Fernbleibens bei anbefohlenem Heereszug. Letzteres mutet umso merkwürdiger an, als Karl der Große seine letzten Lebensjahre sehr friedlich



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

verbrachte und etwa gegen die Dänen lieber seine exquisiten Magnaten ziehen und mit ihnen verhandeln ließ.

Im dritten Teil wagt der Verfasser die Vermutung, dass das bayerische Stammesrecht vielleicht generell dem fränkischen angeglichen werden sollte, was aber mit Blick auf die sozialen und rechtlichen Verhältnisse im bereits 774 eroberten Langobardenreich eher abzulehnen wäre. Gerade hier, im oberitalienischen Schmelztiegel der gentilen Vermischung durch Umsiedlung von Alemannen und Bayern in den Süden, hätte eine Vereinheitlichung des Rechtes doch eher zu Unruhen geführt, und die zahlreich erhaltenen Urkunden haben überliefert, dass sehr genau nach den Stammesrechten personenbezogen unterschieden wurde.

Der Wert der Arbeit liegt also in der rechtshistorischen Interpretation der kurzen Rechtstexte in den beiden Dokumenten, weniger im historischen Bereich. Ob man für das Jahr 550, mit welchem Felix Grollmann gewagt seine Studie beginnt und dies auch im Resümee wiederholt, schon von einem »bayerischen Herzogsamt« sprechen kann und möchte, mögen die Leserinnen und Leser selbst entscheiden. Der Amtscharakter des Herzogtums wird in der Literatur seit Jahren diskutiert, freilich zutreffend für ganz andere Zeiten.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.79553](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79553)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Adrian Guiu (ed.), A Companion to John Scottus Eriugena, Leiden (Brill Academic Publishers) 2019, XII–504 p. (Brill's Companions to the Christian Tradition, 86), ISBN 978-90-04-38267-1, EUR 229,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Kristina Mitalaite, Vilnius

Le 86^e volume de la collection »Brill's Companions to the Christian Tradition« propose un recueil d'articles dédié à l'œuvre de Jean Érigène. De tous les penseurs de l'époque carolingienne Érigène a reçu la plus grande attention des chercheurs: en témoignent les colloques organisés périodiquement par la Society for the Promotion of Eriugenian Studies et les autres institutions de recherches, l'édition critique de tout œuvre d'Érigène dans le sein de la collection du »Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis« dont n'a bénéficié aucun autre savant de cette époque; ajoutons la traduction de ses traités en allemand, anglais, français et italien. Le volume est divisé en quatre grandes parties, la première étant consacrée aux »divers contextes« de la pensée de l'auteur.

L'article d'Alfred Kentigern Siewers »Eriugena's Irish Background« propose une introduction à ce qui pourrait devenir ensuite une étude approfondie sur les traits irlandais dans l'œuvre érigénienne, sujet très peu connu et développé jusqu'à maintenant. L'article de John J. Contreni »John Scottus, *Nutritor*, and the Liberal Arts« envisage l'évolution intellectuelle d'Érigène dans le contexte scolaire carolingien. La contribution à l'introduction des arts libéraux dans le circuit d'études carolingiennes par Érigène étant crucial, qui les définit non comme des outils de la pensée, mais comme une partie intégrante de la philosophie.

Dans la première partie de l'article »Eriugena and the Neoplatonic Tradition«, Michael Harrington propose une introduction aux sources néoplatoniciennes du philosophe carolingien, en grande majorité transmises par les auteurs chrétiens (Augustin, Boèce, Grégoire de Nysse, etc.) avec une grande exception de Platon. Dans la seconde partie de l'article, il montre l'exploitation créative du néoplatonisme par Érigène dans deux thèmes déployés par lui: l'identification du visible au divin et l'autonomie du moi. Cette première partie du recueil se termine par un article de Christophe Erismann, »Between Greek and Latin: Eriugena on Logic«, dans lequel l'auteur propose une démonstration convaincante de la place centrale des dix catégories aristotéliennes dans la pensée d'Érigène. Elles contaminent sa théologie, son épistémologie, elles travaillent également à la construction de son réalisme et de son matérialisme.

La deuxième partie du recueil est consacrée aux diverses perspectives du traité majeure d'Érigène: »Periphyseon«. Elena M. Lloyd-Sidle, »A Thematic Introduction to an and Outline of



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

the *Periphyseon* for the *Alumnus*», commence son article par un résumé thématique et analytique du traité qui déploie l'étendue du paysage métaphysique, tout en montrant ainsi l'un des thèmes majeurs de cet opus qui est le devenir du monde dans la création et son retour vers Dieu; l'autrice révèle aussi la manière du philosophe de faire dialoguer le néoplatonisme et la vision chrétienne du monde.

Dans sa contribution, John Gavin, »A Theologian's Itinerary: John Scottus Eriugena's Christological Ascent«, met en évidence l'aspect christocentrique dans la théologie érigénienne, dans laquelle le Christ prend la position centrale tout en mettant à l'honneur la partie spéculative et contemplative de la *theologia*. Le Christ est un exemple de l'unification dont l'imitation la plus parfaite est accomplie par Jean l'Évangéliste. Le célèbre traité d'Érigène fait partie de la littérature hexamétrale, ce que nous rappelle l'article de Bernard McGinn, »The *Periphyseon* as Hexametrical Commentary«, qui l'analyse tout particulièrement sous cet angle.

Tout en soulignant le lien intime entre l'anthropologie et la cosmologie du »Periphyseon«, Willemien Otten, »Suspended between Cosmology and Anthropology: *Natura's* Bond in Eriugena's *Periphyseon*«, l'interprète comme relevant de la »philosophie du dialogue«, plus précisément de la conversation. L'autrice propose une idée séduisante: la *natura* se déploie à travers ses quatre divisions par la réflexion du philosophe sur soi-même. Guilio d'Onofrio, »The Speculative System of John Scottus Eriugena and the Tradition of *Vera Philosophia*«, analyse les aspects gnoséologiques de l'œuvre qui évolue sur le fond de tension entre la toute connaissance de Dieu et la connaissance de l'homme, poussé par le désir d'identification du connaissant à l'objet de la Connaissance le plus parfait, la Vérité.

La troisième partie du recueil est intitulée »The Other Eriugena«: sans doute aurait-elle mérité un titre un peu plus précis. Quatre auteurs qui y sont regroupés se concentrent davantage sur les aspects théologiques des écrits d'Érigène. Ernesto Sergio Mainoldi, »Eriugena's Intervention in the Debate on Predestination«, qui avait auparavant traduit en italien et commenté ce traité de controverse d'Érigène, présente les axes majeurs du philosophe dans ce débat. L'auteur remarque que quoique condamné pour son intervention dans ce débat, Érigène n'abandonne pas ses positions, ce qui confirme le livre 5 du »Periphyseon«. Les deux articles suivants de Joel I. Barstad, »Eriugena as Translator and Interpreter of the Greek Fathers«, et d'Adrian Guiu, »Eriugena Reads Maximus Confessor: Christology as Cosmic Theophany«, réfléchissent sur le rapport d'Érigène envers les sources grecques, qu'ils traduisent.

Joel I. Bastard revient sur l'allégation de M. Cappuyns que face au désaccord entre les auteurs grecs et latins sur un point doctrinal, le philosophe carolingien a continûment avantagé les premiers. Selon une nouvelle interprétation de l'auteur, les Grecs sont mobilisés par le philosophe afin de maintenir un équilibre des positions théologiques parfois contradictoires d'Augustin, qu'il a réussi à



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

établir dans le »De predestinatione«. Adrian Guiu souligne un lien central entre l'anthropologie augustinienne et le christocentrisme de Maxime le Confesseur, qu'Érigène réconcilie dans son œuvre. Catherine Kavanagh, »Eriugena the Exegete: Hermeneutics in a Biblical Context«, nous rappelle que sous l'inspiration de la culture biblique de son temps, Érigène adapte l'exégèse à la lecture de la »nature«, univers créé, dans lequel le Christ offre la clé de la symbolique du texte et de la nature.

La quatrième partie (»The Aftermath of Eriugena«) regroupe les articles dédiés à la continuité érigénienne dans la philosophie médiévale et au-delà. Si au XII^e siècle la présence d'Érigène est évidente par le biais de la traduction du »Corpus Dionysiacum«, son influence est moins discernable sur les auteurs de ce siècle, ce que démontre Agnieszka Kijewska qui propose un article substantiel sur ce sujet, »Eriugena's Influence on the 12th Century«. L'influence du philosophe irlandais pendant la Renaissance n'est pas non plus davantage concluante: ainsi l'un des exemples analysés par David Albertson, »Echoes of Eriugena in Renaissance Philosophy: Negation, Theophany, Anthropology«, montre que Nicolas de Cues, connu par son »érigénisme«, dans la construction de son anthropologie négative s'inspire des commentaires de Thierry de Chartres sur Boèce et non d'Érigène. Enfin deux derniers articles, celui de Dermot Moran, »The Reception of Eriugena in Modernity: a Critical Appraisal of Eriugena's Dialectical Philosophy of Infinite Nature«, et de Stephen Lahey, »Eriugena's Condemnation and His Idealism«, abordent la pertinence d'Érigène pour l'idéalisme moderne.

Le volume propose un regard indéniablement frais sur ce philosophe incontournable de l'époque carolingienne. Une plus grande attention est accordée à la christologie et l'aspect hexamétral de l'œuvre, ce qui parfois manquait dans les monographies précédentes consacrées à cet auteur. On peut néanmoins regretter que l'intérêt se porte majoritairement sur son »Periphyseon«, moins sur son »De predestinatione«, peu sur ces homélies consacrées à Jean l'Évangéliste et aucun sur ses »Carmina«.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79555](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79555)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Christoph Haack, Die Krieger der Karolinger. Kriegsdienste als Prozesse gemeinschaftlicher Organisation um 800, Berlin, Boston, MA (De Gruyter) 2020, X–273 S. (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 115), ISBN 978-3-11-062614-8, EUR 109,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Rosamond McKitterick, Cambridge

This is both a brave and an ambitious reappraisal of military service in the Carolingian period. Christoph Haack tackles the three principal grand narratives of the history of warfare in the early middle ages that have read military activity as underpinned by »feudalism«, conducted by »warbands«, or mounted in order to secure booty and plunder. Haack usefully summarises ideological and conceptual thinking about military service, the possible influence of classical ideas, and the discussions of the social impact of supporting a soldier, touching as it does on hoary old chestnuts such as feudalism, lordship and military obligation and loyalty. He stresses instead social bonding and political power structures that included the nobility. He argues that past historiography on warfare and military organisation in the early middle ages has stemmed from different assumptions about the role of the state, the degree to which political power was privatized, and conceptions of the »transition« from late antiquity to the middle ages.

Past discussion, moreover, has tended to polarise perceptions of the central issues as public versus private power, state versus nobility, the linking of fiefs and vassals with military obligation, the characterisation of fighting forces as either the specialist retinues of local lords or as royal musters, and arguments about infantry as opposed to cavalry. Such perceptions can be seen as formed against the backdrop of modern military conflict, not least the Franco-Prussian, and Second World Wars, or the Balkan and Middle Eastern wars of the past three decades.

To a considerable degree (albeit not comprehensively), Haack also exposes how discussion of military matters in German and Anglophone scholarship in particular has sometimes proceeded in parallel lines with only occasional engagement or notice taken of alternative arguments. Thus, some major developments and caveats, not least in matters of interpretation of such vital categories of evidence as the texts generally labelled »capitularies«, have been insufficiently taken into account. My own earlier work, for example, has suggested that the handful of such »capitularies« related to military matters seems to indicate that military service depended on particular circumstances or specific strategic needs, and that the documents themselves need to be understood as very



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

specific injunctions in relation to particular campaigns rather than as rules applying consistently over many decades.

Haack himself subjects the standard »capitulary« evidence to fresh critical analysis and pushes the arguments further. He also deploys effective assessments of, for example, Einhard's letters, the career and service to the young Louis the Pious in Aquitaine of »John the Spaniard« and his family, and the implications of the manuscript transmission of the so-called »Wormser Corpus« of 829 concerning military service, with significant results.

Haack insists that the crucial framework for military action is provided by the Carolingian social networks which facilitated political action. He argues convincingly that the »capitularies« concerning military matters should not be understood as programmatic general statements but as letters, messages about particular crises, advice to be followed and memoranda emanating from the ruler. Simon MacLean, moreover, has made a strong case for the Edict of Pîtres not being a legislative pronouncement intended to have general effect but a particular attempt on Charles the Bald's part to get his magnates to cooperate in the building of a specific form of defence¹. This echoes the important observations Haack makes about the documents relating to military activity being part of the process of activating the network of fighting men to assemble an army when needed for specific occasions.

A crucial aspect of Haack's argument, indeed, is the emphasis he places on the role of literacy and written communication as important tools for conducting war. His analysis of the four versions of the »Wormser Corpus« of 829, for example, demonstrates how orders concerning military matters were discussed, communicated and copied for onward transmission, and how practical adjustments were made at a local level. Written communication, in short, was an essential tool for activating the network of military support to assemble an army, and a script-based technique for resolving problems.

Generally, Haack makes a strong case for military service as a process of community organisation, with the most useful underlying principle being the working of client/patron relationships. He therefore proposes that the obligation to do military service should no longer to be seen simply in terms of public levy or private military following but as a matter of continuous negotiation in which the two elements of public authority and private response are intertwined. But the role of the king remains fundamental. Rather than a standing army of professional warriors, the *homines libri* who went to war for the king as king, not as a »feudal« lord, numbered fighting skills among their many activities. They had a variety of socio-economic



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Simon MacLean, The Edict of Pîtres, Carolingian Defence Against the Vikings, and the Origins of Medieval Castle, in: Transactions of the Royal Historical Society 30 (2020), p. 29–54.

origins, and were part of a political order in which personal connections and community action were integrated into many-layered social and political structures.

Further elements of the social networks and personal connections that this book emphasises can perhaps be set beside work on the many-faceted links between monasteries and local communities, and on the bonds of both kinship and spiritual kinship. Certainly, there was a high value placed on martial skill and valour, though Haack does not venture into the discussions of »masculinity« in the Carolingian world, recently explored by Rachel Stone.

There are more questions to be explored, not the least of which is why military strength was, or needed to be, so nurtured in Carolingian society at particular points of its history? Was there a consistent purpose in maintaining members of the population who possessed fighting skills? Conversely, how much effort was actually spent on avoiding direct conflict and maintaining peace? It is a virtue of Haack's book that it reinvigorates such topics and that it is notably sensitive to the multifarious strands – economic, political, social and cultural – that need to be woven into any discussion of the role of military service in the Carolingian world.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.79556](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79556)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jeffrey F. Hamburger, Eva Schlotheuber (ed.), *The Liber ordinarius of Nivelles* (Houghton Library, MS Lat 422). Liturgy as an Interdisciplinary Intersection, Tübingen (Mohr Siebeck) 2020, XII–513 p. (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation. Studies in the Late Middle Ages, Humanism, and the Reformation, 111), ISBN 978-3-16-158242-4, EUR 119,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Steven Vanderputten, Ghent

Exactly one decade after its acquisition by Harvard University's Houghton Library, a somewhat battered 14th-century *Liber ordinarius* from the abbey of Nivelles (a prestigious house of aristocratic canonesses in the heart of present-day Belgium) is celebrated in this collective volume. For a very long time the genre of the *Liber*, a type of handbook that describes the order of the liturgy, was thought of as perhaps the most routine (some would say outright dull) of witnesses to ritual and prayer service at religious institutions of the later medieval period. However, the last two decades have seen a drastic change in this perception, thanks to a number of publications that for the first time have dug below the surface of these enigmatic manuals. Among other things these studies have revealed the genre's potential to yield a wealth of information on the lives of the men and women who used them: their liturgical and cultic practices, their experience of sacred space, their social positioning, and also their self-understanding.

While the present book inserts itself in a crowded bibliography, the multifocal and multidisciplinary approach, the commendable attention to context, and the outstanding quality of most of the contributions instantly make it a key reference. The introduction by the two editors successfully makes the case for devoting to the »Nivelles *Liber*« a collective research effort of this scope by specialists (many of whom are at the top of their field) from a wide range of disciplines. Among other things it highlights the relevance of this joint effort to unpicking the manuscript's complex relationship to the cultic tradition of patroness St Gertrude, the use of sacred space at Nivelles by women and by men, and the canonesses' liturgical practices. The introduction likewise canvases the *Liber*'s significance as a record of tensions and shifting relations between the abbess and her community, and between the community and its secular environment.

In the first of five thematic sections, Jeffrey F. Hamburger and Albert Derolez expertly discuss the codicology of MS Lat 422, its palaeography, and its decoration, and in doing so make a most valuable addition to the current state of research regarding the material and technical aspects of the genre. The second section will likely appeal to the widest readership on account of its focus



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

on historical context and also because of its clarity of argument. Eva Schlotheuber's chapter on the history of Nivelles abbey from its seventh-century origins until the later Middle Ages offers a longue durée perspective on the development of this female community over seven centuries. That by Walter Simons reveals the permeable boundaries between different experiences of the religious life for women via a comparative study of the Nivelles canonesses and their Beguine neighbours. Finally, Rowan Dorin's study takes the Liber's diverse contents and its seemingly chaotic organization, and deftly links it to a context of recurrent tensions between the Nivelles abbesses and their subjects in the later 13th and early 14th centuries.

The third section of the book deals with cultic practices, and starts off with Bonnie Effros's analysis of embattled Abbess de Bierbais' (d. 1293) translation of the relics of St Gertrude as a means to symbolically end an era of disruptive clashes with the canonesses. Margot Fassler's contribution sets the references in the Liber to the cult of St Gertrude against the background of long-standing liturgical and hagiographical traditions at the abbey. These two richly documented and carefully argued chapters contrast with Alison Beach's succinct contribution on the election and investiture procedure of abbesses as it is described in the Liber.

The fourth section adds a liturgical dimension to the insights offered by Effros and Fassler. Louis van Tongeren discusses Holy Week as celebrated at Nivelles, and Charles Caspers explores the Nivelles canonesses' religious processions and what these tell us about their view of the surrounding lay society. Finally, the fifth section brings a spatial dimension to the discussion in the form of Gereon Beucker's discussion of the architecture of the abbey church, and Andreas Odenthal's on the sacred topography of the abbey site as revealed through the Liber.

In the final part of the book Thomas Forrest Kelly looks at the Liber's relevance for reconstructing the abbey's church personnel, while Virginie Greene and Hannah Weaver assess the use of the French vernacular at this stage in the community's existence. The work closes with a welcome and carefully executed edition by Hamburger and Schlotheuber of selected documents from the Liber. These excerpts reveal the sheer abundance of information that is contained in the statutes, regulations, liturgical instructions and historical accounts in the manuscript and will hopefully inspire readers to further exploration.

This publication, which adopts a similarly unassuming (if tasteful) layout as its object of interest, deserves close attention from any researcher in the field of late medieval religious identities and practices. It is an outstanding collective achievement and its methodological approach is exemplary. The next step, this reviewer suspects, will be to bring gender to bear on the Liber's contents, to explore the unusual accessibility and relevance of the manuscript to both male and female users at late medieval Nivelles.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ruth Harwood Cline, *The Congregation of Tiron. Monastic Contributions to Trade and Communication in Twelfth-Century France and Britain*, Leeds (Arc Humanities Press) 2019, XIV–211 p., 13 maps, 10 tabl. (Spirituality and Monasticism, East and West), ISBN 978-1-64189-358-9, EUR 89,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Björn Gebert, Münster

Nicht nur Überblicksdarstellungen zu den Benediktinern insgesamt erleben gerade eine Art Boom – mindestens fünf sind in den letzten zehn Jahren mit den Büchern von Mariano Dell’Omo, James G. Clark, Christoph Dartmann, Georg Jenal und Mirko Breitenstein erschienen. Auch zu der lange Zeit wissenschaftlich kaum gewürdigten benediktinischen Kongregation von Tiron wurde in den letzten Jahren viel veröffentlicht. Dies ist vor allem das Verdienst von zwei Forscherinnen: Kathleen Thompson und Ruth Harwood Cline. Neben einer Reihe von Aufsätzen und Clines 2009 erschienener Übersetzung der Vita Bernhards, des Gründers des Ursprungsklosters der späteren Kongregation († 1116/1117), legte zuerst Thompson 2014 und nun Cline eine Monografie zur Geschichte der Tironenser vor.

Im Mittelpunkt von Clines Untersuchung stehen die Ausbreitung der Kongregation, ihre Besitzungen und ihr »extensive economic network« (S. 5), was knapp die Hälfte der 195 Seiten Text in Anspruch nimmt. Das Buch beginnt nach Inhalts-, Karten-, Tabellen- und Abkürzungsverzeichnissen mit einem Vorwort und Danksagungen. Aufschluss- und, wie sich im Buch zeigen wird, folgenreich ist dabei folgende Passage: »[...] Constance Berman, professor emerita of history, University of Iowa, contextualized Tiron’s development into an order alongside the Cistercians« (S. XIII). Es folgt eine knappe Einleitung (S. 1–5), in der Cline den Forschungsstand zusammenfasst und auf die wichtigsten von ihr verwendeten Quellen eingeht – darunter das Chartular und die »Vita Bernardi«. Da die zwei Quellen zentral für Clines Arbeit, aber beide auf ihre eigene Art problematisch sind, seien sie an dieser Stelle in aller Kürze charakterisiert.

Beim Chartular handelt es sich um eine bereits Mitte des 12. Jahrhunderts angelegte Handschrift, die heute in den Archives départementales d’Eure-et-Loir (Mainvilliers, nahe Chartres) unter der Signatur H 1374 aufbewahrt wird. Das Manuskript ist an sich ein hochinteressantes Zeugnis früher monastischer Aktenführung und wichtig für die Frühgeschichte der Kongregation selbst. Darin sind vor allem die Besitzungen und Rechte Tironens dokumentiert, überwiegend arrangiert in einer topografischen Ordnung. Bei den 325 enthaltenen Stücken handelt es sich allerdings nur in wenigen Fällen um tatsächliche Urkundenabschriften; die



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l’Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

überwiegende Zahl sind Aktennotizen, die für das institutionelle Gedächtnis Rechtsakte zusammenfassend dokumentieren. Das Chartular wurde 1883 von Lucien Merlet ediert, doch rearrangierte der Archivar dabei die Folge der Einträge nach einer von ihm festgelegten Chronologie, ließ manche Stücke weg und ergänzte andere, nicht im Chartular enthaltene¹. Der Editor liefert in Anmerkungen zu den einzelnen Stücken oft biografische Details zu erwähnten Personen oder Orten, sodass Cline, die nur die Edition und nicht die Handschrift verwendet, auch gelegentlich auf diese Anmerkungen rekurriert. Der Wert der Angaben von Merlet ist jedoch dadurch eingeschränkt, dass er meist keine Belege mitliefert.

Im Gegensatz zum Chartular liegt die »Vita Bernardi« in keiner mittelalterlichen Handschrift mehr vor. Der älteste Textzeuge ist ein auf einem heute verlorenen Manuskript des späten 13. Jahrhunderts basierender Druck von 1649. In der Vita gibt sich der Verfasser als Gaufredus aus, der sein Werk Gaufredus II., Bischof von Chartres (1116–1149), widmet. Die ältere Forschung hat den Verfasser als Kanzler der Abtei Tiron identifiziert, der als Schreiber einer Urkunde von 1126 bekannt ist.

Während Cline die Vita auf 1147 datiert und damit nicht wesentlich von der früheren Forschung abweicht, hat Kathleen Thompson eine so frühe Komposition in ihrer Monografie von 2014 nachhaltig infrage gestellt. In akribischer Analyse der Sprache, der Struktur und des Inhalts der Vita sowie im Vergleich mit zeitgenössischen Quellen zu Bernhard und den frühen Tironensern, die zentrale Punkte der Vita – etwa eine große Bekanntheit Bernhards als Prediger – nicht bestätigen, gelangt sie zu dem Schluss, dass es sich bei der Vita viel wahrscheinlicher um einen Profilierungsversuch der Tironenser des späteren 13. Jahrhunderts handeln dürfte, mit dem sie gegen den eigenen Bedeutungsverlust in ihrer Zeit ankämpften: Sie besannen sich auf ihren Gründer und ihre Anfänge – und zwar so, wie sie sie sehen wollten, indem sie aus verschiedensten Komponenten eine kohärente Vita kompilierten².

Als eine der Quellen neben einer möglicherweise tatsächlich von Gaufredus verfassten, heute aber verlorenen Lebensbeschreibung Bernhards als Kern drängt sich für Thompson dabei eine von Jacques Dalarun in jüngerer Zeit entdeckte weitere Vita aus dem späteren 12. Jahrhundert auf, die »Brevis Descriptio«, die von Cline aber bereits in ihrer Übersetzung von 2009 nur als Synopse der ihrer Meinung nach älteren »Vita Bernardi« behandelt wird und die sie im vorliegenden Buch überhaupt nicht erwähnt. Cline geht an anderer Stelle auf die Ergebnisse Thompsons lediglich in einer Fußnote ein und hält u. a. mit folgender Begründung an ihrer eigenen Datierung fest: »Since Abbot William of Poitiers and



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Vgl. Kathleen Thompson, *The Monks of Tiron. A Monastic Community and Religious Reform in the Twelfth Century*, Cambridge 2014, S. 63–72.

² Vgl. *ibid.*, S. 8–94, bes. S. 57–61, und S. 192–194.

the monks Adelelmus of Saint-Cyprien and Christian, who knew Bernard, were at Tiron (T1:54, no. 33, ca. 1120), and *ibid.*, 2:79, no. 306 (ca. 1150), I consider the *vita* to be the institutional memory and mine it for historical information« (S. 33).

Dem Rezensenten erschließt sich nicht, wie dies Clines Datierung stützen soll. Zudem bestätigen die angeführten Belege (die Angaben beziehen sich auf das Chartular) nicht die Behauptung, dass die Personen sich »at Tiron« befunden hätten, da im ersten, einer Bestätigung der Besitzungen Tirons bei Arcisses durch den Grafen des Perche, Nogent als Ausstellungsort angegeben ist, und im zweiten, einer Aktennotiz über eine Schenkung an das Priorat Aunay, keiner. Ferner ist, mit Ausnahme Williams, nicht sicher, ob es sich um Personen handelt, die Bernhard noch kannten. So scheint etwa sehr fraglich, ob der in der Aktennotiz von ca. 1150 über eine Schenkung an ein Priorat von Tiron als letzter namentlicher Zeuge genannte *Christianus monachorum famulus*³ derselbe Christian ist, dem Bernhard laut *Vita* einige Jahre vor der Gründung Tirons begegnete und der dort, in Clines Übersetzung, als »a man of wondrous integrity and innocence« und als zur Zeit der angeblichen Abfassung der *Vita* noch lebend beschrieben wird⁴. Kurzum: Cline unterlässt es leider, sich mit Thompsons bestechender Neudatierung der »*Vita Bernardi*« ins spätere 13. Jahrhundert und ihrer These einer pragmatisch-revisionistischen Kompilation ernsthaft auseinanderzusetzen und hält ohne stichhaltige Begründung an der vielleicht noch nicht überholten, aber doch stark ins Wanken gebrachten Datierung fest, die die *Vita* als beinahe zeitgenössisches Zeugnis erscheinen lässt – und als dieses verwendet sie die *Vita* auch.

Das erste Kapitel ist mit »The Appearance of Tiron within Church Reform and Monastic Reform from the Eleventh Century« (S. 7-14) überschrieben und hat ebenfalls einführenden Charakter. Zunächst ordnet die Autorin die 1107/1114 von Bernhard von Abbeville in der Landschaft Perche (heutige Region Centre-Val de Loire) gegründete Gemeinschaft und den bald daraus entstehenden Klosterverband grob in die eremitischen und monastischen Reformbewegungen des 11. und 12. Jahrhunderts ein. Es folgen Ausführungen zu Informationen über Bernhard und über Tiron während Bernhards Lebenszeit aus zeitgenössischen chronikalischen Quellen, zum Engagement der Mönche von Tiron im Handel und wiederum zur bisherigen Forschung, bevor Cline als ambitionierte Zielsetzung ihres Buchs formuliert: »I focus on the order of Tiron's rightful place as an important monastic congregation alongside the Cluniac and newer Cistercian foundations« (p. 13).

³ Lucien Merlet (ed.), *Cartulaire de l'abbaye de la Sainte-Trinité de Tiron*, 2 Bde., Chartres 1883, Bd. 2, S. 79, Nr. 306.

⁴ Geoffrey Grossus, *The Life of Blessed Bernard of Tiron*. Translated with an Introduction and Notes by Ruth Harwood Cline, Washington, D. C. 2009, S. 44.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79557](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79557)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

An dieser Stelle fällt besonders deutlich auf, was im Buch immer wieder zu bemerken ist: Für Cline sind *order* und *congregation* synonyme Begriffe, was bedeutet, dass die von Kaspar Elm, Joachim Wollasch, Peter Landau, Gert Melville, Florent Cygler und anderen in den vergangenen Jahrzehnten geleistete Schlüsselforschung der Autorin entweder unbekannt ist oder dass sie sie zumindest ausgeblendet hat. Um es ganz deutlich zu sagen: Der Verband von Tiron blieb stets eine Kongregation, deren Klöster der Jurisdiktionsgewalt der Ortsbischöfe unterworfen blieben und die nicht zu einem Orden wurde, wie er etwa von den Zisterziensern, Kartäusern, Dominikanern und Franziskanern bekannt ist.

Was für Cline der »rechtmäßige Platz« der Tironenser neben Zisterziensern und Cluniazensern sein mag, wird kurz darauf deutlicher: »As Bernard of Clairvaux assumed leadership in the 1120s and expanded the number of foundations following the practices of Cîteaux throughout Europe and Britain, his contemporary Abbot William of Tiron created a network linking Tironensian foundations in France and the British Isles. Half a century earlier than Cîteaux, he established centralized rule though [sic!] annual general chapters and subordinated daughter abbeys to the mother house« (S. 14). Wie Cline zu dieser Aussage kommt, bleibt an dieser Stelle unbelegt, wird aber im vierten Kapitel deutlich werden.

Im zweiten Kapitel geht die Autorin auf die tironensische »Identität« ein (S. 15–31). Eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Begriff unterbleibt, Cline scheint aber mehr als nur die religiöse Identität zu meinen. Als identitätsstiftend für Tiron betrachtet sie etwa den strategischen Erwerb von Grundbesitz und das starke Engagement im Handel. Als regelrechte »agricultural entrepreneurs« seien die Mönche durch die »sophisticated, systematic, and productive exploitation of their estates« (S. 16) zum Vorbild für den schottischen Adel geworden. Als prägende Gestalt der tironensischen Identität benennt Cline aber vor allem Bernhard selbst: »He established the Tironensian identity: a simple rule with close supervision, shortened liturgy, veneration of Mary, acceptance of women, inclusion of hiermit, expertise in education and medicine, respect for the dignity of labour, skilled craftsmanship, extension of hospitality, exceptional mobility, and engagement in trade.«

Die »Consuetudines« Bernhards – und diese dürfte Cline an dieser Stelle mit »rule« meinen –, sind nicht erhalten. Die auf den folgenden Seiten anschließende Belegführung für die zitierten Aussagen stützt sich dann auch im Wesentlichen auf die »Vita Bernardi« und auf Stücke aus der Edition des Chartulars. Dabei festigt sich das Bild einer erstaunlich vielseitigen Kongregation, deren Angehörige erfolgreich Handel (etwa mit Getreide, Wein, Salz und Holz) und Landwirtschaft betrieben, einen guten Ruf als Baumeister, Handwerker und Heiler hatten, Schulen unterhielten, großzügig Gäste beherbergten und Arme unterstützten. Die



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ausführungen über das eigentliche Klosterleben bleiben, wie angesichts der Quellenlage zu erwarten, kurz.

Cline übernimmt dazu legendenhafte Beschreibungen Bernhards aus der Vita als Tatsachenberichte (S. 18): So habe er als Abt mit den Mönchen gegessen, bei ihnen geschlafen und auf eine Sonderbehandlung verzichtet. Nur zögernd habe er das Maß der zu singenden Psalmen für die Gemeinschaft gekürzt, um mehr Zeit für die Handarbeit zu ermöglichen. Am Totenbett habe er entschieden, die bis dahin offenbar praktizierte Trennung von Chormönchen und Laienbrüdern in Liturgie und beim Kapitel aufzuheben. Persönlich hätte er zu Tages- und Nachtzeiten das Kloster inspiziert – stets ohne Lampe.

Überzeugender wird dagegen deutlich, dass die Tironenser einen Ansatz verfolgt zu haben scheinen, den man heute als Inklusion bezeichnen würde. Die Aufnahme von Eremiten, Frauen und sogar Familien auf dem Gelände der Klöster und teils auch in die monastische Gemeinschaft im engeren Sinne scheint zu einer starken Attraktivität der Tironenser auch für Stifter und Stifterinnen beigetragen zu haben. Was die Aufnahme von Frauen *ad monachatum*⁵ in Tiron konkret implizierte und wie das Zusammenleben der verschiedenen Gruppen in den Klöstern praktisch organisiert war, wird auf Grund der Quellenlage schwer auszuloten sein, bemerkenswert und weiterer Untersuchungen wert ist es allemal.

Kapitel 3, »Bernard of Abbeville and Tiron's Foundation« (S. 33-45), zeichnet das Leben Bernhards auf Basis der Vita, aber auch weiterer Quellen nach. Demnach hatte Bernhard, geboren von namentlich unbekannten, aber nicht armen Eltern in der Grafschaft Ponthieu in der Picardie um 1050, eine hervorragende Bildung erhalten, bevor er ein religiöses, aber unstetes Leben als Mönch, Prior, Abt, aber auch Eremit oder Wanderprediger führte, bis er schließlich auf der Suche nach einem Ort für eine zunächst eremitisch bzw. halberemitisch geprägte Ansiedlung mit seinen Schülern im Perche um 1107/1109 fündig wurde. Zunächst wurden Holzgebäude errichtet, 1114 erhielten Bernhard und seine Anhänger jedoch vom Bischof und Domkapitel von Chartres weiteres Land zum Bau eines Klosters, das unter den Schutz des Domkapitels gestellt wurde.

Ob darin eine Verlegung eines schon vorhandenen Klosters und eine Neugründung zu sehen ist, die, wie es die Vita behauptet, durch einen Konflikt mit Cluniazensern von Saint-Denis bei Nogent-le-Rotrou um Begräbnisrechte und den Zehnten nötig wurde, was Cline (S. 19, 41) übernimmt, oder ob, wie Thompson annimmt, die wachsende Gemeinschaft schlicht mehr Fläche und solidere Gebäude aus Stein benötigte⁶, wird sich ohne weitere Quellen nicht klären lassen. Der angeführte Konflikt mit Cluny

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79557](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79557)

Seite | page 5



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

⁵ Merlet (ed.), Cartulaire (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 229, Nr. 201.

⁶ Vgl. Thompson, The Monks of Tiron (wie Anm. 1), S. 118f.

wirkt aber in der Tat sehr topisch. Tiron gedieh jedenfalls sehr schnell und zog zahlreiche Stifter an. Noch zu Lebzeiten Bernhards wurden die ersten Priorate gegründet – bzw. die Güter dafür gestiftet. Bereits auf 1114 könnte die Stiftung der Abtei Selkirk durch den schottischen König David I. zu datieren sein, der kurz nach Bernhards Tod Tiron besuchte, um mehr Mönche für seine Gründung aus Tiron mitzunehmen – darunter Ralph, den ersten Abt Selkirks. Zweiter Abt des später nach Kelso verlegten Klosters wurde William von Poitiers, der Protagonist des vierten Kapitels.

Das mit »William of Poitiers and His Successors« betitelte Kapitel (S. 47–72) beschreibt die Entwicklung der Abtei Tiron und der sich formenden Kongregation. William, dessen Identität von der Forschung, und auch von Cline, noch nicht geklärt werden konnte, wurde Nachfolger Ralphs in Selkirk, der auf Bernhard als Abt von Tiron folgte, und wiederum Nachfolger des bald verstorbenen Ralphs in Tiron – möglicherweise amtierte zwischen beiden noch kurzzeitig ein Abt namens Hugo. Williams Abbatat, während dessen die Tironenser sich am stärksten ausdehnten, gibt Cline, zu Recht vorsichtig, von ca. 1119 bis 1150/1160 an. 1150 urkundet William das letzte Mal, der nächste Abt von Tiron ist jedoch erstmals in einer Urkunde von 1160 nachweisbar (S. 52, 71).

Unter William erfuhr der Verband einen starken Aufschwung, Cline spricht vielfach von einer strategischen Ausbreitung und der Entwicklung eines tironensischen Netzwerkes mit Tiron als Zentrale. Dabei versuchte Tiron, die Kontrolle nicht nur über seine vielen Priorate, sondern auch über die (insgesamt ein gutes Dutzend) tironensischen Abteien zu bewahren, was ihm aber zumindest für die außerhalb des heutigen Frankreichs liegenden Klöster nur zeitweise gelang. Auf S. 14 hatte Cline angegeben, dass William ein halbes Jahrhundert vor Cîteaux ein zentralisiertes Herrschaftssystem mit einem jährlich tagenden Generalkapitel und dem Mutterhaus untergeordneten Tochterabteien etabliert hätte. Nun ergänzt sie: »William established himself as an abbot general who ruled over his priors and the abbots of the dependent abbeys of his congregation across political boundaries with the counsel of an annual general chapter« (S. 64) und ferner: »Purportedly Cîteaux submitted the Charter of Charity and the Exordium Cistercii, with a similar provision, to Callistus II for his approval in 1119. Berman establishes a sequence of the manuscripts of Cîteaux's governing charters, proves the 1119 bull a forgery prepared ca. 1170 and backdated, and shows that other manuscripts were prepared ca. 1165–1175 and presented recent innovations as established by earlier generations« (S. 67).

An diesen Aussagen Clines ist manches problematisch. Auf die Feststellungen zum Generalkapitel und auf die erst mit dem Verweis auf Berman verständliche Behauptung einer Art fünfzigjährigen Vorsprungs von Tiron gegenüber Cîteaux in Hinblick auf die Organisation des jeweiligen Verbands soll genauer eingegangen werden. Während man Williams Stellung oder vielmehr sein Selbstverständnis vermutlich als dem eines Generalabtes ähnlich beschreiben kann und er den Anspruch



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Tirons als Zentrale etablieren und überwiegend wohl auch hat durchsetzen können, mangelt es, wenigstens für das 12. Jahrhundert, an Quellen für ein Generalkapitel.

Clines Kronzeuge für ihre Behauptung solcher jährlich stattfindender Versammlungen ist der so genannte »Cemais Chirograph« (S. 65f.) von ca. 1120/1130, eine Art Vertrag⁷ zwischen der Abtei St. Dogmaels in Wales und der Abtei Tiron, von dem nur die Kopie für Tiron erhalten ist, die auch im Chartular ediert wurde. In diesem Text sind mehrere Prärogativen des Abts und Konvents von Tiron sowie Pflichten des Abts und Konvents von Cemais festgehalten. Enthalten ist darin auch eine Regelung, [...] *ut abbates ecclesie Tyronensi subjecti qui in transmarinis partibus sunt et erunt, semper in tercio anno, [...] in sollemnitate sancte Pentecostes apud Tyronense cenobium congregentur*⁸.

Das ist in der Tat, auch wenn die Bezeichnung *capitulum generale* nicht explizit fällt, ein deutlicher Hinweis auf eine derartige Einrichtung und auf die Verpflichtung von Oberen bestimmter Abteien, daran teilzunehmen. Ein weiterer Chirograph anlässlich der Errichtung der Abtei Asnières, die im heutigen Département Maine-et-Loire liegt, also keine der transmarinen Abteien ist, schreibt dem dortigen Abt und *alii abbates* um 1129 tatsächlich den jährlichen Besuch eines *matris ecclesie capitulum*⁹ vor.

Möglicherweise enthält auch der dritte und letzte bekannte derartige Chirograph, der anlässlich der Errichtung der Abtei Bois-Aubry 1138 angefertigt wurde, eine entsprechende Regelung, doch die entscheidende Stelle ist laut dem Editor des Chartulars nicht lesbar (oder vielleicht getilgt?)¹⁰. Damit enden aber auch die eindeutigen Hinweise auf eine Art Generalkapitel in der Frühzeit der Kongregation. Die anderen Hälften der drei Chirographen sind nicht bekannt – werden jedenfalls weder von Thompson noch von Cline erwähnt – und für andere Abteien gibt es offenbar gar keine entsprechenden Dokumente.

Weitere Quellen bringt Cline erst für viel spätere Zeiten: für 1378 eine Urkunde des Abts von Le Tronchet, in der er unter anderem bestätigt, dass er verpflichtet sei, jährlich das explizit so benannte Generalkapitel in Tiron zu besuchen (S. 195), zusammenfassende Dokumentationen von Generalkapiteln ab den 1480er Jahren (S. 171), Mahnungen zum Besuch des Generalkapitels aus den Jahren 1537 bis 1548 durch den Abt von Tiron (S. 148, 195).

⁷ Ibid., S. 68, Anm. 19: »A chirograph is a document in which two copies of a text, usually an agreement, are written on the same sheet of parchment. The two texts are separated by a word such as Cyrographum, and the parchment is then cut in two along this word. The authenticity of the two halves of the document can subsequently be proved by matching up along the cut-line, which is often deliberately wavy [...]«.

⁸ Merlet (ed.), *Cartulaire* (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 51, Nr. 31.

⁹ Ibid., S. 132f., Nr. 112.

¹⁰ Ibid., S. 250, Anm. 1, Nr. 221.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Und Thompson, die weiteren Hinweisen auf ein Generalkapitel nachgeht, konstatiert schließlich nüchtern: »In short, then, the evidence for formal gatherings of the Tiron congregation is sparse and inconclusive¹¹.«

Die Aussage Clines, William habe in seinem Abbatat ein jährlich tagendes Generalkapitel eingerichtet, mit dessen Rat er über die Kongregation herrschte, worauf Cline noch mehrfach rekurriert, scheint vor diesem Hintergrund nicht haltbar. Das Defizit an aussagekräftigen Quellen für Tiron ist umso wichtiger für einen Vergleich mit Cîteaux – oder passender: mit dem Zisterzienserorden –, dessen Generalkapitel samt Organisation und Vollmachten ungleich solider dokumentiert ist und das auch früher eingerichtet worden sein dürfte, als von Cline suggeriert.

Während es stimmt, dass Constance Berman mehrere zisterziensische Urkunden zu Fälschungen erklärte oder um Jahrzehnte später datierte und den Zisterzienserorden mit »Carta Caritatis«, Generalkapitel, Visitationssystem etc. statt 1115/1119 erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstehen lässt, versäumt Cline zu erwähnen, dass die von ihr zitierte Arbeit Bermans¹² von der Forschung breit kritisiert und ihre Ergebnisse wegen fehlender Beweise und handwerklicher Mängel mehrfach und entschieden zurückgewiesen wurden¹³.

Bermans Arbeit ist also mindestens umstritten, in jedem Fall aber keine solide Basis für zeitliche Vergleiche zwischen Tiron und Cîteaux. Zwar schränkt Cline ihre oben zitierte Aussage auf S. 67 noch ein (»In that case Tiron may be an organizational model for Cîteaux«), aber die vorherigen Zitate scheinen nur durch eine Orientierung an Bermans Thesen erklärbar, und auch in ihrer Zusammenfassung betont die Autorin wieder, dass die Tironenser unter den ersten waren, die nicht nur durch ein zentralisiertes administratives System, sondern auch durch ein jährliches Generalkapitel die Klöster der Kongregation »regiert« hätten (S. 178). Einen stärkeren Einfluss von Bermans Forschungen auf Clines Arbeit deuten ferner vergleichsweise viele Zitate und auch die Danksagung sowie drei Fußnotenverweise auf persönliche Kommunikation an.

¹¹ Vgl. Thompson, *The Monks of Tiron* (wie Anm. 1), S. 173.

¹² Constance Berman, *The Cistercian Evolution. The Invention of a Monastic Order in Twelfth-Century Europe*, Philadelphia 2000.

¹³ Kritik an Berman übte u. a. Florent Cygler, *Un ordre cistercien au XII^e siècle? Mythe historique ou mystification historiographique. À propos d'un livre récent*, in: *Revue Mabillon* 74 (2002), S. 307–328. Die kritischen Punkte fasst Elke Goetz, *Die frühen Quellen zur Geschichte des Zisterzienserordens*, in: Franz J. Felten, Werner Rösener (Hg.), *Norm und Realität. Kontinuität und Wandel der Zisterzienser im Mittelalter*, Berlin 2011 (*Vita Regularis. Abhandlungen*, 42), S. 45–64, hier S. 47–50, konzipiert zusammen.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.79557](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79557)

Seite | page 8



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous [CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

In den Kapiteln 5 und 6 untersucht die Autorin die Ausbreitung der Kongregation in den Gebieten des heutigen Frankreichs (S. 73–125) und auf den Britischen Inseln (S. 127–166) im 12. Jahrhundert. Detailliert, sinnvoll strukturiert und anschaulich gelingt es ihr dabei zu zeigen, wie Tiron an für den Handel oder die Nähe zu Herrschern wichtigen Orten Klöster gründen sowie Rechte, Freiheiten und Besitz erwerben und einzelne Besitzungen miteinander verbinden konnte, sodass diese oft nicht mehr als einen Tagesmarsch oder -ritt voneinander entfernt lagen.

Hilfreich zur Orientierung bei der Lektüre sind dabei Karten und Tabellen. Aufschlussreich sind die Hintergründe zur Gründung und Ausstattung einzelner Priorate und Abteien, etwa in Hinblick auf gehäufte Stiftungen einzelner Könige, Herzöge, Grafen und Bischöfe sowie deren Verwandter oder auf den unterschiedlichen Erfolg der Tironenser Mönche in verschiedenen Herrschaftsgebieten und hinsichtlich ihrer Entwicklung nach der Gründung, besonders in Bezug auf ihr Verhältnis zur Zentrale der Kongregation in Tiron.

Im Schlusskapitel behandelt Cline kurz die spätere Geschichte Tironens, bevor sie die Ergebnisse ihres Buchs zusammenfasst (S. 167–179). Es folgen zwei Anhänge mit einem Vergleich der päpstlichen Besitzbestätigungen und einem Exkurs zu Konflikten um Güter oder um die Unterordnung unter Tiron. Den Abschluss bilden eine Auswahlbibliografie von anderthalb Seiten Quellen und viereinhalb Seiten Sekundärliteratur sowie zwei Indices – von tironensischen Orten sowie allgemein von Personen, Orten und, dankenswerterweise, auch Sachen.

Ein Gesamtfazit zum Buch zu fassen, fällt nicht leicht. Zu den oben schon angesprochenen Monita kommen weitere. Das betrifft nicht nur ärgerliche und vermeidbare Fehler wie die abwegige Bezeichnung einer Synode im Jahr 1116 als »Fourth Lateran Council« (S. 10) oder die Verwechslung Karls des Großen mit Karl dem Kahlen anlässlich der Stiftung einer Marienreliquie an die Kathedrale von Chartres im Jahr 876 (S. 19).

Wenn aber Cline die Bedeutung eines Priorats bzw. der zur Gründung des Priorats führenden Schenkung unterstreichen will, indem sie den Urkundentext *Henricus, Dei gratia, rex Anglorum et dux Normannorum, G[aufrido], archiepiscopo Rotomagensi, et Henrico comiti de Auco et Ade der Germundi-villa et omnibus fidelibus suis Normannie, salutem. Sciatis me concecisse [...] donationem [...] quas eis dedit predictus Adam [...]*¹⁴ mit »Its strategic importance is evident in its confirmation by Henry I, William I Bonne Ame, archbishop of Rouen (r. 1071–1119), and Henry Hastings, count of Eu (r. 1096–1140), as well as by donor Adam of Grémonville« (S. 96) wiedergibt, also Adressaten mit Ausstellern verwechselt, wirft das allerdings grundsätzliche Fragen am Verständnis mittelalterlicher Quellen seitens der Autorin auf.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79557](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79557)

Seite | page 9



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹⁴ Merlet (ed.), *Cartulaire* (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 27, Nr. 13.

Der Eindruck verstärkt sich noch, wenn sie als zusätzliches Argument für ihre These der »strategic importance« noch einige »high ranking witnesses« der Beurkundung – den Bischof von Lincoln und vier normannische Barone – aufzählt und deren Zugehörigkeit zum inneren Kreis der königlichen Berater betont (S. 96, Anm. 86). Schon die Zeugenunterschriften von Fürsten und anderen Beratern auf Königsurkunden ist völlig normal. In diesem Fall liefert die Urkunde bei der Datierung aber sogar den zu vermutenden Hauptanlass für den Aufenthalt der entsprechenden Zeugen bei Hofe: *Apud Rotomagum, in die qua barones Normannie effecti homines filii regis*¹⁵. Sie waren also wohl vor allem dort, um dem Sohn des Königs, dem wenige Jahre später beim so genannten »White Ship disaster« umkommenden William, das *homagium* zu leisten¹⁶.

Der größte Wert des Buchs liegt im vierten, fünften und sechsten Kapitel, in denen Cline die Ausbreitung der Kongregation im 12. Jahrhundert detailliert aufarbeitet, inklusive der Rolle, die William als Abt von Tiron dabei spielte. Deutlich wird auch dessen Anteil an der Organisation der Kongregation als Klostersverband mit Tiron als seinem Zentrum und Haupt, dem sowohl Priorate als auch Abteien untergeordnet sein sollten.

Doch geht Cline in der Interpretation der Quellen sicherlich zu weit, wenn sie schon für Williams Abbatat ein institutionalisiertes und regelmäßig tagendes Generalkapitel annimmt, mit dem Tiron die abhängigen Klöster kontrolliert hätte. Die vorhergehenden Kapitel 1 bis 3 überzeugen nicht, insbesondere wegen der als Hauptzeugin herangezogenen, aber problematischen Vita des Gründers. Auch eine »Identität«, zumal eine religiöse, lässt sich aus den Seiten, die dem Thema gewidmet sind, nicht so recht erkennen.

Insgesamt ergibt sich das Bild einer benediktinischen Reformkongregation mit eremitischen Wurzeln, einem charismatischen Gründer am Anfang und einem tüchtigen Organisator danach, die sich von anderen Kongregationen vor allem dadurch unterschied, dass sie bemerkenswert früh vom europäischen Festland auf die Britischen Inseln ausgriff und sich vergleichsweise stark im Handel engagierte und nicht zuletzt auch dadurch schon früh stärker »in der Welt« wirkte als andere monastische Verbände. Religiöse Akzente scheinen die Tironenser allerdings nicht gesetzt zu haben, und die Schaffung innovativer Organisationsstrukturen wird man auch weiterhin eher den Zisterziensern zugestehen müssen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹⁵ Ibid., S. 28.

¹⁶ Vgl. Judith A. Green, *The Government of England under Henry I*, Cambridge 1986, S. 11, 45.

Yitzhak Hen, Thomas F. X. Noble (ed.), *Barbarians and Jews. Jews and Judaism in the Early Medieval West*, Turnhout (Brepols) 2018, X–341 p. (Diaspora. New Perspectives on Jewish History and Culture, 4), ISBN 978-2-503-58101-9, EUR 85,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sylvie-Anne Goldberg, Paris

Initié par une conférence, tenue à Tel Aviv en 2009, le volume rassemble quinze contributions rédigées par des chercheuses et chercheurs jeunes et chevronnés, marquant ainsi un judicieux équilibre entre expertises confirmées par des années de recherche et approches rafraîchissantes. Ordonnés entre chronologie et thématiques, les chapitres s'agencent comme suit:

Walter Pohl, »Disputed Identifications: Jews and the Use of Biblical Models in the Barbarian Kingdoms«; Jonathan P. Conant, »Jews and Christians in Vandal Africa«; Wolfram Drews, »Barbarians and Jews in Early Medieval Spain: Shifting Constellations of Religions and Identity«; Giancarlo Lacerenza, »Between Old and New Barbarians: The Jews of Southern Italy during the ›Dark Ages‹«; Yitzhak Hen, Gerda Heydemann, »A Double-edged Sword: Jews and the Rhetoric of Power in Ostrogothic Italy«; Stefan Esders, »The Prophesied Rule of a ›Circumcised People‹: A Travelling Tradition from the Seventh-century Mediterranean«; Yaniv Fox, »Ego, Bar-Iona: Jews and the Language of Forced Conversion in Columbanian Circles«; Rob Meens, »Jews in Early Medieval Penitential Literature«; Johannes Heil, »Friendly Barbarians? The Jews under Christian Rule in Northern Europe«; Rosamond McKitterick, Graeme Ward, »Knowledge of the History of the Jews in the Early Middle Ages«; Piet Hoogeveen, »Jewish Double Portraits: Hrabanus Maurus and his Commentary on 1 & 2 Samuel«; Ora Limor, »Tales from the East: Jewish Episodes in Early Medieval Travel Narratives«; Thomas F. X. Noble, »Images and the Imaginary Jew in the Early Byzantine World«.

Itzhak Hen introduit cet ouvrage par les propos préliminaires du grand médiéviste anglais John Michael Wallace-Hadrill à son magistral »Early Medieval History«, paru en 1975¹. Il rappelle que celui-ci avait choisi de développer son étude sur »ce que les historiens modernes appelleraient la création et la transformation des identités au début du Moyen Âge« (p. 2), à partir des communautés juives du début du Moyen Âge en Occident. Hen entend ainsi rendre compte du chemin parcouru depuis lors dans la recherche historique sur cette période que l'on continue parfois à désigner comme celle des »invasions barbares«.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ John-Michael Wallace-Hadrill, *Early Medieval History*, Oxford 1975, p. 1–18.

De fait, si »barbare« est resté le terme qui qualifie ces populations ayant migrées du paganisme au christianisme, la notion historiographique elle-même est désormais obsolète. Elle a été revisitée pour recouvrir une diversité plus féconde, ne laissant place qu'au qualificatif péjoratif utilisé dans le langage courant comme antonyme à »civilisé«. Pour les populations occidentales, cette période est celle du processus de leur christianisation. Pour les populations juives, qui n'ont laissé aucun écrit, on en sait bien peu sur ce qu'a pu être leur vie au cours de cette lente transition qui mène de la fin de l'empire romain à l'évangélisation triomphante de l'Europe. Or, et c'est là que se noue l'enjeu de l'ouvrage et la convocation de Wallace-Hadrill: pour ce que ces sources dévoilent, loin d'être une population dont l'identité religieuse aurait été mouvante à l'image de celle de leurs contemporains, les juifs se seraient particularisés dans leur environnement par l'affirmation claire de leur différence, ethnique et religieuse, en demeurant réfractaires aux tentatives d'évangélisation.

Certes, les déclinaisons identitaires ne sont pas aisément identifiables, d'autant que chrétiens et »barbares« restent encore à distinguer tant leurs contours sont fugaces, comme le montre la contribution d'Ora Limor. Tandis que les différents autrices et auteurs ont choisi de définir leurs propres critères et approches, au final, ce volume déploie avec justesse une périodisation de l'entre-deux, en donnant à voir un »pré« moyen-âge (Early Middle Ages) – à l'image du »prémoderne« (Early Modern) qui a profondément renouvelé l'historiographie anglo-saxonne. Cet *early medieval* permet de détacher d'une gangue située entre Antiquité tardive et Moyen Âge un ensemble de textes, d'événements, et d'analyses, qui, mis bout à bout, manifeste une cohérence parfois inattendue et sort de l'ombre cet »âge« souvent qualifié d'obscur.

Certes, l'approche n'est pas inédite, et cette notion de transition s'est installée dans l'historiographie d'outre-Atlantique et d'outre-Manche. Or, penser les juifs dans ces environnements aux frontières floues et mobiles ajoute, s'il en fallait encore, à la pertinence de cette démarche. Car, entre la destruction du temple de Jérusalem et l'avènement du judaïsme rabbinique, que et qui sont ces juifs? La législation impériale romaine ayant fait d'eux des citoyens romains non chrétiens, ils sont ainsi *de facto* les sujets de gouvernants qui doivent de bon ou mauvais cœur s'en accommoder (Johannes Heil, p. 207). Et, quand bien même ils n'ont pas laissé de sources écrites, les juifs, objet d'une vision chrétienne biaisée, apparaissent dans un genre littéraire consacré, les *contra Iudaeos* et *adversus iudei*, qui, s'il en offre des images contrastées est surtout destiné à faire d'eux un repoussoir.

Cette construction théologique, bientôt sociale et politique de la catégorie »juif«, nécessitant une savante relecture de l'Ancien Testament, sera, on le sait, la tâche à laquelle la littérature patristique s'est dévouée – ce qui n'est pas le thème de l'ouvrage. Celui-ci s'attache plutôt à démêler parmi les différents contextes présentés à analyser ce qui émerge de leurs situations en matière



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

d'identité et de pratiques. S'ils sont des autochtones rebelles qui revendiquent une identité ethnique et religieuse singulière, comment les concevoir lorsque l'on prétend s'approprier leur ascendance originelle?

Walter Pohl rappelle ainsi qu'en dépit du fait que la notion d'ethnicité était nuancée de diverses manières dans la Bible hébraïque, elle a néanmoins dû être sérieusement réinventée par les chrétiens afin d'être performative dans l'évangélisation des peuples païens. Ethnicité de la séparation, de la distinction, de la croyance eschatologique, probablement plus encore qu'ethnicité par le sang; mais comment se débarrasser de la notion de »peuple élu«? En lui permettant d'être transférable par l'intermédiaire du baptême, tel celui de Clovis (Walter Pohl, p. 22; Wolfram Drews, p. 55) ou par l'histoire racontée par Flavius Josèphe (Rosamond McKitterick, Graeme Ward).

Avec ses multiples contributions, l'ouvrage dresse une cartographie polysémique des règnes barbares, dont l'un des aspects remarquables est de montrer l'absence d'une attitude homogène à l'égard des juifs (Wolfram Drews, p. 67) s'accompagnant d'une redéfinition du rôle des États (Yaniv Fox, p. 155–156). Que ce soit en Afrique (Jonathan P. Conant), en Espagne (Wolfram Drews), en Italie (Giancarlo Lacerenza, Yitzhak Hen et Gerda Heydemann) ou en Europe du Nord (Johannes Heil), la place des juifs change graduellement dans les sociétés. Diminution puis suppression des charges et offices publics, mise en place de discriminations légales, accès sporadiques de violences anti-juives (Yitzhak Hen, p. 94-95), le tout s'accompagnant de textes spécifiques, établissent la routine du compagnonnage de l'Église et de la structuration des États souverains.

Si, pour Conant, l'Afrique vandale semble être tolérante à l'égard des juifs, Johannes Heil, quant à lui, confronte l'image d'un âge d'or carolingien à une vision plus nuancée de leur condition. L'idée de l'unité de l'Église ne pouvant s'édifier que par l'intermédiaire d'une élimination graduelle des dissidences, le parcours de l'évangélisation des populations suit ainsi la maturation des institutions monastiques (Yaniv Fox), et c'est peut-être au vu de cet attelage, fait de politique et de textes antijuifs, qu'émerge l'idée du »juif virtuel« si répandue dans les travaux actuels.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79558](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79558)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jean Heuclin, Christophe Leduc (dir.), Chanoines et chanoinesses des anciens Pays-Bas. Le chapitre de Maubeuge du IX^e au XVIII^e siècle, Villeneuve d'Ascq (Presses universitaires du Septentrion) 2019, 464 p., nombr. ill. (Histoire et civilisations), ISBN 978-2-7574-2949-5, EUR 34,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Hannes Engl, Aachen

In Anlehnung an vorausgegangene Studien zu mittelalterlichen Säkularkanonikern zielt der von Jean Heuclin und Christophe Leduc herausgegebene Sammelband darauf ab, diese Art des religiösen Zusammenlebens in seinen vielfältigen Ausprägungen näher zu beleuchten und die Interaktionen der betreffenden Akteure in ihrem jeweiligen sozialen und politischen Kontext zu verorten (S. 11). Im Fokus stehen das Kanonissenstift Sainte-Aldegonde in Maubeuge sowie die mit ihm verbundene Kanonikergemeinschaft Saint-Quentin, die durch einen analytischen Querschnitt von Fachleuten aus verschiedenen Disziplinen (Geschichtswissenschaft, Archivkunde, Musikwissenschaft, Kunstgeschichte, Archäologie) in der »longue durée« untersucht werden. Die dadurch erzielten Ergebnisse sollen Impulse für künftige Forschungen, sowohl zu Maubeuge als auch zu vergleichbaren Einrichtungen in Nordfrankreich sowie generell im Bereich des Säkularkanonikerwesens geben (S. 12ff., 20).

Der Band enthält insgesamt 25 Einzelbeiträge, die drei Themenbereichen zugeordnet sind: »La quête d'un statut« (I), »Rayonnement canonial aux anciens Pays-Bas« (II), »Sources et documents pour l'histoire d'un chapitre« (III); jeder der drei Themenbereiche ist wiederum in zwei Teilabschnitte untergliedert: Auf Analysen historischer Sachverhalte folgen Untersuchungen und Präsentationen verschiedener Quellengattungen. Voraus geht eine inhaltliche und methodische Einführung der beiden Herausgeber in das Thema (S. 11–20). Bei den Autorinnen und Autoren der jeweiligen Beiträge handelt es sich um etablierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Nordfrankreich und Belgien, die mit der Geschichte von Maubeuge und der angrenzenden Regionen bestens vertraut sind.

Im Zentrum des ersten Teilabschnitts (S. 25–132) stehen der stetige Wandel, die Anpassungsfähigkeit und Versuche der Aufrechterhaltung religiöser Lebensformen im nordöstlichen Frankreich. In einem historischen Überblick von den Anfängen bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts illustriert zunächst Jean Heuclin mit Blick auf den regionalen Adel und den Bischof von Cambrai die Einbindung der ursprünglichen Klostergründung von Sainte-Aldegonde in die regionale Obrigkeit (S. 25–36). Daran anknüpfend untersucht Bernard Delmaire die langwierige, wechselhafte und konfliktreiche Umwandlung von Sainte-Aldegonde in eine



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Kanonissengemeinschaft, die im Zuge eines 1249 an der römischen Kurie gegen den Bischof von Cambrai geführten Prozesses offiziell besiegelt wurde (S. 37–53). Dieser spezifisch auf Maubeuge bezogenen Betrachtung schließen sich einige grundlegende Überlegungen von Ludo Milis zum Aufkommen eremitischer Bewegungen und ihrer *consuetudines* im 12. Jahrhundert (S. 55–64) an.

Die vier folgenden Beiträge setzen sich eingehend mit zentralen Aspekten der internen wie externen Organisation religiöser Gemeinschaften im nordöstlichen Frankreich vom Hochmittelalter bis in die Moderne auseinander. Analysiert werden hier einerseits die Hintergründe und Folgen von Transformationen im Bereich der institutionellen Ausrichtung (Philippe Racinet, S. 65–77; Isabelle Clauzel, S. 79–89), aber auch die Herausbildung und Entwicklung von Prioratstrukturen (Julie Colaye, S. 91–103) sowie die Integration in die Netzwerke regionaler Herrschaftsträger (Franck Béthouart, S. 105–132). Sie betten das Thema des Bandes in einen breiten regionalen Kontext ein und eröffnen damit interessante Vergleichsperspektiven. Abgeschlossen wird dieser erste Themenbereich durch zwei sehr detaillierte Studien von Jean-François Goudesenne (S. 135–162) und Dominique Vanwijnsberghe (S. 163–180) zur Produktion und dem Stellenwert liturgischer Handschriften im direkten Umfeld von Maubeuge während des Hoch- und Spätmittelalters.

Der zweite Themenbereich (S. 185–341) vereint Beiträge zur sozialen und politischen Bedeutung von Sainte-Aldegonde im regionalspezifischen Kontext der Frühen Neuzeit. Als Indizien für eine herausgehobene Stellung des Stifts können zum einen die Aufnahmekriterien für neue Kanonissen gelten, die in den Spanischen Niederlanden wohl nirgendwo so streng und komplex waren wie in Sainte-Aldegonde (Christine Mazella-Leriche, S. 185–208; Christophe Leduc, S. 215–231); eine entscheidende Rolle spielte hier sicher die enge Anbindung des Stifts an wichtige regionale Adelsfamilien wie die Grafen von Flandern und Hennegau (Gilles Derognaucourt, S. 209–214).

Ferner manifestiert sich die Bedeutung von Sainte-Aldegonde in der Verehrung der Stiftsheiligen im Rahmen von Prozessionen in benachbarten Städten, etwa in Mons, wo zahlreiche Parallelen zu den Prozessionen in Maubeuge bestanden, die als kollektive Ausdrucksmöglichkeit kommunalen Bewusstseins durchaus identitätsstiftend wirkten und zugleich das hierarchische Gefälle innerhalb der Stadt und Stiftsgemeinschaft symbolisch zum Ausdruck brachten (François de Vriendt, S. 249–273).

Im zweiten Teilabschnitt des Themenbereichs wird diese soziale Komponente der Bedeutung von Sainte-Aldegonde noch durch zwei kunsthistorische Studien zu zwei illustrierten Inventaren (Nicole Cartier, S. 277–286) und dem Stab der Vorsteherin (Raphaël Coipel, S. 287–317) sowie einen musikwissenschaftlichen Beitrag unterstrichen, der die Hintergründe und Modalitäten der Einbindung regionaler und übergeordneter Akteure vom

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79559](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79559)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

französischen Königshof in die örtliche liturgische Praxis untersucht (Céline Drèze, S. 319–341).

Im dritten Teil des Bandes (S. 349–462) geht es um die schriftlichen und materiellen Hinterlassenschaften der Stiftsgemeinschaft im engeren Sinn. Auf eine Aufarbeitung der Wege archivalischer Überlieferung nach der Revolution (Alexis Donetzkoff, S. 349–356) folgen ein Beitrag zu dem Stiftsgebäudekomplex aus der Zeit um 1750 (Laurence Baudoux-Rousseau, S. 357–360) sowie eine sehr minutiöse Studie von Élisabeth Magnou-Nortier (S. 361–382) zu zwei »Brevia« aus dem 10. Jahrhundert, die Einblicke in die grundherrschaftlichen Verhältnisse in der Umgebung zweier zu Sainte-Aldegonde gehöriger Pfarrkirchen gewähren. In einem zweiten Teilabschnitt präsentiert zunächst Jean Heuclin zwei zentrale Quellen für die Stiftsgeschichte (zwei »Vitae Aldegundis« aus dem 8. bzw. 11. Jahrhundert, S. 387–406; S. 407–427) in kommentierter französischer Übersetzung. Es folgt eine ebenfalls von Jean Heuclin besorgte Transkription der beiden unedierten »Vitae« der Eltern der Stiftsheiligen (Walbert und Bertille) aus dem 17. Jahrhundert (S. 429–443), in denen Aldegunde zur Schutzheiligen der Spanischen Niederlande gegen die französische Bedrohung stilisiert wird; ergänzt wird diese Edition noch durch eine Studie zur politischen Bedeutung des Kultes von Walbert und Bertille (S. 445–454). Den Abschluss dieses dritten Teils und zugleich des gesamten Bandes bildet ein Bericht zu den archäologischen Ausgrabungen in Saint-Martin de Cousolre und an den Überresten der beiden letztgenannten Heiligen vorgenommenen DNA-Proben (S. 455–462).

Der Band wird den Zielsetzungen der Herausgeber durchaus gerecht. Hervorzuheben ist die Bereitstellung einer Fülle von bislang unediertem Quellenmaterial in den Anhängen vieler Beiträge. Wünschenswert wären indes ein Register, eine *conclusion* sowie farbige Abbildungen der zahlreichen kunsthistorischen Quellen gewesen. Ansonsten eröffnet der Band viele interessante Forschungsperspektiven, vor allem im Hinblick auf das religiöse Zusammenleben zwischen Frauen und Männern (siehe etwa Christophe Leduc, S. 220–226) und für Institutionen, die sich in Grenzgebieten konkurrierender Machtsphären befanden.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79559](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79559)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Sabine von Heusinger, Susanne Wittekind (Hg.),
Die materielle Kultur der Stadt in Spätmittelalter
und Früher Neuzeit, Wien, Köln, Weimar (Böhlau)
2019, 256 S., 78 Abb. (Städteforschung. Reihe A:
Darstellungen, 100), ISBN 978-3-412-51612-3, EUR
27,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Gisela Naegle, Gießen/Paris

Consacré à la culture matérielle urbaine de la fin du Moyen Âge et du début des Temps modernes, le volume réunit les actes du 45^e colloque de printemps qui s'est tenu à l'Institut für vergleichende Städtegeschichte auprès de l'université de Münster en 2017. Encadré par une introduction et des conclusions, il renferme neuf articles et une bibliographie sélective (p. 237–249). Richement illustré, il permet de se faire une bonne idée des objets étudiés.

Dans leur introduction, Sabine von Heusinger et Susanne Wittekind constatent que le *material turn* a trouvé sa place dans l'historiographie urbaine et que cette évolution a permis une nouvelle approche des objets prémodernes de la vie quotidienne, tels que livres, armes et outils. La recherche ancienne n'aurait pas suffisamment étudié la fabrication et l'usage de ce type d'objets (p. 11). Pour l'analyse de la culture sur base d'objets et d'artefacts, les éditrices recherchent le dialogue avec les historiens d'art. Ainsi, par l'étude des interdépendances des aspects matériels, culturels, religieux, sociopolitiques et économiques d'une époque et d'un lieu déterminés, la publication souhaite ouvrir de nouveaux champs de recherche (p. 18).

Julia Funke se penche sur la «matérialité du mode de vie urbain». D'après elle, pour «penser la ville», les objets offrent un point de départ idéal. Elle se réfère surtout aux objets mobiles: les vêtements des membres du conseil urbain (qui peuvent exprimer le rang et la dignité de leurs porteurs, servir à des fins représentatives et refléter la personnalité des individus). Les collections d'objets précieux et d'armes du milieu marchand urbain seraient également dignes d'intérêt.

Elisabeth Gruber analyse des documents comptables de la ville de Vienne, dont des factures pour la fabrication de coussins de la chambre des délibérations de l'hôtel de ville et pour le siège du maire. Le choix et le prix des matériaux fourniraient des indices précieux sur la hiérarchisation des membres du gouvernement urbain, sur leurs désirs de représentation, les processus de communication et sur la perception de soi prémodernes. Les mêmes aspects pouvaient être illustrés par le choix des meubles et de la décoration, et d'une façon particulièrement significative, après une attribution de nouvelles armoiries plus prestigieuses, par la commande des travaux.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

En examinant l'usage d'armoiries et d'autres signes héraldiques comme médias de communication par nobles, patriciens et corporations de métier, la contribution fort intéressante de Susanne Wittekind approfondit ces résultats. L'auteure utilise trois exemples: la décoration héraldique de la *Marienkirche* de Büdingen (élevée au rang d'église paroissiale dès 1476; située dans la petite capitale princière des comtes d'Ysenburg dans la Hesse actuelle); les entrées vers la cour du Nürnberger Hof de la famille patricienne des Glauburg à Francfort-sur-le-Main et les images des rois anglais et d'épisodes de l'histoire de ce pays dans la St. Mary's Guildhall de Coventry en Angleterre (construite à partir de 1342). Susanne Wittekind donne une bonne illustration des liens étroits entre la situation politique et les choix artistiques. Les remaniements de la Guildhall sont révélateurs: à plusieurs reprises, en fonction de la situation politique respective, les vitraux et le décor héraldique de la grande salle de réunion et de fêtes de la corporation et du conseil urbain furent changés.

Kirsten Lee Bierbaum présente les peintures murales de la chambre de délibérations du conseil dans l'hôtel de ville de Goslar. Redécouverte en 1856, elles furent déjà étudiées par les historiens de l'art. L'hôtel de ville fut construit au cours du XV^e siècle, la partie la plus ancienne date d'environ 1420. Le programme iconographique est dominé par les portraits non individualisés de douze empereurs et de douze Sibylles. Placée à un endroit prépondérant, la représentation de la Vierge Marie y joue un rôle central. Selon l'interprétation de l'autrice, en renforçant le caractère idéal, intemporel et universel du programme iconographique, elle y introduit des éléments eschatologiques. Cependant, les détails et leur interprétation se prêtent à un débat contradictoire. De nombreuses questions restent encore ouvertes.

Olivier Richard, quant à lui, présente un aspect très important de la vie politique de la région de l'*Oberrhein*: l'étude du rôle des objets liés aux actes clés de la vie constitutionnelle urbaine (comme les serments): *res sacrae*, évangiles, livres de serments et de statuts urbains ainsi qu'accessoires comme fruits, armes ou portes. Dans les villes tardo-médiévales de l'*Oberrhein*, l'importance des *res sacrae* diminue. Destinés à renforcer la cohésion interne de la communauté urbaine, d'autres objets et symboles acquièrent une importance grandissante.

Julia Bruch analyse deux chroniques d'artisans du XVI^e siècle: la chronique du maître cordonnier Sebastian Fischer d'Ulm (rédigé en plusieurs phases à partir de juillet 1548) et celle du maître artisan, Dionysius Dreytwein (*vers 1500–1576) d'Esslingen. Après la réforme de la constitution urbaine par l'empereur Charles V, en tant qu'artisans et membres des métiers, les auteurs furent exclus de l'exercice du pouvoir politique de leur ville respective. Ils s'intéressèrent vivement au changement politique, religieux et social de leur temps et se sentirent menacés par la déchéance sociale. L'étude se réfère aux aspects matériels et codicologiques des deux chroniques, ainsi qu'au contenu et les phases et techniques de l'écriture.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Birgitt Borkopp-Restle reprend le sujet de la représentation de soi des élites urbaines. Elle choisit le cas de l'église Sainte-Marie (*Marienkirche*) de Gdąnsk. Cette église recueille les fondations de riches marchands de la Hanse. Son trésor d'objets textiles, broderies, vêtements liturgiques et objets liés au culte profita des activités du commerce à longue distance de ce groupe social puissant.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79560](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79560)

Seite | page 3

Anna Pawlik consacre ses recherches aux grandes familles patriciennes de Nuremberg: les Holzschuher, Stromer, Behaim, Tucher, Pfinzing, Rieter, Tetzl, Welser, etc. À travers les généalogies, peintures, plaques commémoratives, écus de morts (*Totenschilde*) et des objets précieux, ces dynasties urbaines essayèrent de légitimer leur pouvoir et d'assurer leur *memoria* familiale. Pour y arriver, la création de légendes généalogiques et des livres de famille, ainsi que le renvoi à des ancêtres plus ou moins imaginaires issus de la chevalerie du XII^e siècle (qui auraient possédé de liens étroits avec la cour impériale) et à un tournoi légendaire fictif de 1198 furent des moyens de choix.

Regula Schmid étudie le rôle des armes et harnois dans la société urbaine suisse du XIV^e et XV^e siècle. Soumis à l'obligation de posséder des équipements militaires, les citoyens de villes comme Lucerne ne disposaient souvent que d'un matériel ancien en mauvais état. Ce dernier fut transmis d'une génération à l'autre et souvent prêté à des tiers. La plupart des pièces furent issues d'une production de masse étrangère. Destinés à la défense commune de la ville, ces objets exprimaient la mentalité d'une société de guerriers où l'influence masculine était dominante.

Les conclusions de Jan Keupp résument les résultats et recourent à la définition de la grande ville par Georg Simmel. Ce sociologue y voyait «une agglomération très réussie d'hommes et d'objets» (p. 227). Dans l'ensemble, placé sous le signe du *material turn*, le volume donne un aperçu fort intéressant des différentes facettes de l'étude des objets. Pour faire fructifier cette approche méthodologique, le dialogue entre historiens et historiens d'art s'avère très stimulant et mérite d'être poursuivi.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Alexandra Kaar, Wirtschaft, Krieg und Seelenheil. Papst Martin V., Kaiser Sigismund und das Handelsverbot gegen die Hussiten in Böhmen, Wien, Köln, Weimar (Böhlau) 2020, 387 S., 5 Kt. (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii, 46), ISBN 978-3-205-20940-9, EUR 55,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Olivier Marin, Paris

Il fallait bien du courage à l'historienne viennoise Alexandra Kaar pour oser s'attaquer à ce sujet réputé infaisable. Première difficulté: les sources qui documentent l'interdiction de commercer avec les Hussites sont rares et dépareillées. Plus grave, on est aussitôt confronté au problème méthodologique de savoir comment mesurer une absence de contact. Aussi l'embargo antihussite n'avait-il fait l'objet jusqu'à présent que d'études ponctuelles, centrées pour la plupart sur le marché noir auquel se livrèrent certains Nurembergeois. Avec la thèse d'Alexandra Kaar, on dispose pour la première fois d'une vue d'ensemble à la fois précise et ambitieuse.

Les deux premières parties, intitulées respectivement »L'interdiction de commercer avec les Hussites dans sa tradition historique« et »L'interdiction du commerce avec les Hussites: état de l'art et plan de recherche« déblaient le terrain. L'autrice se réclame d'une part du livre marquant de Stefan Stantchev, »Spiritual Rationality. Papal Embargo as Cultural Practice« (Oxford 2014), pour rappeler que les sentences prononcées contre la Bohême hussite ne sont pas nées de rien, mais s'inscrivent dans une longue histoire qui en est venue, à partir de la réforme grégorienne, à faire du commerce avec les non-chrétiens une hérésie. Le XV^e siècle recueille l'héritage de cette législation qui ciblait au départ les musulmans, mais qui s'est progressivement étendue à tous les autres ennemis de l'Église.

L'autrice dresse ensuite le tableau du commerce tchèque avant la révolution hussite: les importations y apparaissent structurellement dominées par des produits de consommation courante, comme le poisson de mer et surtout le sel, alors que la Bohême exportait prioritairement ses minerais et ses céréales; d'un point de vue conjoncturel, les conditions générales se sont détériorées dès les environs de 1400. Les sources disponibles sont enfin passées en revue, avec une acribie qui fait le bonheur du lecteur. Ainsi Alexandra Kaar démontre-t-elle le caractère formulaire du décret antihussite fulminé par le concile de Pavie-Sienne (8 novembre 1423), dont les dispositions se retrouvent mot pour mot dans le décret frappant les adhérents de l'antipape Benoît XIII. Voilà une splendide mise en garde contre un certain positivisme non critique.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

L'étude proprement dite se déploie ensuite en trois parties d'inégale importance. Le premier angle d'analyse retenu, celui de l'économie de guerre, donne lieu à d'amples développements sur la géographie du commerce avec la Bohême, les acteurs qui s'y trouvaient engagés, les produits échangés, les modalités et les difficultés d'application de l'embargo. La matière est si riche qu'elle défie le résumé. Saluons tout de même les belles surprises dont nous gratifie l'autrice. Alors que l'historiographie antérieure se focalisait sur les échanges noués entre Prague et Nuremberg, le livre sort de l'ombre le trafic avec l'Autriche, la Misnie et la Silésie.

Plusieurs tranches de vie font également ressortir la place déterminante qui, au quotidien, revenait au commerce local. Au total, et même si les marchands catholiques étrangers privilégiaient leurs coreligionnaires présents dans les régions frontalières (à Cheb, Plzeň, České Budějovice, etc.), il apparaît que les Hussites ont pu continuer à s'approvisionner en sel, en vin et même en armes, au nez et à la barbe des pouvoirs. L'Église et l'État, montre ainsi Alexandra Kaar, n'avaient guère les moyens de les en empêcher.

Le deuxième aspect sous lequel le livre aborde l'embargo antihussite concerne ce qu'il est convenu d'appeler la communication symbolique, autrement dit, l'image de soi projetée par de telles mesures. Cette partie n'évite pas les redites avec la précédente. Et les justifications dont sont assorties les interdictions du commerce avec les »hérétiques« de Bohême n'offrent rien que de très attendu. Même le thème de la peur des Hussites, qu'Alexandra Kaar tend ici à prendre au pied de la lettre, relève en partie du stéréotype et aurait mérité d'être critiqué.

Plus intéressante nous a semblé la concurrence par laquelle le roi des Romains Sigismond, les Électeurs, le roi de Pologne Ladislas Jagellon, la noblesse catholique de Bohême, les conseils urbains rivalisèrent en protestations d'orthodoxie. Le cas du Nurembergeois Hans Imhoff, qui fut intercepté sur les routes tchèques par Hanuš de Kolovraty en 1426 et dut aller se disculper devant Sigismond de l'accusation de trahison, illustre parfaitement ces parties de billard multi-bandes.

Une (trop) brève dernière partie interprète avec brio le processus de prise de décision en examinant comment les autorités centrales et les pouvoirs urbains locaux trouvaient chacun leur intérêt dans l'interdiction du commerce avec les Hussites. C'est là pour l'auteur l'occasion de nouer ensemble les deux niveaux pragmatique et symbolique que l'analyse avait auparavant séparés.

Nul doute que le livre d'Alexandra Kaar, par son mariage entre l'érudition la plus pointue et la hauteur de vue, fasse date. Ce n'est pas à dire que sa thèse de la persistance du commerce préhussite sous la révolution emporte en tout point l'adhésion. Les affaires ont-elles vraiment continué comme d'habitude? L'autrice doit concéder que les années 1419–1421 ont bel et bien marqué une césure. À l'autre extrémité de la chronologie, elle



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ne prend peut-être pas assez en considération l'insistance avec laquelle les Hussites négocièrent avec leurs alliés polonais la reprise des échanges (ainsi en février 1433, d'après un document récemment édité par Dušan Coufal). La variable géopolitique doit aussi être prise en compte. Les exemples cités dans le livre sont massivement situés en Moravie, dans ce margraviat devenu une terre religieuse bipartite. Ils sont en revanche moins nombreux en Bohême intérieure et même à peu près inexistantes pour la sphère d'influence taborite.

Last but not least, comment ne pas faire le départ entre des transactions libres et des tributs imposés aux vaincus? Peut-on encore parler de commerce lorsque les troupes hussites rançonnaient ou, selon le vocabulaire français du temps, »apatissaient« les communautés et les individus? Quelle que soit la réponse qu'on y donnera, la question ne fait que souligner l'intérêt heuristique de ce grand livre.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.79561](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79561)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Charlotte Katharina Kempf, Materialität und Präsenz von Inkunabeln. Die deutschen Erstdrucker im französischsprachigen Raum bis 1500, Stuttgart (Kohlhammer) 2020, 583 S., 17 Abb., 19 Tab., 1 Kt. (Forum historische Forschung: Mittelalter, 1), ISBN 978-3-17-037673-1, EUR 89,00.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79562](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79562)

Seite | page 1

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jonas Kurscheidt, Paris

L'ouvrage de Charlotte Katharina Kempf est issu d'une thèse de doctorat préparée en cotutelle à Heidelberg et à Paris et soutenue en 2018. Il étudie le rôle des imprimeurs allemands qui se sont installés dans l'espace francophone¹ avant 1500 et qui ont marqué les débuts de l'imprimerie en France. Le choix du sujet se justifie par le nombre considérable de villes d'imprimerie francophones de cette époque où l'art de Gutenberg a été introduit par des Allemands, et par l'absence d'une analyse globale de ce phénomène qui – le présent ouvrage le prouve – se révèle particulièrement séduisante.

Le volume ouvre une nouvelle série au sein de la prestigieuse maison d'édition Kohlhammer, série intitulée »Forum historischer Forschung« qui entend donner un espace à des questions de recherche actuelles mais aussi à des discussions de théorie et de méthode. Et Charlotte K. Kempf nous offre en effet les deux. La question des (premiers) imprimeurs allemands dans l'espace francophone jusqu'à 1500 se trouve liée à la question de la »matérialité« et de la »présence« des incunables.

Ces deux termes, qui figurent déjà dans le titre du livre, renvoient à l'»anthropologie textuelle«, une méthode d'analyse des textes élaborée récemment par l'assyriologue Markus Hilgert (Heidelberg). Sur le modèle de l'anthropologie des images de Hans Belting, elle voit en l'homme le »lieu du texte«, non seulement parce qu'il est son créateur et récepteur mais également parce que le texte créé par lui l'influence à son tour. Ce sont ces relations multiples et réciproques entre l'homme et le texte, et en l'occurrence le livre imprimé, qui intéressent également Charlotte K. Kempf, la notion de »matérialité« renvoyant à l'artefact comme résultat d'une interaction entre l'acteur et l'objet et la notion de »présence« à l'effet que produisent cette interaction et son résultat. En dérive une étude extrêmement riche qui allie les approches traditionnelles de l'histoire de la réception, de l'histoire du livre à la française et de la bibliographie matérielle britannique.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



¹ À côté du royaume de France, le duché de Bourgogne, la comté de Bourgogne et l'actuelle Suisse francophone.

Charlotte K. Kempf examine les ateliers d'imprimerie dans une perspective diachronique et selon leur milieu d'établissement. Le milieu universitaire parisien est représenté par Johannes Heynlin von Stein et Guillaume Fichet qui installent une presse, la première en France, à la Sorbonne en 1470. La plupart des ateliers étudiés appartiennent au milieu urbain: celui de Johann Parix et Heinrich Turner installé à Toulouse vers 1475, celui de Johann Schilling installé à Vienne vers 1478, celui d'Adam Steinschaber installé à Genève vers 1478, celui de Johann Walther installé à Moûtiers vers 1486 et celui de Peter Metlinger installé successivement à Besançon vers 1487, à Dole vers 1490 et à Dijon vers 1491. Enfin, le milieu monastique est représenté par l'atelier de Heinrich Wirczburg à Rougemont (1481) et ceux de Michael Wenssler installés à Cluny vers 1492 et à Mâcon vers 1493.

Pour chaque atelier, l'autrice examine de manière systématique la biographie de(s) l'imprimeur(s), la ville d'imprimerie et le programme d'imprimerie en proposant des tableaux des impressions et des analyses du matériel d'imprimerie, des formats, de la mise en page mais aussi du paratexte.

Mais Charlotte K. Kempf ne se limite pas à une présentation monotone des ateliers et de leur matériel et s'attache à repérer à chaque fois les caractéristiques propres à chaque établissement. Ainsi par exemple porte-t-elle une attention particulière aux lettres de dédicace de la presse parisienne en soulignant leur rôle de carrefour médiatique entre le manuscrit et le l'imprimé. Elle voit là une volonté paradoxale d'individualisation d'un médium qui se caractérise par l'uniformité.

De la même manière elle s'arrête plus longuement sur le réseau très soudé des imprimeurs à Toulouse, troisième ville d'imprimerie en France après Paris et Lyon et seule ville du corpus où, encore au XV^e siècle, deux autres imprimeurs allemands, Heinrich Mayer et Stephan Cleblat, font suite aux premiers. Encouragée par la richesse des sources disponibles sur ce terrain, elle s'intéresse de près aux procédés d'échange entre ces imprimeurs mais aussi avec les libraires, à la question de la langue et du public, aux métiers et à leur transformation en lien avec l'imprimerie.

Dans une dernière partie, l'autrice Kempf propose une comparaison entre les imprimeurs et les caractéristiques de leurs ateliers. Presque tous ont fait des études et connaissent au moins les bases de la langue latine alors qu'il est moins sûr qu'ils parlaient français. Presque tous ont séjourné à Bâle, ville avec laquelle beaucoup d'entre eux entretiennent des contacts. Les raisons de leur migration en France sont diverses: des problèmes financiers, un déplacement initial suite à des commandes d'impressions, un séjour dans la ville ou un mélange des trois. Ils n'hésitent pas d'ailleurs à laisser une trace de leur origine dans les livres qu'ils impriment.

L'abondante bibliographie à la fin de l'ouvrage le confirme, l'étude de Charlotte K. Kempf est tout d'abord le fruit d'un immense travail



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de synthèse. La question des imprimeurs allemands en France à la fin du XV^e siècle n'est certes pas un terrain inconnu de la recherche, ni en Allemagne ni en France. Mais ce sujet n'avait pas encore été traité dans le cadre d'une étude d'ensemble, qui a en outre le mérite de multiplier et d'articuler des perspectives disciplinaires trop souvent dissociées.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.79562](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79562)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Thomas Kohl (Hg.), Konflikt und Wandel um 1100. Europa im Zeitalter von Feudalgesellschaft und Investiturstreit, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2020, VI–238 S., 2 s/w Abb., 2 s/w Tab. (Europa im Mittelalter. Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik, 36), ISBN 978-3-11-068064-5, EUR 89,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Joseph P. Huffman, Mechanicsburg, PE

This volume contains published versions of papers presented at the Eberhard-Karls-Universität Tübingen during a three-day conference (30 October–1 November 2014) entitled »Konflikt und Wandel um 1100. Europa im Zeitalter von *mutation féodale* und Investiturstreit«. The academic historians came from universities of Tübingen, Hamburg, Münster, Munich, Mainz, Zurich, Milan, Turin, Aix-en-Provence, and Sheffield including the conference's opening speaker (Steffen Patzold) and its concluding commentator (Ludger Körntgen). The conference was engendered by a fundamental historiographical observation: all western European national historiographies agree that the mid-11th through the mid-12th century represents a great age of European transformation (*Wandel*), yet this epoch-making transformation has been framed in German-speaking scholarship by the Investiture Conflict (or Struggle, or Contest, or Dispute), whereas it has been framed in France by conflicts produced by a *mutation féodale* (Feudal Revolution), and has been framed in northern Italy by conflicts generated during a Communal Revolution. Now these national paradigms have all been challenged in recent decades, yet their durability has been questioned here by using a novel approach: a call for a comparative European vision that incorporates them all rather than excludes any based on national boundaries (intellectual as well as geographical).

All this taken on board, the conference's original title even more than its published version makes clear that the Investiture Conflict remains here as the convening point of reference (as was Tübingen), with comparative ventures made into France and Italy. Whereas the paradigms of feudal revolution and communal revolution remain rather subdued and taken as understood, the Investiture Conflict is foregrounded from the start with an outstanding historiographical essay by Claudia Zey relating the latest scholarly controversies about this historical controversy. Unlike the conference, however, the readers of the present volume do not have the framing comments of Patzold and Körntgen, and feudal revolution is replaced with a more static *Feudalgesellschaft* whose conflicts center on ecclesiastical rather than lordship authorities.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Thomas Kohl does double duty and admirably so in providing both a lucid introduction to the volume as well as adeptly modeling the volume's approach and historiographical interweaving of national metanarratives in an article of his own. In the article Kohl relativizes the German Empire-centric vision of the Investiture Conflict by demonstrating the divergence of political meaning regarding excommunication in the Empire and in the French kingdom. Unlike thunderous papal decrees of excommunication in the German and Italian kingdoms of the Empire replete with a deposition from political office (and thus with the inherent opportunity for rebellion), episcopal decrees of excommunication placed on French princes (i. e. dukes and counts) never carried with them a disqualification to rule. Indeed, even explicit bans on contact with excommunicates were quite widely ignored in France. Thus, excommunicated princes (the counts of Anjou chief among them) continued to govern unencumbered by their ecclesiastical censure, and the resulting ambiguity preserved a negotiating space for intermediaries to affect both conflict resolution and spiritual restoration without rending the political order asunder.

Other articles also relativize the German metanarrative of the Investiture Conflict through studying local conflicts operating underneath public conflicts between papacy and monarchy. Tobie Walter's investigation of the Upper Rhine region reveals how, in contrast to the French kingdom, the ecclesiastical taboo against contact with excommunicates inflicted profound damage to traditional methods of mediation and conflict resolution. Hence local disputes over appointments to priories in Basel, Alsace, and the Black Forest regions were transformed into foxholes in the investiture battle between papacy and emperor and proved more protracted and devastating than before.

Christoph Paulus' article discovers evidence in the Augsburg annals for a deep anxiety about the lost »order« of society. Its author, a cathedral canon, wrote in the midst of a deeply disruptive episcopal schism between city and cathedral chapter, complete with annual imperial military incursions. Yet this anxiety over lost »order« was always local in focus rather than understanding the episcopal schism as a test case for the right order in the world between popes and monarchs.

Similarly, Christoph Dartmann reveals that the chronicle of the Milanese priest Landulf the Younger (*»Historia Mediolensis«*) used the history of the Investiture Conflict merely as a backdrop for his own local conflict over his lost claim to a Milan church (which, ironically, he had inherited from his uncle). In fact, Landulf the Younger's capacity to appeal to every form of legal authority (diocesan, municipal, papal, imperial) tells us much more about the collapse of episcopal authority in Milan in this period than anything about the grand struggle between popes and German monarchs. In this context, one is left to wonder where the archbishops of Milan were in Landulf's narrative, as they make no appearance in Dartmann's analysis.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Finally, Jean-Hervé Foulons' study of a reform-minded new abbatial installation liturgy in Normandy further emphasizes the local nature of investiture conflicts. Used from ca. 1080 onward the new pontifical, which had come from imperial Burgundian territory during Emperor Henry III, contained stronger sacerdotal and sacramental terminology for abbots than the traditional pontifical text. This new hierophantic emphasis was clearly designed to strengthen the jurisdictional role of the bishop over abbots, by virtue of their priestly leadership status.

It will not surprise anyone, therefore, that disputes between bishops and monasteries over the election and installation of abbots grew rapidly from the 1080s into the early 12th century. It turns out then that investiture controversies in Normandy during the Investiture Conflict era arose not between partisan sides in the larger (and distant) papal-imperial struggle, but rather between local ecclesiastics with monastic autonomy at stake – and this was not autonomy from counts and dukes, but rather autonomy from bishops.

Most of this volume's several studies of local ecclesiastical conflicts during the Investiture Conflict highlight contemporary dynamics, but two articles broaden this temporal scope to include the sometimes strikingly re-written memory of past investiture conflicts. Denis Drumm deciphers a well-managed account of conflict in the great reform abbey of Hirsau's »Annales«. Its author Johannes Trithemius willfully exaggerated and downright manufactured portions of this chronicle while maintaining a core narrative of events documented elsewhere. In this vein, the abbey's sources are virtually silent about an early 12th-century conflict occurring well before Hirsau embraced Cluniac reform ideals, which has made the abbey the pinnacle of Investiture Conflict era reform movements in modern German-language scholarship.

But in fact, it was this very early 12th-century conflict that led to the monks' subsequent intensive reflection on the future direction of their community. Hirsau abbot Gebhard, a solid administrator if uninspiring spiritual leader, inexplicably chose to join Henry V in his rebellion against his own father Henry IV. Gebhard even guarded the captured Henry IV, and the young king rewarded him with appointments as abbot of Lorsch and bishop of Speyer (while still retaining his abbacy at Hirsau). This set Hirsau abbey into a multi-year uproar in which most monks rejected Gebhard's episcopal appointment. Eventually conditions were such that Gebhard had to withdraw as bishop and he later died in exile while still the titular head of Hirsau.

Only in this light can we see why the Gebhard's predecessor William was suddenly raised venerated with a »Vita« that proclaimed him as the patron saint of Hirsau abbey. The »Vita« claims Abbot William drew up a reforming Cluniac charter for the abbey and at great risk to himself traveled to Rome to obtain papal approbation, all of which is total fabrication as a surviving charter of independence granted by the count of Calw makes clear.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

In this instance, a local investiture conflict (between abbot and monks, not between *ecclesia* and *imperium*) was transformed into an ersatz founding myth for the reformed monastery. As Drumm rightly concludes, »Dies alles hat wenig mit dem Investiturstreit, sondern mehr damit zu tun, mit welchen Prozessen innerhalb einer monastischen Institution auf eine aufkommende Sinnkrise und eine unsichere Zukunft reagiert wurde« (p. 88).

The second local investiture conflict which resulted in a fabricated memory of events is brilliantly deduced by Katrin Getschmann in her study of the well-endowed and regionally influential women's cloister of San Sisto in Piacenza during the early 12th century. In this case, Pope Paschal II's decree of protection over the cloister and its new abbot Oddo forged a past in which Countess Matilda of Tuscany was inserted as the agent requesting the replacement of the nuns with a community of monks from the French reformed Cluniac cloister of La Chaise-Dieu. In fact, Pope Paschal II had moved after Matilda's death to transform the women's abbey, hitherto sympathetic to imperial interests, with a male cloister having a pro-papal sympathy.

Of course the actual justification given for the removal of the nuns was the standard trope that their moral integrity was in decline and that they had badly squandered the abbey's resources, neither of which was true. Indeed, the abbess Febrona and her community proved to be tenacious opponents against their removal and held on in the abbey much longer than has hitherto been understood. Ultimately, power politics and economic interests defined this conflict, not the direct ideological and polemical conflicts between Pope Paschal II (himself once a monk at Cluny in his youth) and Henry V.

The northern Italian historiographical paradigm of Communal Revolution receives attention in the articles by Nicoangelo D'Acunto and Alessio Fiore, but not by local case studies. D'Acunto provides a historiographical survey of the dearth (until recently) of Italian local studies which engage either the paradigms of Feudal Revolution or Investiture Conflict, since neither has been considered relevant to the predominant paradigm of Communal Revolution. Yet he argues that the Investiture Conflict in fact marked a change in the nature of urban self-confidence and patriotism as expressed in a kind of civic religion infused with the impulse of autonomy from both Rome and the German emperor. Though episcopal elections were the disputes of popes and emperors, the bishops themselves were still in a position to influence the social and political developments in their cities.

In the final result, however, the Investiture Conflict weakened imperial authority in the Lombard cities and thereby played a crucial historical role in enabling the emergence of the communes as »total institutions«. All in all, not a revelatory discovery but still the article provides a clear-eyed and intentional effort to link the Italian paradigm of Communal Revolution to the Investiture



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Conflict. The French feudal paradigm is not, however, equally engaged.

Fiore's article also takes a historiographical approach rather than providing a local case study, and builds on D'Acunto's thesis. He makes the case that the political system of imperial Italy (*Regnum Italiae*) was fundamentally changed during the era of the Investiture Conflict – most notably at the level of counties and marches. It is striking to note that in spite of his troubled reign, Henry IV was actually successful in dismantling traditional Carolingian political structures in northern Italy. Yet his rebel son Henry V's equally troubled reign thereafter proved quite unsuccessful in establishing new political and administrative structures to replace them. The ultimate result: seigneurial authority emerged in the countryside while communes emerged as autonomous actors in urban centers.

The well-organized though loose Carolingian polity of delegated authority was therefore replaced not with a successful imperial alliance of urban and rural lords to offset bishops and dukes. Rather, it was replaced by weakened imperial power precisely because of the autonomy achieved by urban communes and rural castellan lords. Chronic local warfare during the Investiture Conflict era moved this dynamic rapidly forward. Ironically then, imperial policy of dislocating traditional power structures in the Italian Kingdom facilitated the fragmentation and localization of political authority not the establishment of direct imperial authority, which was now only one among several competing political authorities in the region. As the intermediate powers were removed, Salian political policy and civil wars yielded the same results in both the Italian as well as in the German kingdom. Fiore concludes by observing that this ultimately failed Salian policy still proved as a strategic template for Lothar III and, more significantly, for the Hohenstaufen emperor Frederick Barbarossa.

Finally, the article by Charles West documents an important connection that is rarely if ever even imagined in the voluminous scholarship published to date on the Investiture Conflict. He makes a persuasive case that the core ideals of the Lotharingian reformers regarding papal primacy were originally forged during the 1054 Great Schism conflict and then transmitted from Rome to Lotharingia in manuscript collections obtained through ecclesiastical connections with reformers in Rome (perhaps even from the Lotharingian Humbert of Silva Candida, or Moyaumontier as West speculates). These manuscript texts were then drawn upon during investiture conflicts between St. Laurentius of Liège and Brussels and its bishop Otbert and between St. Arnulf of Metz and its once and future abbot and then bishop Walo. In both conflicts the Roman texts affirming papal primacy used originally in the Great Schism were now employed as a canon law path of appeal to assure autonomy from episcopal intervention.

West has therefore shown that Gregorian Reform ideas were transmitted through networks with mediators who kept these

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79563](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79563)

Seite | page 5



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ideas vital despite the regular setbacks popes encountered during efforts at sustaining the Gregorian Reform movement beyond the Investiture Struggle. The challenge that remains is to identify similar and more networks and mediators outside the Lotharingian reform network and therein evidence of similar textual transmission to further support this innovative thesis.

As a whole, this collection of articles hangs together better than most publications of this kind. Yet the linchpin remains the Investiture Conflict, a German national historiographical paradigm for epoch-shaping *Wandel*. Readers keen on interrogating this paradigm with comparative evidence from local case studies in France and northern Italy will be quite satisfied indeed. Others seeking similar historiographical interrogation of the French national paradigm of *mutation féodale* (or *Feudalgesellschaft* more broadly) will be disappointed, and those seeking the same for the northern Italian national paradigm of Communal Revolution will only find broad observations rather than any case studies.

And it must be said, given that the title of the book contains the noun *Europa* and that the introduction makes such a persuasive case for a truly European perspective on these three national historiographical paradigms, it remains typical that medieval England is nowhere to be found, nor is any region of Iberia let alone the Low Countries or Scandinavia in the mix as well. Perhaps linguistic limitations account for this (apart from England), but irrespective of this possibility the volume indicates that national intellectual challenges still prevent a true European history reaching beyond national (and nationalist) limitations. To be even-handed here, the same is true in reverse for Anglophone scholarship.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79563](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79563)

Seite | page 6



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Hartmut Kugler (Hg.), Die Ebstorfer Weltkarte. Die größte Karte des Mittelalters. Band 1: Atlas; Band 2: Untersuchungen und Kommentar. Kommentierte Neuausgabe in zwei Bänden, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2020, 588 S., zahlr. farb. Abb., ISBN 978-3-534-27215-0, EUR 200,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Patrick Gautier Dalché, Paris

La carte autrefois conservée au monastère d'Ebstorf (Basse-Saxe) et détruite en 1943 à la suite d'un bombardement est la plus grande (près de 13 m²) et la plus riche en contenu des *mappae mundi* médiévales conservées. Il en subsiste une reproduction en héliotypie colorée à deux reprises et deux éditions insatisfaisantes (Ernst Sommerbrodt, 1891; Konrad Miller, 1896). Malgré de nombreux travaux sur sa date et son auteur, elle n'avait jusqu'à présent pas fait l'objet d'une monographie complète fondée sur une édition critique. Une partie des débats a été viciée par un présupposé durable: au lieu d'être considérée comme un document essentiel de l'histoire culturelle du Moyen Âge, elle ne fut longtemps étudiée que comme un témoin permettant de reconstituer la carte romaine qui, selon Miller, était à l'origine de copies médiévales.

Les deux volumes renfermant l'édition et la reproduction de ce monument, parus en 2006 et réimprimés sans changement en 2020, sont une prouesse technique. L'abondance des images et des textes souvent modifiés par Sommerbrodt et Miller rendait difficiles non seulement les choix éditoriaux, mais encore la mise à disposition commode de l'image, du texte et des commentaires. Le premier volume, de format oblong, offre sur chaque double page les images des segments de la carte et l'édition de leur contenu iconographique et textuel. Les techniques numériques utilisées pour transposer en couleurs les différentes valeurs de gris des héliotypes, à l'aide des colorisations effectuées lorsque la carte était disponible, sont exposées en préambule. Le résultat est admirable de clarté et de lisibilité. Le deuxième volume, après une présentation d'ensemble de la tradition, fait le point sur le support, la structure, les écritures et les sources, enfin sur les conditions de production.

L'auteur, la date et le lieu de production de la carte ont suscité beaucoup d'hypothèses. Celle qui a longtemps prévalu proposait Gervais de Tilbury, auteur des »Otia imperialia«, une encyclopédie achevée en 1212 et dédiée à Othon IV. Hartmut Kugler n'a pas de peine à rejeter cette conjecture. Il y a à l'évidence des parallèles entre le texte de l'encyclopédie et les légendes de la carte: ils s'expliquent par l'utilisation de sources similaires. Le renvoi que fait



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Gervais à plusieurs reprises à une »mappa mundi« s'applique non à une carte, mais à des parties descriptives de l'œuvre.

L'examen de l'écriture a conduit à proposer des dates variées, entre le début du XIII^e et la seconde moitié du XIV^e siècle. Mais la comparaison avec des documents des archives du monastère datés entre ca 1270 et ca 1330 a permis d'y retrouver une main qui paraît assez semblable à celle de la carte. On observe en outre des correspondances iconographiques: le style des vignettes ressemble à celui d'une tapisserie tissée par les nonnes d'Ebstorf (début du XIV^e siècle), et l'image du Christ sortant du tombeau qui orne la vignette de Jérusalem est proche d'une sculpture du monastère de Wienhausen datée d'environ 1300.

L'intérêt de l'auteur pour la région du duché de Brunswick-Lunebourg, visible dans la grande taille de la vignette de cette dernière, prend d'autant plus de sens quant à la localisation de la carte, que nombre de nonnes du monastère provenaient des familles patriciennes de Lunebourg. La présence sur la carte du tombeau des martyrs d'Ebstorf découvert en 1243 et dont la légende fut reconnue par l'évêque en 1331 semble à la fois confirmer cette localisation ainsi que la date élue par Kugler, sous le règne du duc Othon (1277–1330) et plutôt vers la fin: »vers 1300« donc. Le tombeau fut l'objet d'un pèlerinage régional qui n'est attesté avec certitude qu'au XIV^e siècle; dans ces conditions, on peut supposer que la carte était à l'occasion accrochée et déployée devant l'autel de l'église construite dans la première moitié du XIV^e siècle.

Ce large faisceau d'indices subtilement rassemblés rend les conclusions séduisantes. Avec des raisons non négligeables, Jürgen Wilke avait proposé d'attribuer la carte, nécessairement œuvre d'une personne possédant une culture latine étendue, au prévôt d'Ebstorf Albert actif entre 1293 et 1307. C'est pour Kugler peu plausible, car il y avait dans le monastère d'autres personnages capables d'écrire en latin (les mains que l'on reconnaît dans les documents d'archives de l'époque, mais encore l'abbesse, ou les *puellae* enseignées à l'école claustrale attestée pour la première fois en 1307); mais n'est-ce pas confondre l'*Auftraggeber* et les exécutants? On gardera enfin à l'esprit que les comparaisons de mains sont parfois sujettes à caution; que Bernhard Bischoff date de »peu après 1200« l'écriture de la carte; et que l'image du tombeau des martyrs, trois carrés très sommaires, peut apparaître comme une addition postérieure.

La détermination de la date et de l'auteur est liée à celle de la fonction de la carte. Les inscriptions provenant d'antiphones qui associent les sept membres du Christ et les sept dons du Saint-Esprit donnent à la carte le statut d'une image de dévotion liée à un usage liturgique permettant un voyage spirituel dont les étapes sont marquées par les différentes célébrations de l'année. La multitude de données historiques et géographiques en fait aussi, comme toute *mappa mundi*, un support de l'exégèse visuelle en vue de pratiques contemplatives. La tête, les mains et les pieds

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.80293](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.80293)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

du Christ sont représentés de telle sorte qu'il apparaît comme embrassant le monde tout entier, non seulement la Terre mais aussi le cosmos (implicitement représenté par les douze vents et par la sphère des étoiles, cette dernière sous la forme d'une ligne colorée).

Ainsi, la théorie longtemps débattue selon laquelle la carte montrerait la Terre en tant que corps du Christ est justement abandonnée. La carte est qualifiée par l'éditeur de *mappa mundi spiritualis* – expression qui n'apparaît qu'au XV^e siècle¹. L'ouvrage aurait gagné à développer ces deux aspects fonctionnels, notamment à l'aide des publications parues depuis la première édition, notamment les travaux de Marcia Kupfer et de Bettina Schöller qui sont parmi les rares à présenter de aperçus nouveaux sur ces questions.

Les aspects techniques et la structure de l'image cartographique reçoivent une attention plus marquée. On accordera peu de poids à la référence au schéma TO malheureusement obligée dans toute étude de cartographie médiévale. Une image complexe, remplie de renseignements de toute nature, n'a rien à voir, par son souci d'offrir des représentations réalistes et par son contenu abondant, avec un diagramme schématique dont la fonction est tout différente. Le diagramme TO pourrait en outre selon l'éditeur garder »le reflet d'une projection sphérique« (au vu de la seule comparaison avec une image satellitaire ...), et la tripartition de l'*orbis terrarum* par une croix en *tau* serait à identifier avec la figure du crucifié – interprétation moderne répétée qui n'a aucun répondant dans l'exégèse médiévale, du moins à ma connaissance.

Il existe en revanche des cartes offrant des parentés avec la carte d'Ebstorf. L'éditeur ne pense pas que les cartes de grand format puissent avoir été construites par simple copie de modèles antérieurs, ce qui supposerait la perte de nombreux témoins. Considérant que la carte d'Ebstorf pourrait avoir été établie par »grossissement« de cartes présentes dans les livres manuscrits, il compte certaines de ces dernières parmi les sources, notamment celle (VIII^e/IX^e siècle) du manuscrit Vat. Lat. 6018 (indiquée comme se trouvant aux folios 64v–65r; en réalité, 63v–64r; erreur constamment répétée dans la littérature); la carte d'»Henry de Mayence« (Cambridge, Corpus Christi Coll. 66; attribution abandonnée depuis longtemps); et la carte du manuscrit de Munich, clm 10058 (daté du XI^e siècle depuis le catalogue qui l'a fait connaître en 1979; en réalité XII^e). Mais cette opinion n'exclut nullement la précédente: les témoignages littéraires montrent qu'il

¹ La référence à la *mappa spiritualis*, un peu anachronique, provient du titre d'un texte de Jean Germain, évêque de Chalons, dédié au duc de Bourgogne; il est orné d'une miniature où l'auteur présente une carte qui, selon Kugler, représente les *climata* (c'est-à-dire les latitudes); mais ce n'est pas le cas, comme le montre un agrandissement de l'image. Voir Patrick Gautier Dalché, *Le temps et l'espace*, dans: Jacques Dalarun (dir.), *Le Moyen Âge en lumière*, Paris 2002, p. 57.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

a existé depuis l'époque carolingienne de nombreuses grandes mappemondes, toutes perdues.

Des textes ont été aussi utilisés pour les légendes, principalement les «Étymologies» d'Isidore de Séville et l'«Imago mundi» d'Honorius Augustodunensis. Mais l'éditeur bâtit un schéma complexe, selon lequel l'auteur de la carte aurait mis en œuvre un «nouveau type de source», qu'il qualifie de *Texthefte zu Weltkarten*, de *kartographische Textbücher* ou de *libretti*, sortes de manuels décrivant l'objet à réaliser. Il en cite deux: la «Descriptio mappe mundi» de Hugues de Saint-Victor (vers 1130) et l'«Expositio mappe mundi» attribuée à Roger de Howden (fin du XII^e siècle). La démonstration n'est pas convaincante, comme je l'ai montré ailleurs en détail². L'éditeur reste dans le domaine des pures hypothèses: il tient sans plus pour «évident» que la «Descriptio mappe mundi» fut utilisée pour la confection d'une nouvelle carte. L'«Expositio mappe mundi», par l'emploi de verbes actifs (*scribitur*, *pingitur*) témoignerait d'une semblable fonction instrumentale. Or, des «manuels» de cette nature existent dans le domaine artistique, à l'attention des enlumineurs (par exemple dans le «codex Astensis» qui contient le «Liber iurium» du commun d'Asti en Italie du Nord, dernières décennies du XIV^e siècle): les verbes y sont naturellement au subjonctif, ce qui semble fort naturel.

Il est curieux que l'édition ne reprenne pas un argument précédemment développé par l'auteur: le terme *expositio* pourrait signifier au Moyen Âge *Entwurf* ou *Vorlage*, «wie heute der Terminus »Exposition« verwendet wird, im Sinnes eines Plans, eines detaillierten Exposés, das den praktischen Ausarbeitung eines Werks vorangeht»³. Je ne connais pas de dictionnaire de latin qui soutienne cette affirmation; dans le titre de l'«Expositio», le terme a le sens habituel de *narratio*, *relatus* (*Erzählung*, *Darstellung*, *Schilderung*, *Bericht*) ou d'*explanatio*, *interpretatio*, *elucidatio* (*Erklärung*, *Auslegung*, *Verdeutlichung*). La racine d'une telle construction est sans doute la difficulté d'une partie de l'historiographie à penser que la pure description technique d'une mappemonde pût être une activité intellectuellement légitime, pratiquée dans un cadre scolaire avec des procédures raffinées.

Ajoutons que la grande carte du haut Moyen Âge qui se trouvait à Bobbio au IX^e siècle (disparue) et qui fut décrite au XII^e siècle par une «Descriptio totius mundi» ne peut pas être considéré comme un *kartographisches Textbuch*, puisque l'auteur s'adresse non pas

² Patrick Gautier Dalché, Comment et pourquoi décrire une mappemonde au Moyen Âge?, dans: Pierre Chastang, Patrick Henriët, Claire Soussen (dir.), *Figures de l'autorité médiévale. Mélanges offerts à Michel Zimmermann*, Paris 2016 (*Histoire ancienne et médiévale*, 142), p. 66–88, notamment p. 81–83.

³ Hartmut Kugler, *Imago mundi. Kartographische Skizze und literarische Beschreibung*, dans: Wolfgang Harms, Jan-Dirk Müller (dir.), *Mediävistische Komparatistik. Festschrift für Franz Josef Worstbrock zum 60. Geburtstag*, Stuttgart 1997, p. 77–93.



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

à un technicien, mais à un auditoire dans un cadre scolaire⁴. Il paraît inutile de créer «un nouveau type de source» à l'aide de deux exemples arbitrairement isolés.

En formulant le regret que les curateurs de la réimpression n'aient pas fait choix d'une édition mise à jour – au moins en ce qui concerne la bibliographie, on ne peut qu'admirer le talent et la science qui ont présidé à l'établissement du texte, à la description des vignettes et au commentaire. Celui-ci aborde, parfois sous forme de monographies détaillées, chacun des éléments topographiques en identifiant la ou les sources et les parallèles avec des *mappae mundi* voisines. Les nombreux index offrent de multiples voies d'accès au contenu (sources et parallèles d'une part, légendes, noms et choses).

Chef d'œuvre éditorial, mais aussi chef d'œuvre scientifique, cette édition de la *mappa mundi* d'Ebstorf est un monument d'étape, qui non seulement doit servir de modèle aux éditions souhaitables d'autres *mappae mundi*, mais encore, faisant un point critique sur des décennies de recherche, fournit des bases utiles et souvent sûres pour toute recherche ultérieure.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

⁴ Patrick Gautier Dalché, Euchèr de Lyon, Iona, Bobbio: le destin d'une *mappa mundi* de l'Antiquité tardive, dans: *Viator* 41 (2010), p. 1–22.

Andrew Kurt, Minting, State, and Economy in the Visigothic Kingdom. From Settlement in Aquitaine to the First Decade of the Muslim Conquest of Spain, Amsterdam (Amsterdam University Press) 2020, 422 p., 34 fig., 5 pl. (Late Antique and Early Medieval Iberia), ISBN 978-94-6298-164-5, EUR 129,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Alberto Ferreiro, Seattle, WA

This is the first major monograph of Andrew Kurt (Ph. D. University of Toronto) who is an Associate Professor of History at Clayton State University in Morrow, Georgia. He has been working on Visigothic coins for a good number of years, this is the fruit at this point of his main labors. It has always amazed me how numismatists and epigraphers can unpack so much from a coin or an inscription about the cultures that produced them. In this study, the author has taken on the entire corpus of Visigothic coins drawing from corollary fields to create the most up to date grand synthesis of what we can know about the coins, the culture that produced them, and what they can teach us about the larger context of Late Antique Visigothic Hispania.

In some respects, this is a work in progress for the simple fact that many more Visigothic archaeological sites have yet to be unearthed that may potentially yield more caches of coins. In my thirty-five years of going to Spain almost not a year goes by that a new site has been discovered that adds to our growing understanding of the geographical extent of Visigothic settlements and the minting of coins. That being said, the monograph is the most comprehensive up to date on this particular topic in the English language. Andrew Kurt has added his name to a long and fruitful historiography of numismatics scholarship; the luminaries that come to mind are: Philip Grierson, George C. Miles, Felipe Mateu y Llopis and more recently J. M. Peixoto Cabral, Dennis M. Metcalf, Ruth Pliego Vázquez, Miquel Crusafont i Sabater and others.

An important strength of this book is that it situates the coins in the broadest of contexts. That is, from before the Visigothic era began to the post-Visigothic up to the first decade of the Muslim invasion. This situates the minting of coins in Hispania between the two bookends of the transformation of Hispania from a late-Roman province to becoming a new independent kingdom of the Sueves and Visigoths. What the coins can tell us about this transformation is apparently a great deal. At the other end the reader is informed about what happened to Visigothic minting of coins after the abrupt dismantling of the Visigothic kingdom precipitated by the Muslim invasion in the first decades.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

No other study on Visigothic coins has situated the subject in this framework in one convenient place. The places where the coins were minted and the styles they reflect are enlightening. As one would expect, there is continuity, novelty, and imitation of coin production from the late Roman Byzantine Empire. The Byzantine impact on Suevic-Visigothic Hispania has been well-documented by scholars in many corollary areas of cultural and ecclesiastical life. Coins are one more evidence of these cultural encounters. The author deftly fleshes out chapter by chapter what the coins and their mints can tell us about the Visigothic kingdom in Hispania in great detail.

The book is made up of seven chapters, two appendices, bibliography, index, and seventeen figures and five plates. The seven chapters are: »Introduction«, 1. »Pre-Regal Visigothic Coinage«, 2. »The King's Coinage: The Beginning and Development of the Regal Coinage (c. 573–c. 720)«, 3. »The Activities of the Mints from c. 573–c. 720«, 4. »Why Were Gold Coins Struck in the Visigothic Kingdom?«, 5. »The Royal Control of Visigothic Minting«, 6. »Coinage in Spain in the Aftermath of the Islamic Conquest«, and 7. »Visigothic Currency in the Early Medieval Economy«, »Conclusion«, »Appendix I and II«, »Bibliography«, »About the Author«, and »Index«.

A deficit in the book are the photographs. The publisher should have at least included one full page of the gold coins in color. This reviewer is aware that color plates can drive up the price of a book, still just one would not be that impactful. These decisions are at the publisher level, not the author. In the end, nevertheless, the quality of the black and white photos are as adequate as one can expect. Readers, however, can find color photos of all the coins in other publications on Visigothic coins. My slight criticism here does not in any way impact negatively the high quality of the scholarship.

The Appendices I and II comprising ninety-five pages are a cornucopia of detail that will satisfy any numismatist scholar or avid amateur. Appendix I provides exhaustive analysis of every coin touching upon: weight and fineness measurements of Visigothic pre-regal tremisses, comparisons of intrinsic values of tremisses of Byzantine Spain, Constantinople, and the Visigothic kingdom, a map of gold mints in Visigothic Spain (c. 575–c. 714), photos of Visigothic copper alloy coins compared to tremisses, an extensive table of known regal mints, graphs that show frequencies of weights of Visigothic regal tremisses for every known Visigothic king, and many others too numerous to name. In all cases, the author gives due credit to the work of other scholars in these areas of research.

Appendix II engages the identification of die engravers at multiple mints. This is where five plates of coins are included with detailed descriptions of each coin. This is followed by tables of regal Visigothic tremisses attributed to separate engravers, this is a very dense descriptive inventory aimed at specialists and based on the work of the premier numismatists to which the author has added



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

his own insights. The appendix closes with a concordance of new ANS accession numbers for ex-HAS regal Visigothic tremisses that is 19 pages, all coins are accounted for.

The monograph is an exemplary work of inter-disciplinary scholarship that draws from the work of previous numismatists and those who are currently active. It is a fine blend of history and archaeology. The bibliography reveals that the author has read widely the modern literature, a feature that is sometimes lacking in many books where authors will ignore in large part scholarship from language groups that are not their own. Those who are not specialists can rest assured that this monograph is based on the most solid prior scholarship.

The author's conclusions are reliable too. This book will become for a very long time an important point of departure for the study of Visigothic coins. Institutions are encouraged to make room for this book in their collections to give access to all those interested, academic and novice alike. One area that would have been desirable is more consideration of Suevic coins in a special section and what they may reveal about relations with their nemesis the Visigoths.

The author acknowledges that there is still much work to be done with known coins, those that are in the hands of private collections, and those still awaiting discovery in unknown and known archaeological sites. Andrew Kurt is to be lauded for such a superb work of scholarship that will for sure have an important place in Visigothic numismatics from this point forward. The not so prohibitive price should not keep it out of reach of individual scholars, it will be a wise investment on their part. Lastly, Amsterdam University Press is to be applauded for accepting to publish this significant book.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Erik Kwakkel, Rodney Thomson (ed.), The European Book in the Twelfth Century, Cambridge (Cambridge University Press) 2018, XXII–409 p., 39 fig. (Cambridge Studies in Medieval Literature, 101), ISBN 978-1-107-13698-4, EUR 90,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Nicolas Michel, Namur

Né du projet de recherche dirigé par Eric Kwakkel »Turning Over a New Leaf: Manuscript Innovation in the Twelfth-Century Renaissance« (2010–2015), »The European Book in the Twelfth Century« rassemble les contributions de 18 spécialistes autour du livre, entendu »as a whole«, au cours du long XII^e siècle (1075–1215). Période faste dans l'histoire de la culture livresque, ce XII^e siècle dit »renaissant« – expression canonisée par l'ouvrage célèbre de Charles H. Haskins, »The Renaissance of the Twelfth Century« (Cambridge 1927) – a depuis longtemps suscité un intérêt tout particulier parmi les spécialistes de l'histoire culturelle du Moyen Âge, qui l'ont parfois doté d'un caractère quasi sacralisé, laissant ainsi de côté d'autres périodes pourtant tout aussi essentielles dans l'histoire du livre, à l'instar des XIV^e–XV^e siècles.

Sans réfuter les innovations propres à ce siècle, au demeurant bien réelles – notamment en termes d'écriture ou de mise en page du volume dans le cas des Bibles glosées –, les différents auteurs tentent de nuancer le caractère »exceptionnel« des pratiques livresques observées au XII^e siècle, lesquelles constituent plus un accomplissement ou un point culminant de dynamiques initiées à l'époque carolingienne qu'une véritable révolution.

Bien que fondamentalement centré sur la matérialité de l'objet-livre, l'ouvrage se propose d'envisager le livre au XII^e siècle dans toutes ses composantes; à la fois en termes de production, de contenu, de circulation, de conservation et, bien entendu, d'utilisation. On nuancera d'emblée l'ambition »européenne« de l'entreprise – à titre d'exemple, la contribution de Lesley Smith sur les manuscrits théologiques et bibliques est centrée sur le seul cas parisien –, avec une absence quasi-totale de l'Espagne, de l'Europe du Nord et de l'Est, ainsi que, dans une moindre mesure, de l'Italie. Trois parties composent cet ouvrage. La partie 1 s'intéresse à la production du manuscrit, avec une première contribution d'Eric Kwakkel et Rodney Thomson autour des aspects strictement codicologiques (support, dimensions, mise en page, reliure).

Vient ensuite le volet paléographique étudié par Eric Kwakkel, lequel synthétise ses travaux précédents sur le passage progressif et géographiquement différencié de la minuscule caroline à l'écriture gothique, tout en s'intéressant au processus d'apprentissage de l'écriture et à la constitution de véritables communautés graphiques. Après la contribution de Martin



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Haufmann sur la décoration et l'illustration du manuscrit, à la fois sur le plan des techniques que des artistes et du public auquel ces livres étaient destinés, la première partie se conclut avec l'étude de Rodney Thompson autour des scribes et des scriptoria, centrée sur les institutions monastiques anglo-normandes. On regrettera l'absence de prise en considération des manuscrits copiés dans les écoles-cathédrales, tout en soulignant la réflexion éclairante, à notre avis souvent méconsidérée, sur le rôle des souverains, le plus souvent passif, dans la production livresque du XII^e siècle, lesquels auraient échoué dans l'émulation des anciens centres de production carolingiens et ottoniens.

La partie 2, complément indissociable de la précédente, se focalise sur les possesseurs de manuscrits et sur les usages qu'ils font de ces derniers. Constant J. Mews ouvre le bal avec une étude sur les lettrés et leurs livres, avec une synthèse sur l'évolution des goûts et des intérêts de l'époque, illustrée par deux analyses de cas autour des bibliothèques du pape Célestin II et de Pierre Lombard. Teresa Webber nous propose ensuite une belle synthèse sur les bibliothèques d'institutions religieuses, sur leur désignation dans les textes, leur localisation, leur agencement, leur personnel, leur gestion et exploitation, tout en replaçant ces différents éléments dans le contexte plus général des activités de la communauté religieuse, à la fois sur le plan spirituel et intellectuel.

L'article de Jenny Weston, particulièrement stimulant et novateur sur bien des aspects, cherche quant à lui à dépasser la distinction classique héritée des travaux de Jean Leclercq entre un mode de lecture dit monastique et un second mode caractérisé de scolastique. Pour ce faire, l'auteur confronte la lecture scolastique des écoles urbaines aux lectures collectives monastiques, différentes de la *lectio divina* solitaire, à partir des réflexions de Jean de Fécamp, d'Anselme de Cantorbéry et d'Hugues de Saint-Victor. Cette deuxième partie se termine par la contribution de Mariken Teeuwen, laquelle compare les pratiques d'annotations des époques carolingiennes (800–1000) avec celles observées au XII^e siècle, en démontrant la continuité des pratiques entre les deux périodes. Parmi les rares innovations propres au XII^e siècle, l'auteur recense tout au plus l'utilisation d'un crochet ou d'un pied de mouche en début d'annotation, ou encore l'emploi de manicules ou de visages pour indiquer les passages jugés dignes d'intérêt par les lecteurs.

Après ces deux premières parties de nature plus général, l'ouvrage se conclut par une série de contributions centrées sur un type de livres en particulier, à savoir: les livres hébraïques (Judith Olszowy-Schlanger), liturgiques (Nicolas Bell), bibliques et théologiques (Lesley Smith), de logique, avec en annexe une liste très utile des manuscrits (90 en tout) contenant les textes classiques utilisés par les logiciens du XII^e siècle (John Marenbon et Caterina Tarlazzi), les livres de classiques (Irene O'Daly), les ouvrages scientifiques (Charles Burnett), de médecine (Monica H. Green), les livres juridiques, à la fois de droit romain, mais également de droit canon et lombard (Charles M. Radding), enfin deux contributions sur la



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

production vernaculaire en Grande-Bretagne et en France (Ian Short) ainsi qu'en Germanie (Nigel F. Palmer).

Ces articles présentent naturellement une grande diversité dans les approches, quoique tous construits comme une introduction synthétique au type d'ouvrages envisagés. De ce panel d'études spécifiques ressort toutefois une certaine artificialité, comme le souligne du reste à juste titre Charles Burnett, puisqu'une bonne partie des textes ici présentés isolément ne constituaient pas au XII^e siècle de «genres» ou de catégories littéraires propres et hermétiques. Bien au contraire, ces textes circulaient souvent ensemble, étaient copiés par les mêmes scribes, dans des manuscrits de physionomie identique, étaient lus et utilisés par les mêmes personnes, etc. On regrettera l'absence de prise en compte du volet épistolographique, pourtant en plein essor à cette époque – pensons à des auteurs comme Hildebert de Lavardin ou Pierre de Blois –, qui vit par ailleurs le renouveau d'une série de collections tardo-antiques (Symmaque, Ennode, Cassiodore), en lien avec le développement de l'*ars dictaminis*.

Cet ouvrage synthétique, qui se rapproche sur bien des aspects du classique »companion«, servira donc de première introduction pour toute personne, de l'étudiant au chercheur averti, désireuse d'étudier les diverses composantes du livre au XII^e siècle. Une riche bibliographie, bien que parfois datée et fort anglo-saxonne, ainsi que deux index (un index général et un index des manuscrits) viennent compléter le volume.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.80291](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.80291)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Delphine Lannaud, Jacques Paviot (dir.), Jean Germain (v. 1396–1461). Évêque de Chalon. Chancelier de l'ordre de la Toison d'or. Actes de la journée d'étude, Chalon-sur-Saône, 27 octobre 2018, Chalon-sur-Saône (Société d'histoire et d'archéologie de Chalon-sur-Saône) 2019, 171 p., ISBN 978-2-901836-01-8, EUR 30,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Malte Prietzel, Paderborn

In der Burgund-Forschung gilt Jean Germain seit Langem als eine höchst interessante Figur: wegen seiner Herkunft aus einer unfreien Familie, seiner diplomatischen Aktivitäten, seines Einsatzes für das Kreuzzugsprojekt Philipps des Guten, seines Wirkens als Prediger und Schriftsteller sowie als Stifter. Einzelne Aspekte seines Lebens wurden behandelt, insbesondere in einer umfangreichen Arbeit von Yvon Lacaze aus dem Jahr 1958, die aber schwer zugänglich blieb. Im Jahr 2020 erschien dann mit der Dissertation von Eric Burkart¹ eine Monografie, die das Wirken Germain am burgundischen Hof mit einem originellen Ansatz erschloss. Der vorliegende Band nimmt sich vor, Germain insgesamt die gebührende Aufmerksamkeit zu verschaffen und weitere Forschungen anzuregen.

In einer Einleitung ordnet Heribert Müller (S. 5–7) das Vorhaben der Herausgeber in die Forschungsgeschichte ein. Die beiden ersten Beiträge bieten Grundlegendes zu Leben und Karriere Germain. Jacques Paviot (S. 9–30) widmet sich seiner Herkunft und seiner Karriere in Diensten des Herzogs von Burgund. Germain als Bischof behandelt Delphine Lannaud (S. 31–38). Wie er stammten die meisten burgundischen Bischöfe dieser Zeit aus der Region, aber anders als Germain kamen fast alle Amtskollegen aus adligen Familien. Dank seiner engen Bindung an den burgundischen Hof gelang ihm der Aufstieg ins Bischofsamt recht früh, mit 35 Jahren. Als Theologe war er eine Ausnahme unter vielen Juristen. Es gelang ihm, vom kleinen Bistum Nevers in das bedeutendere und einträglichere Bistum Chalon-sur-Saône zu wechseln.

Die Beziehungen Germain zu den Domherren von Chalon und damit sein persönliches Umfeld in der Bischofsstadt umreißt Jacques Madignier (S. 39–56). Die Stellung des Domkapitels gegenüber dem Bischof war seit Anfang des 15. Jahrhunderts geschwächt, und seine Ausstattung mit Gütern war bescheiden.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Eric Burkart, *Kreuzzug als Selbstbeschreibung. Burgundische Statuspolitik in den spätmittelalterlichen Traktaten des Jean Germain*, Heidelberg 2020 (Pariser Historische Studien, 117).

Seine Mitglieder waren jedoch gut ausgebildet; rund zwei Drittel von ihnen hatten eine Universität besucht. Wichtig für den Bischof waren diejenigen Domkanoniker, die hochrangige Verwaltungsfunktionen in der Diözese wahrnahmen, vor allem die Archidiakone. Seine engen persönlichen Mitarbeiter, d. h. die Generalvikare, Offiziale und Vertrauten, brachte der Bischof fast alle im Domkapitel unter. Einige dieser Personen waren auch bei seinen Stiftungen beteiligt. Unter anderem erweiterten sie nach seinem Tod mit ihrem eigenen Geld die Stiftungen ihres Wohltäters.

Die folgenden Aufsätze wenden sich den Werken des Bischofs im weiteren Sinne zu. Eines seiner schriftstellerischen Werke analysiert Audrey Szymczak (S. 57–76): ein Handbuch, das Pfarrern und anderen Seelsorgern die Grundlagen ihrer Tätigkeit vermitteln sollte. Wie der Titel »Les deux pans de la tapisserie chrétienne« zeigt, waren sicherlich zwei Teile vorgesehen, doch liegt nur der erste vor, wohl weil der Verfasser verstarb. Erhalten sind sieben Handschriften des Werks, also recht wenig angesichts der großen Zielgruppe. Doch war der Text umfangreich und deswegen teuer, außerdem auch sehr komplex, denn anders als ähnliche Werke, von denen es im 15. Jahrhundert viele gab, betonte Germain nicht die pastoralen und die lebenspraktischen Aspekte, sondern die dogmatischen. Wohl um das Verständnis zu erleichtern, sah der Autor vor, dass das Werk Bilder enthalten sollte. Ausgeführt sind sie aber nur in zwei Handschriften. Abbildungen dieser Bilder samt Transkriptionen der erläuternden Texte, die der Autor hinzufügte, sind dem Aufsatz beigegeben. Hier zeigt sich, dass sich Text und Bilder in effektiver Weise ergänzen (S. 77–89).

Ein anderes Thema von Germain's schriftstellerischem Wirken bestand in der Auseinandersetzung mit dem Islam. Diesen Aspekt beleuchtet Tristan Vigliano anhand eines Briefwechsels zwischen Germain und Johannes von Segovia, von dem aber nur die Schreiben des Letztgenannten erhalten sind (S. 91–99). Die beiden Gelehrten kannten sich vom Basler Konzil. Im Sommer 1455 wandte sich Segovia dann an Germain, weil er von dessen Werk »Débat du chrétien et du sarrasin« gehört hatte, das ins weitere Umfeld der burgundischen Kreuzzugspläne einzuordnen ist. Allerdings hatte Segovia ungenaue Informationen erhalten, denn während er selbst für eine friedliche Bekehrung der Muslime war, lehnte Germain diese Vorstellung als unrealistisch ab. Der Briefwechsel endete daher bald. Sehr interessant sind jedoch die beiden Briefe, mit denen Segovia auf Germain's Antwort reagierte, denn in ihnen lassen sich die Argumente und die Überzeugungen von Germain klar erkennen.

Den nicht-literarischen Spuren, die Jean Germain hinterlassen hat, gilt das Interesse von Jean-Bernard de Vaivre (S. 101–127). Es geht um das Wappen des Bischofs und sein Siegel, um Inschriften, die an seine Handlungen als Bischof erinnern, nämlich an die Weihe von vier Kirchen, um das Grabmal seines Vaters in der Karmeliterkirche von Dijon, deren Bau der Bischof unterstützte,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

und vor allem um sein eigenes Grabmal, das Germain in einer Kapelle der Kathedrale von Chalon errichten ließ.

Eric Burkart (S. 129–136) bietet einen Überblick über Germain's schriftstellerisches Werk und verzeichnet insbesondere alle bekannten Handschriften der Werke sowie – soweit vorhanden – deren Editionen. Damit legt er eine wertvolle Grundlage für weitere Forschungen. Dasselbe gilt für die Edition bzw. Neuedition von fünf französischen Texten Germain's (S. 137–170), die von Jacques Paviot, Elizabeth E. A. Brown und Audrey Szymczak stammen.

Ein kräftiger Anstoß ist nun gegeben, um dieser Person als Bischof, Autor und Stifter die ihr gebührende Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Es ist zu hoffen, dass diese Initiative Wirkung zeigt.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.80290](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.80290)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Élodie Lecuppre-Desjardin (dir.), L'odeur du sang et des roses. Relire Johan Huizinga aujourd'hui, Villeneuve-d'Ascq (Presses universitaires du Septentrion) 2020, 220 p., ISBN 978-2-7574-2960-0, EUR 24,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Heribert Müller, Köln

Ein Jahrhundert nach Erscheinen steht Huizingas »Herbst des Mittelalters« in Frühlingsblüte. Neue, kommentierte und zum Teil illustrierte Ausgaben des Werkes werden vorgelegt, so eine von Graeme Small und Anton van der Lem besorgte englische (2020) und eine ebenfalls von van der Lem herausgegebene niederländische »jubileumeditie« (2018); eine vorzügliche neue deutsche Übersetzung stammt von Annette Wunschel (2018), der ja auch die rezente Übertragung von Huizingas Briefen zu verdanken ist. Und in der Nachfolge von »Reading Huizinga« (Willem Otterspeer, 2010) drängt es gar manche, aus Anlass des Centenarium ihre aus erneuter Lektüre des Meisterwerks gewonnenen Einsichten zu publizieren.

So schloss sich an den Sammelband »Rereading Huizinga. Autumn of the Middle Ages a Century Later« (2019) unmittelbar der hier anzuzeigende mit Beiträgen zum Teil derselben Autorinnen und Autoren an, der seinerseits auf einem im Dezember 2018 an der Universität Lille abgehaltenen Kolloquium basiert. Wenn auch betont bzw. bemüht auf Abgrenzung bedacht (vgl. S. 17), sind diese Studien doch eher als komplementär zu betrachten, wobei sie nun unter einem Huizinga entnommenen einprägsam-anschaulichen Obertitel stehen, der – seinerseits eine Passage aus dem Journal des sogenannten »Bourgeois de Paris« aufgreifend – damit einen »superbe oxymore olfactif« formulierte, »par lequel il faisait du contraste produit par des odeurs violentes et contradictoires (l'odeur mêlée du sang et des roses) l'emblème, en quelque sorte, de toute la fin du Moyen Âge« (so hier Nicole Bériou, S. 183).

Was uns daran erinnert, welch impressionistischer Zauberer der Leidener Historiker war, der, intuitiv und eklektisch vorgehend, gleichsam mit wenigen Pinselstrichen Stimmungen zu evozieren verstand und sein nach eigenem Bekunden mosaikhaftes Arbeiten einschätzte »als ein Schweben über den Gärten des Geistes, ein da und dort an die Blumen Tippen und dann rasch wieder weiter Gehen« (Mein Weg zur Geschichte, vgl. hier S. 122, Anm. 3). Schon 1905 hatte er in seiner Groninger Antrittsvorlesung geäußert, die Wahrnehmung des Historikers lasse sich am besten als ein »Blick auf Bilder« bezeichnen.

Natürlich trug ihm dies immer wieder Kritik ein, die auch in diesem Band anklingt; Damien Bouquet und Laurent Smaghe gilt er daher gar als »dangereux magicien« (S. 193). Auch die



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

für die Grundthese seines »Herbst« ausschlaggebende Sicht auf die Kunst der Gebrüder van Eyck als Finalissimo höfisch-mittelalterlicher Kultur, als Ausdruck elegischer Dekadenz – das Buch sollte ursprünglich »Im Spiegel von van Eyck« heißen – wird erneut kritischer Analyse unterzogen (Bertrand Cosnet, »Les primitifs au prisme de Johan Huizinga: ›L'art des van Eyck est une fin‹«, S. 101–119), wie überhaupt – zum wievielten Mal eigentlich? – seine Darstellung vor allem des aristokratischen Lebens der Zeit als letzter, schwerer und schwüler Blüte in mehreren Beiträgen Korrektur bzw. Differenzierung erfährt. Was insbesondere für seinen Entwurf eines späten sinnentleerten Rittertums gilt, ohne dass im Übrigen dabei der Name Malcolm Vale fiele, der sich mit der Thematik intensiv in seiner Monografie »War and Chivalry« (1981) auseinandersetzte (Benjamin Deruelle, »L'idée de chevalerie. Du crépuscule de la chevalerie à l'histoire des représentations chevaleresques«, mit nur summarischer Namensnennung in einer längeren Autorenliste S. 173, Anm. 99).

Zwei weitere Beiträge, die Huizinga als vielseitig interessierten Intellektuellen in der literarischen Welt seiner Zeit verorten wollen, gemahnen in ihrer unfranzösischen Schwere an kaum verdauliche Kost aus literaturwissenschaftlichen Küchen deutscher Provenienz mit postmodernen und poststrukturalistischen Ingredienzien (Jelle Koopmans, »Johan Huizinga et la ›morphophilie‹ des années 1920«, S. 69–86 und besonders Estelle Doudet, »Un Automne impensé. Johan Huizinga et l'histoire littéraire française aux XX^e-XXI^e siècles«, S. 87–100), während ein Aufsatz von Christophe de Voogd über das komplex-komplizierte Verhältnis Huizingas zu Marc Bloch und Lucien Febvre, den Gründungsvätern der Annales-Schule, dagegen tiefdringend und zugleich verständlich und nachvollziehbar ist (S. 39–67): Der Niederländer war stark von deutschen geisteswissenschaftlichen Traditionen geprägt (Dilthey, Windelband, Simmel) und tat sich mit einer Geschichte, die, struktur- und statistikbasiert, mehr oder minder zu einer von Regularien und Gesetzmäßigkeiten bestimmten Laboratoriumswissenschaft im kartesischen Geist umgebaut werden sollte, naturgemäß schwer.

Zwei Beiträge seien noch besonders hervorgehoben: Die Studie des um die Huizinga-Forschung hochverdienten Anton van der Lem, Konservator an der Bibliothek von Huizingas Heimatuniversität Leiden, befasst sich sehr konkret mit der höchst eigenwilligen Herstellung des »Herbst«-Manuskripts (»Schere und Umschläge«) und geht kundig auf die ersten Übersetzungen des Werks ein, speziell auf die *via dolorosa* (vgl. hier de Voogd, S. 40, Anm. 6) bis zum Erscheinen der französischen Ausgabe 1932 – interessierte Kollegen in Frankreich hatten das Buch längst in der deutschen Übersetzung von 1924 rezipiert –, die zudem wegen ihres verzerrenden Titels »Le déclin du Moyen Âge« und des Fehlens des die eigentliche Thematik umreißen und damit zum Verständnis unabdingbaren Untertitels »Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden« unter wenig glücklichen Vorzeichen stand und

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.80276](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.80276)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

erst 1975 durch eine Neuauflage abgelöst werden sollte (S. 25–37).

Der Beitrag von Nicole Bériou, »Religion, culture et communication. Les ›intuitions‹ de Johan Huizinga« (S. 175–191), schließlich lenkt den Blick auf das neben dem Höfischen zentrale Element des Religiösen im »Herbst« (Kap. 12–14), um dann aber vorrangig ihrem Lehrer Michel Mollat ein Denkmal zu setzen, wobei sie vor allem auf dessen Anfang der 1960er Jahre an der Sorbonne gehaltene und in vervielfältigter Form erhaltene Kurse eingeht: »La vie religieuse aux XIV^e et XV^e siècles (jusqu'à 1449)/La vie et la pratique religieuses au XIV^e siècle et dans la première partie du XV^e, principalement en France«. Auch wenn Mollat darin wiederholt auf Huizinga rekurrierte, wobei er dessen Endzeit-Tableau eher skeptisch betrachtete, sind seine Darstellungen natürlich ein *opus sui generis*. Der Rezensent kann die seinerzeitige »influence de ces cours polycopiés sur les jeunes chercheurs« (S. 185, Abs. 24) aus etwas späterer persönlicher Erfahrung vor Ort nur bestätigen. Das alles fügt sich aber, ebenso wie ein Seitenblick auf das Œuvre von Jacques Chiffolleau, einem weiteren (»Teil-«)Schüler von Mollat, der auf dem Kolloquium übrigens einen hier nicht zum Druck gebrachten Vortrag »Huizinga et les formes de la piété flamboyante« hielt, bisweilen nur mit Mühe und Not in das Generalthema, allein für die betroffenen Zeitgenossen interessant ist's allemal.

Wer in Ermangelung einer Konklusion zumindest vom einleitenden Artikel der Herausgeberin Élodie Lecuppre-Desjardin einordnende Hinweise zu den einzelnen Beiträgen oder gar eine kurze Einführung in Huizingas Leben und Werk erwartet, wird enttäuscht. Vielmehr will sie zu Anfang (S. 9–23) bewusst Reflexionen über Probleme der Huizinga-Forschung für Fortgeschrittene und Spezialisten bieten, wobei sie insbesondere veraltete und überwundene wie noch offene und aktuelle Positionen im »Herbst« markiert, was sie dann des Näheren in einer eigenen, zusammen mit Thalia Brero, Expertin für das savoyische Spätmittelalter, verfassten Fallstudie an Huizingas Zentralsujet des burgundischen Hofes demonstriert (S. 121–148). Schon durch den Vergleich mit den Höfen eben Savoyens wie Englands, aber auch durch Hinweise auf die von Werner Paravicini und dessen Schülern geleistete Erfassung der administrativen und personellen Dimensionen des Hofes zeichnen sich essentielle Weiterungen gegenüber dem von Huizinga fast ausschließlich auf der Basis erzählender Quellen gezeichneten Hofbild ab.

Ja, die Einseitigkeiten des »Herbst« und damit die Notwendigkeit einer gewissen »Entherbstung« sind ebenso evident, wie es Spannungen und Brüche im Denken Huizingas selbst sind. Doch gibt das Faktum seiner unverminderten Beliebtheit, ja Faszination nach mehr als einem Jahrhundert zu denken. Eignet manch großen Werken der Geschichtsschreibung nicht zuletzt eben wegen ihrer Einseitigkeiten eine Aura des geradezu soghaft Genialen; man denke nur an Autoren wie Pirenne und Kantorowicz oder Bloch, Toynbee und Braudel?

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.80276](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.80276)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Darüber hinaus bereitet der »Herbst« schlicht Lesevergnügen – Huizinga soll ernsthafter Kandidat für den Literaturnobelpreis gewesen sein –, und so war es denn auch für den Rezensenten eine angenehme Seite der Besprechung, aus diesem Anlass wieder einmal in die Welt des geschätzten Magiers einzutauchen, dem jenes Eichendorffsche Zauberwort zu eigen war, das eine ferne Welt vom ersten Satz an zum Klingen bringt: »Als die Welt noch ein halbes Jahrhundert jünger war, hatten alle Geschehnisse im Leben der Menschen viel schärfer umrissene äußere Formen als heute. Zwischen Leid und Freude, zwischen Unheil und Glück schien der Abstand größer als für uns« – das bleibt.

Was dagegen, ungeachtet manch anregender und weiterführender Bezüge, die Lektüre des anzuzeigenden Bands verschattet, sind hochgeschraubte Wortkaskaden wie »vague du structuralisme qui sape les méthodes lansonniennes en proclamant la mort de l'individu créateur, en réclamant la mise en relation des structures de production et des structures textuelles, et en promouvant, sous les plumes de Barthes et de Genette, un formalisme ahistorique« (Estelle Doudet, S. 96) – nein, das bleibt nicht.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.80276](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.80276)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jean de Mailly, *Abbreviatio in gestis et miraculis sanctorum. Supplementum hagiographicum. Editio princeps*. A cura di Giovanni Paolo Maggioni, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2013, CCIV-588 p., 5 ill. (Millennio Medievale, 97. Testi, 21), ISBN 978-88-8450-368-8, EUR 132,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Mechthild Pörnbacher, München

Eines der verbreitetsten Legendare des hohen Mittelalters, das der Dominikaner Iohannes de Mailliaco, Jean de Mailly, im Jahr 1243 nach einer dritten Redaktion endgültig abgeschlossen hat (Kolophon, S. 490), erfuhr erst 770 Jahre später die erste Druckausgabe überhaupt, die zugleich eine hervorragende kritische Edition darstellt. Neun Jahre arbeitete der Herausgeber Giovanni Paolo Maggioni an diesem Werk (S. CLXX), zu dem er durch seine großartige Ausgabe der »Legenda aurea«¹ prädestiniert war. Jacobus a Voragine (Jacopo da Varazze) war mit seiner Legendensammlung der große Wurf gelungen: die »Legenda aurea« stellte schnell ihre Vorläufer in den Schatten, sodass diese nach und nach in Vergessenheit gerieten. Gerade die »Abbreviatio in gestis et miraculis sanctorum« des Jean de Mailly war in ihrer Konzentration und Systematik so neu wie wegweisend und wurde bald nach ihrer Vollendung von Bartholomäus von Trient² aufgegriffen (S. X, Anm. 3).

Das hier zu präsentierende Buch ist zweigeteilt in die umfangreiche Einleitung und den großen Textteil. Der erste Abschnitt der Einleitung ist Leben und Werk des Jean de Mailly gewidmet. Wenige persönliche Daten von ihm sind bekannt, die sich zum Teil nur indirekt aus den ihm zugeschriebenen Werken ableiten lassen. Um 1190 in Mailly-le-Château oder Mailly-la-Ville in Burgund geboren, war er seit etwa 1220 Kleriker in seinem Heimatbistum Auxerre. Dort begann er, eine neuartige Sammlung von Heiligenleben anzulegen, eben seine »Abbreviatio« (wohl 1228/1230). Zwischen 1230 und 1240 trat Jean in den Predigerorden ein und lebte wenigstens zeitweise im Konvent zu Metz, wo er vermutlich vor 1260 verstarb.

Jedenfalls fand er in Lothringen ein fruchtbares Umfeld, beschäftigte sich mit der »Chronica Universalis Metensis« und

¹ Florenz 21999; Neuauflage: Iacopo da Varazze, *Legenda aurea*. Con le miniature del codice Ambrosiano C 240 inf. Testo critico riveduto e commento a cura di Giovanni Paolo Maggioni. Traduzione italiana di Gianfranco Agosti et al., Florenz 2007 (Edizione nazionale dei testi mediolatini, 20).

² Bartolomeo da Trento, *Liber epilogorum in gesta sanctorum*, ed. Emore Paoli, Tarnobrzeg 2001 (Edizione nazionale dei testi mediolatini, 2).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

der Weiterführung der »Abbreviatio« und arbeitete Vinzenz von Beauvais für sein "Speculum" zu. Maggioni widmet dem Aufbau der »Chronica«, der Arbeitsweise des Jean de Mailly und den wechselseitigen Beziehungen der beiden Werke aufschlussreiche Seiten. Die Handschrift Paris, Bibl. nat. de France, ms. lat. 14 593 enthält zwischen zwei Fassungen der »Chronica« einen »Catalogus sanctorum«, in dem 590 Heilige, unterschieden in Märtyrer, Jungfrauen und Bekenner nach Todesjahr und -tag unter dem jeweils herrschenden Kaiser aufgeführt sind. Allem Anschein nach war diese lange Liste ein Auszug, der nach und nach aus der Zusammenarbeit mit Vinzenz von Beauvais erwuchs, dessen Bestimmung jedoch nicht mehr eindeutig nachvollziehbar ist. In dem nämlichen Pariser Codex wird auch die »Genealogia Arnulphi episcopi« überliefert. - Eine Sammlung von Modellpredigten aus der Feder eines G. de Mailly wird zuweilen fälschlich Jean zugeschrieben (S. LVII).

Maggioni hat hier die bisherige Forschung aufbereitet und aufgearbeitet und mit seinen eigenen Ergebnissen verknüpft. Allerdings gibt es keine allgemeine Bibliografie, die angesichts der Fülle der Literaturangaben sinnvoll wäre.

Der zweite Abschnitt gilt der »Abbreviatio in gestis et miraculis sanctorum« und speist sich aus den Beobachtungen Giovanni Paolo Maggionis bei seiner Arbeit an der »Abbreviatio«. Zunächst stellt er das neue literarische Genus der Zusammenstellung von Kurztexten für die Herren- und Heiligenfeste im Kirchenjahr in seinen historischen Zusammenhang und erläutert, wie Jean mit seinen Quellen verfährt, um einen formal und stilistisch kohärenten Text ohne Längen und abschweifende Informationen zu schaffen. Interessant, wie später Jacobus a Voragine zwar die Version der »Abbreviatio« übernimmt, aber einige Stellen aus den Quellen wieder aufnimmt, die Jean bewusst weggelassen hatte.

Ohne die Hilfe von Mitarbeitern (*notarii*) beim Sammeln und Ausschreiben von Quellen und ohne professionelle Kopisten, die das große Werk systematisch abschrieben, war seine Entstehung und Verbreitung nicht möglich (»L'autore e i suoi collaboratori«, S. LXV–LXVII; »Copisti professionali del XIII secolo«, S. LXVII–LXVIII). Einige haben durchaus eigenständig gearbeitet, offensichtliche Versehen emendiert oder einen Abschnitt der »Abbreviatio« mit der Quelle verglichen und Auslassungen wieder aufgenommen. So lassen sich allgemeine Fragen der Textkritik auch an solcherlei Kriterien festmachen (»Dipendenza dalle fonti e sua utilità nel lavoro ecdotico«, S. LXIX–LXXI). Maggioni rechtfertigt seine textkritische Methode (S. LXXII–LXXIII) und skizziert schließlich die Überlieferung des Werks in der lateinischen Fassung. Bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde die »Abbreviatio« ins Französische übersetzt. Zehn Handschriften des ausgehenden 13. und des 14. Jahrhunderts zeugen davon. Die volkssprachliche Verbreitung hatte ihren Schwerpunkt in Lothringen (S. LXXIV–LXXV).

Im zweiten Teil der Einleitung werden die bekannten Textzeugen aufgelistet und vorgestellt, 34 erhaltene und zwei verlorene



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Handschriften. In zwei weit verbreiteten Werken, nämlich im »Speculum historiale« des Vinzenz von Beauvais und in der »Legenda aurea«, wird die »Abbreviatio« als Quelle benutzt; insofern stellen beide die »tradizione indiretta« dar (S. CVI–CVIII). Vermutlich hat Jean de Mailly seinem Ordensbruder Vinzenz sogar zugearbeitet, wie oben erwähnt.

Der dritte Teil der Einleitung ist ganz den Wegen zur Textkonstitution gewidmet. Aufgrund der zahlreichen Textzeugen und der drei Redaktionsstufen mit einem Supplement von 36 Nummern, dessen Hauptzeuge die autornahe Handschrift Bern, Burgerbibliothek 377 ist und das teilweise in die weiteren Codices der Redaktion A3 integriert wurde, war sie eine Herausforderung. Maggioni legt plausibel dar, welche Kriterien zur Auswahl der sieben Handschriften der letzten Redaktionsstufe für die Einrichtung des Textes geführt haben. Im ersten kritischen Apparat werden ihre Lesarten verzeichnet. Im zweiten Apparat erscheinen die Lesarten eines Vertreters der Redaktionsstufe 2 und dreier Handschriften, die die drei Familien der ersten Redaktionsstufe vertreten.

Nach der Einleitung folgen das Verzeichnis der Abkürzungen und der im Apparat angeführten Quellen und Texte sowie fünf Abbildungen aus den beiden Handschriften Paris, Bibl. nat. de France, ms. lat. 14 593 (u. a. mit der »Genealogia Arnulphi episcopi«) und Brüssel, Bibl. royale Albert I^{er}, IV 1147.

Der große Textteil ist nach dem Kirchenjahr in 177 Kapitel gegliedert, beginnend mit dem Apostel Andreas. Das *Supplementum hagiographicum* enthält weitere 36 Legenden, darunter die der hl. Elisabeth von Thüringen (auch abgedruckt als Nachtrag zum Fest der hl. Cäcilia, Kap. 173). Eingangs wird in wenigen Zeilen der Zweck des Werks formuliert: Es dient den Geistlichen als handliches Mittel bei der Vorbereitung ihrer Predigt, um bei den Gläubigen die Verehrung der Heiligen zu wecken und zu fördern (S. 3).

Non sunt isti Primus et Felicianus, de quibus superius dictum in iunio, quia, etsi sub eisdem imperatoribus martyrium compleuerunt, in diuersis tamen locis a diuersis iudicibus occisi sunt (S. 421) – »Diese sind nicht die Primus und Felician, von denen oben im Monat Juni die Rede war, da sie, wenn sie auch unter den nämlichen Kaisern das Martyrium vollbrachten, dennoch an unterschiedlichen Orten und von verschiedenen Richtern getötet wurden.« Dieser Passus am Ende der Legende der Jungfrau Fidis (Nr. 153,8) ist eines der Beispiele für die kritische Arbeitsweise des Autors (vgl. dazu auch die Einleitung, S. LVIII–LXV).

Einige Legenden, wie die der hl. Georg (Kap. 53), Christophorus (Kap. 98) oder Julianus des Hospitaliers (Hospitalator; in Kap. 128, S. 351f.), finden sich hier zum ersten Mal und legen eine Art kanonischen Grund für die Verehrung dieser Heiligen im westlichen Abendland. Das lange Kapitel 113 (S. 288–294) über den hl. Dominikus († 1221) ist eines der Beispiele für zeitgenössische



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

confessores. Eine interessante Episode ist in der Legende des Evangelisten Johannes zu finden, der hier als Bräutigam der Hochzeit zu Kana eingeführt wird (S. 45, 20–46, 26). Nach dem Mahl mahnte ihn Jesus, seine Gattin zu verlassen und ihm zu folgen. So bewahrte Johannes die Jungfräulichkeit und gewann als Lohn für den Verzicht die besondere Zuneigung des Herrn (nach der »Historia scholastica« des Petrus Comestor mit Berufung auf Hieronymus »De viris illustribus«).

Die Edition zeichnet die Sorgfalt bei der Erstellung von Text und Apparaten aus (nur ein kleines Versehen sei hier angemerkt: *discipulus* zu korrigieren in *discipulum*, S. 10, 189).

Ausführliche Indices zum Text (Quellen sowie Personen- und Ortsnamen) erleichtern die Benützung und ermöglichen eine differenzierte Suche und Erschließung.

Diese Besprechung hat leider über Gebühr lange auf sich warten lassen. Das vorzustellende, trotz seines Umfangs noch handliche Buch ist nachgerade ein Klassiker, insofern tut ihm die Verzögerung keinen Abbruch. Weite Verbreitung ist ihm zu wünschen, nicht nur in wissenschaftlichen Institutionen und innerhalb von Fachkreisen, sondern auch bei einer Leserschaft, die aus der Lektüre von Heiligenviten vielfachen Gewinn zu ziehen versteht.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Giuliano Milani, L'homme à la bourse au cou. Généalogies et usage d'une image médiévale, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2019, 276 p., XXIV p. de pl. (Histoire), ISBN 978-2-7535-7796-1, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Klaus Oschema, Bochum

Ausgehend von einem viel diskutierten Bildmotiv, lädt der Verfasser zu einer weiten Reise ein: chronologisch vom 9. bis ins 14. Jahrhundert, räumlich von Burgund in die Auvergne, die Pyrenäen, nach Byzanz und schließlich nach Italien. Im Fokus steht die Darstellung einer menschlichen Figur – interessanterweise meist Männer, wenn es nicht um ausdrückliche Personifikationen geht – die deutlich sichtbar eine Geldbörse um den Hals trägt. In der Forschung wird das Motiv meist als Darstellung der »Avaritia« gedeutet, deren Name in einer bedeutungsvollen Spannung sowohl als Geiz wie als Habgier zu übersetzen ist.

Das Werk erschien bereits 2017 im italienischen Original und liegt nun in französischer Übersetzung vor. Für die Reise bietet es einen gedoppelten Ausgangspunkt: Zum einen, so der Autor, sei seine Beschäftigung mit dem Gegenstand durch eine Darstellung im Broletto von Brescia angeregt worden (S. 7). Die Untersuchung selbst nimmt den Faden aber zunächst mit einem Exemplum auf, das Étienne de Bourbon in der Mitte des 13. Jahrhunderts festhielt: Ein Geldleiher sei auf dem Weg zu seinem Eheschluss unter dem Kirchenportal von der steinernen Geldbörse erschlagen worden, welche die Portalfigur eines Wucherers habe fallen lassen (S. 21). Étienne gefiel das Exemplum offenkundig gut, und er arbeitete es in einer zweiten Version unter der Rubrik der »Avaritia« noch etwas ausführlicher aus: Hier erschlägt sogar die ganze Figur des Wucherers den Bräutigam (S. 22f.). In beiden Fällen notiert Étienne, dass die anderen Wucherer vor Ort in der Folge für die Zerstörung der weiteren Portalfiguren an der Kirche gesorgt hätten.

Ausgehend von dieser Erzählung, greift der Verfasser die Großnarrative auf, innerhalb derer die Episode und das Motiv des Mannes mit der Geldbörse um den Hals traditionell gedeutet wurden – allen voran die normativen Konflikte zwischen religiösem Ideal und Kirche einerseits und der sich dynamisch entwickelnden Welt von Markt und Wirtschaft andererseits (S. 24–37). Um dem Gegenstand in seiner historischen Situierung gerecht zu werden, so das von den Arbeiten Jacques Le Goffs inspirierte Forschungsprogramm, gelte es nun, den Hiatus zwischen weiter Makro- und konkreter Mikroebene zu überwinden. Die resultierende Spurensuche folgt dabei zunächst der Standardinterpretation des Motivs, die hier den »Wucherer« inkriminiert sieht (S. 44–48), um dann mit Blick auf frühe



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Darstellungen in Skulpturen der Auvergne und im Pyrenäengebiet (S. 49–66) diese enge Zuordnung überzeugend zu hinterfragen.

Vor dem Hintergrund der Debatten über Simonie und Kirchenreform erweist sich das Motiv als relativ unspezifische und weit gefasste Markierung eines generelleren Übels, das durch die *usuria* lediglich spezifiziert wird (S. 66). Entsprechend konnte in der weiteren Entwicklung im Westen Europas der Reiche wie der Sünder ganz allgemein durch die Geldbörse markiert werden (S. 67–83). Die Interpretation wird zusätzlich durch die Beobachtung gestützt, dass frühe Vorläufer bereits im Byzanz des 9. Jahrhunderts begegnen (S. 85–99), wo das Motiv, bei aller nötigen Vorsicht in der Interpretation der spärlichen Materialien, zur Ausgrenzung als häretisch deklariert Gegner in Glaubenskonflikten eingesetzt werden konnte. Als zentrale Referenzobjekte dienen hier der sog. »Chlodov-Psalter«, der nach seiner Entstehung im frühen 9. Jahrhundert stark überarbeitet wurde (S. 86, mit Abb. 19), sowie eine von ihm abhängige Handschrift in den Sammlungen des Athos-Klosters (S. 98, mit Abb. 20).

Auf dieser Basis schlägt Milani eine Transfergeschichte vor, die von Byzanz in den lateinischen Westen führt, wo das Motiv situativ bedingt moduliert wurde – und die Geldbörse vielleicht sogar im Rahmen von Exkommunikationen eine rituelle Rolle eingenommen haben mag (S. 109–114). Der praktische Einbezug einschlägiger Skulpturen in das Ritual der Exkommunikation bleibt Vermutung – deutlich wird aber, dass die Markierung einer bildlich dargestellten Figur durch eine Geldbörse weit gefasste negativ-ausgrenzende Vorstellungen vermittelt, ganz gleich ob die Diffamierung von Wucherern, Juden oder Häretikern intendiert war (S. 114f.).

Mit diesem Befund leitet der Autor zu seinem zweiten Teil über – und damit zugleich zu einem besonders tiefgreifend durchgearbeiteten Dossier: In mehreren Kommunen Italiens begegnet nämlich das untersuchte Motiv im 13. und 14. Jahrhundert jenseits der kirchlich-religiösen Sphäre. Zwar mag es auch hier zunächst durch Skulpturen an Kirchenportalen (Lodi) oder in Darstellungen des jüngsten Gerichts (Ferrara) eingeführt worden sein (S. 119). Jenseits des religiös markierten Kontextes diente es aber bald in Schmähbildern zur Brandmarkung politischer Gegner der jeweiligen Kommune.

Detailliert und ausführlich kontextualisierend entwickelt Milani – der ganz nebenbei einen Überblick zur Erforschung der Schmähbilder im spätmittelalterlichen Italien bietet (S. 123–134) – drei Fallstudien: In Mantua erscheint das Motiv in den 1250er Jahren und markiert in Wandmalereien im Palazzo della Ragione Verräter an der Kommune (S. 135–157); Beispiele aus Padua, Bologna und Florenz belegen den Einsatz zur Markierung von Fälschern in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (S. 159–177); in den Malereien des Broletto in Brescia wurden schließlich vorrangig Gegner der Kommune auf diese Weise erfasst und vorgeführt

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79679](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79679)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

(S. 179–205), sodass sich die Malereien regelrecht als »in Bildform übersetzte Liste politischer Gegner« (S. 203) lesen lassen.

Zwei Seitenblicke auf Giotto's Arenakapelle (Cappella degli Scrovegni) und Dantes »Göttliche Komödie« einerseits (S. 207–227) sowie auf eine kurze Episode in der »Chronik« Salimbenes von Parma andererseits (S. 229–235) runden die Darstellung ab. Auf die ausführliche Bibliografie folgt ein Index, der das Werk erschließt, dem zudem ein Tafelteil mit insgesamt 41, teils farbigen Illustrationen beigegeben ist.

Insgesamt versteht es der Verfasser meisterhaft, präzise und tiefgreifende Detailanalysen mit dem weitgespannten geografischen Rahmen zu verbinden, den das Motiv zwischen Byzanz und dem lateinischen Westen durchwandert, und dabei zugleich die unterschiedlichen Kontexte und Sphären zu berücksichtigen, in denen es erscheint. Zentral erscheint die Berücksichtigung der kirchlich-religiösen wie auch der politischen Einsatzmöglichkeiten eines Motivs, das man gerne ein wenig verkürzt im theologisch-moralisierenden Rahmen gedeutet hat. Sowohl die Verweise auf die »byzantinische Vorgeschichte« wie die Darstellung des politisch-propagandistischen Potenzials eröffnen weitreichende Perspektiven.

Wenn dabei der auf Italien fokussierende zweite Teil des Bandes insgesamt engagierter und mitreißender wirkt, so mag dies nicht zuletzt daran liegen, dass Milani in den einführenden Abschnitten darum bemüht ist, jüngere Überlegungen zur Funktion und Wahrnehmung von Bildern aufzugreifen. Dies verleiht seinem Text zunächst einen hochgradig komplexen Theorierahmen, der von den folgenden, sehr konkret-materialnahen Überlegungen aber eher ablenkt als sie zu fundieren.

Ähnlich versuchen auch die Abschnitte zum normativen Spannungsfeld zwischen Kirche und Wirtschaft auf nicht immer klar nachzuvollziehende Weise einen historiografischen Abriss mit theoretischen Positionierungen zu verbinden. Dem gegenüber liegt – zumindest in den Augen des Rezensenten – die Stärke dieses ausgesprochen lesenswerten Bandes im Schnittpunkt von Geschichte und Kunstgeschichte vor allem in den ebenso überzeugenden wie präzisen Detailstudien, insbesondere des zweiten Teils.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79679](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79679)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Jessika Nowak, Jens Schneider, Anne Wagner (Hg.),
Ein Raum im Umbruch? Herrschaftsstrategien in
Besançon im Hochmittelalter, Wien (Böhlau) 2020,
202 S., 9 Abb., ISBN 978-3-412-51164-7, EUR 40,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Thomas Kohl, Tübingen

Von den Regna, die im 9. und 10. Jahrhundert aus dem fränkischen Großreich entstanden, hat das Königreich Burgund als ein gewissermaßen verwaistes Reich, dessen Erbe kein moderner Nationalstaat reklamiert, in der historischen Forschung lange nur vergleichsweise geringes Interesse gefunden. Dies hat sich in den vergangenen Jahren nicht zuletzt durch die Arbeit der Herausgeberinnen und Herausgeber dieses Bandes geändert, doch noch immer gibt es Forschungslücken für Burgund und seine Regionen; das »burgundische Dickicht« (S. 27) bleibt unübersichtlich.

Ein Desiderat war sicherlich die politische Geschichte der Metropole Besançon und der sie umgebenden Grafschaft Burgund, der sich die Herausgeber mit diesem Band angenommen haben. Er beruht auf den Vorträgen einer Freiburger Tagung des deutsch-französischen Netzwerks »Junge Mediävistik« im Jahr 2015, die durch weitere Beiträge ergänzt wurden. Die neun Aufsätze umspannen die Zeit vom 9. bis zum 13. Jahrhundert, wobei ein klarer Schwerpunkt auf der Zeit Friedrich Barbarossas liegt, mit der sich vier Beiträge befassen. Auffällig ist, dass das unabhängige Königreich Burgund ausschließlich von Franzosen, die Zeit ab 1032 nur von Deutschen behandelt wird – in der Themenwahl wirken die nationalen Forschungstraditionen also fort.

In der Einleitung skizzieren die Herausgeberin und die Herausgeber ausgehend von der besonderen politisch-geografischen Lage Besançons im Grenzgebiet der postkarolingischen *regna* die historische Entwicklung der Region und führen in das Thema des Bandes ein. Die Reihe der Beiträge eröffnet François Demotz, der in seinem detailreichen Überblick über die Grafschaft Burgund im 9. und 10. Jahrhundert die herrschaftspolitische Integration des Raums in das werdende Königreich Burgund untersucht. Dabei diagnostiziert er eine Wende in der Politik zwischen Rudolf I., der sich in der Region hauptsächlich auf den Erzbischof von Besançon stützte, und Rudolf II., der alle *pagi* der Erzdiözese einem Grafen anvertraute.

Laurent Ripart legt anschließend seine Neubewertung der umstrittenen Besetzung des Erzbistums 1016 auf Deutsch vor; er deutet den nur durch die Akten der Synode von Mainz 1049 und Thietmar von Merseburg bekannten Konflikt konsequent vom Entstehungszeitpunkt und Horizont dieser Quellen und legt dar, wie der Vorgang zur Entstehung bzw. Festigung eines negativen Bilds des letzten burgundischen Königs Rudolfs III. beitrug. Dieses



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

wiederum war ein wichtiges Argument für die Rechtfertigung der Integration Burgunds ins Reich.

Matthias Weber und Justus Wingefeld befassen sich in ihrem Beitrag mit der Bischofseinsetzung vor allem in Burgund, beziehen jedoch auch die Bistümer Worms, Speyer und Straßburg ein, denn ihre Untersuchung folgt der Route, die Heinrich IV. 1076/1077 auf dem Weg nach Canossa zurücklegte. Dabei ermitteln sie ein differenziertes Bild des (nachweisbaren) kaiserlichen und päpstlichen Einflusses auf die Bischofserhebungen im Zeitalter des Investiturstreits – wobei sicherlich noch weitere, regionale und lokale Einflüsse auf die Bischofswahlen beachtet werden müssten. Dennoch regt der Beitrag zum Nachdenken darüber an, ob sich bei analogen Untersuchungen zum deutschen und italienischen Reichsteil überhaupt wesentliche Unterschiede erkennen lassen.

Prominent vertreten ist in diesem Band – wie im Großteil der deutschen Burgundforschung – die Zeit Friedrich Barbarossas. Die Überschneidungen der vier Beiträge bleiben allerdings gering: Gerhard Lubich untersucht die Vorgeschichte des Hoftags von Besançon 1157 und damit den Weg des Stauferherrschers zu einer aktiveren Burgundpolitik. Mit der Hochzeit Friedrichs mit Beatrix von Burgund setzt der Beitrag von Alheydis Plassmann ein, die zu unterscheiden versucht, ob und wie Friedrich Barbarossa in den Regionen Burgunds als Kaiser oder als Herr der erheirateten Freigrafschaft Burgund handelte.

Sie gelangt im Vergleich mit ähnlichen Fällen – etwa Heinrich II. von England in Aquitanien – zu dem Schluss, dass Friedrich in Burgund vornehmlich als Kaiser agierte. Verena Türck stellt auf der Basis Ihrer Studie über diesen Kaiser und Burgund die Frage, ob Besançon als ein königstreues Zentrum einzuschätzen ist – gemeint sind damit die Erzbischöfe der Stadt, die sie als wichtige Partner Friedrichs im Norden des Königreichs identifiziert.

Markus Keller und Lisa Klocke ordnen dann den Umgang Friedrichs mit Konflikten zwischen Bürgerschaft und Erzbischof von Besançon in seine »Städtepolitik« ein, einen Begriff, den sie mit Verweis auf die politikwissenschaftliche Unterscheidung zwischen *polity*, *policy* und *politics* präziser zu fassen versuchen. Sie unterscheiden zwei Phasen im Umgang Friedrichs mit den Städten: Unterstützte Friedrich vor 1178 vor allem die (erz-)bischöflichen Stadtherren, ging es ihm seit diesem Zeitpunkt zumeist darum, einen tragfähigen Ausgleich zwischen Bürgern und Bischöfen zu finden.

Die Zeit nach Friedrich Barbarossa behandelt lediglich ein Beitrag, der sich mit dem letzten andechs-meranischen Pfalzgrafen von Burgund, Otto III. († 1248), befasst. In ihm untersucht Clemens Regenbogen die Frage, wie es dazu kam, dass Otto seine burgundischen Rechte dem kapetingischen Herzog von Burgund Hugo IV. anvertraute, um sich auf seine bayerisch-tirolischen Besitzungen konzentrieren zu können.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79680](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79680)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Einen besonderen Hinweis verdient die Einbandillustration des Bands, eine von Thomas Bauer entworfene Karte der *pagi* der Diözese Besançon und ihrer Erwähnungen. Die Erläuterungen zur Karte bilden den letzten Beitrag; ein Register fehlt leider. Insgesamt bietet der schmale, aber gelungene Band wertvolle Aufsätze zu einer zu wenig bekannten Region und ihrer wechselhaften Geschichte auf dem Stand der Forschung.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.79680](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79680)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Andreas Rentz, Inszenierte Heiligkeit. Soziale Funktion und symbolische Kommunikation von lebenden Heiligen im hohen Mittelalter, Berlin, Bern, Bruxelles et al. (Peter Lang) 2019, 464 S., 4 Abb. (Beihefte zur Mediaevistik. Monographien, Editionen, Sammelbände, 24), ISBN 978-3-631-77810-4, EUR 84,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Klaus Krönert, Lille

Aujourd'hui, la sainteté est uniquement réservée aux personnes décédées. Au Moyen Âge, en revanche, il était possible que certains hommes et femmes aient bénéficié, dès leur vivant, d'une aura de sainteté et que les contemporains leur aient attribués des miracles. Cette sainteté des vivants n'est pas inconnue, mais il manquait un travail systématique réalisé dans une perspective religieuse, culturelle et sociale. Comblar cette lacune, voilà l'objectif avec lequel Rentz a entamé sa thèse de doctorat – sous la direction de Knut Görich, avec la collaboration de Romedio Schmitz-Esser –, qui a été soutenue à Munich en 2017 et dont est issu le présent ouvrage.

Le choix des sources constitue ici un premier problème: ni la canonisation ni le culte ne peuvent être un critère pour la sélection des saints concernés, mais uniquement la reconnaissance de la sainteté par les contemporains. Rentz, qui se concentre sur l'Occident et qui se limite au XII^e et au XIII^e siècle, a sélectionné soixante hommes et femmes dont beaucoup sont peu connus, mais parmi lesquels on trouve aussi des saints aussi célèbres que Bernard de Clairvaux, François d'Assise et Thomas d'Aquin.

La partie principale du livre est divisée en trois parties. La première est consacrée à la personne du saint vivant: sa conduite de vie, son savoir et son éloquence, ses vertus, d'éventuels signes comme les stigmates, ses visions, ses miracles et aussi ses miracles échoués. La deuxième partie porte sur sa fonction dans la société médiévale: les saints vivants pouvaient rétablir la paix, être missionnaires, prédicateurs ou encore conseillers des puissants. Rentz ne néglige ici pas non plus les modèles bibliques et tardo-antiques qui peuvent avoir influencé ces hommes et femmes en odeur de sainteté et ceux qui ont rédigé leurs biographies.

Enfin, dans la troisième partie, l'auteur s'intéresse à l'entourage des saints vivants: quels étaient leurs rapports avec d'autres personnes, avec d'autres saints – encore vivants ou déjà morts –, quelles étaient les attentes vis-à-vis d'eux? Les résultats de cette enquête dépassent, bien sûr, la simple reconstitution des faits du passé. Rentz apporte beaucoup à notre compréhension de la communication symbolique et à la fonction sociale des personnes qui n'ont plus d'équivalent dans la société actuelle. Celles-ci sont le



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

plus souvent entrées en «odeur de sainteté» grâce à leur pauvreté et leur humilité, et parfois aussi grâce à leurs miracles. Les miracles ne sont donc pas obligatoirement une conséquence d'une sainteté déjà généralement acceptée, mais ils peuvent aussi constituer une porte d'entrée pour l'acquérir.

La confirmation de cette sainteté par d'autres personnes, par exemple d'autres saints vivants, était ensuite d'une grande importance, car ces hommes et femmes pouvaient tout-à-fait perdre leur statut: il était, en effet, indispensable de le reconfirmer en permanence face aux contemporains par la conduite, les vertus et la force thaumaturgique.

L'entreprise de Rentz est ambitieuse, car les sources sont nombreuses, la littérature sur l'hagiographie est abondante, et les problèmes sont discutés de façon controversés. Il serait donc injuste de reprocher à l'auteur de ne pas avoir été exhaustif dans tous les domaines. Remarquons tout de même que la recherche francophone reste, par endroits, sous-représentée, car elle aurait permis de nuancer certains propos, comme le constat »qu'il n'y a, sur le plan littéraire, aucune différence entre l'hagiographie et l'historiographie« (p. 30)¹.

Puis, dans les années 2000, le problème de la réécriture hagiographique, évoqué par Rentz (p. 51), a fait l'objet d'une série de colloques organisés à l'Institut historique allemand à Paris, dont les actes ont été publiés dans les »Beihefte der Francia« (vol. 8, 63, 71)². Quant à un éventuel caractère réel de certains miracles – problématique qui est également thématisée par Rentz (p. 21) –, Pierre-André Sigal l'a abordé déjà dans les années 1980³.

Enfin, quand on parle de François d'Assise, on peut citer Jacques Dalarun. Ces remarques n'empêchent cependant pas d'apprécier ce livre, au travers duquel l'auteur fait preuve de maîtriser une matière difficile qui nous apporte un nouvel éclairage sur la société médiévale.

¹ L'auteur de ces lignes s'est intéressé à ce problème dans l'article suivant: Klaus Krönert, L'hagiographie entre historiographie et prédication. Étude sur une forme littéraire à partir des textes rédigés à Trèves (VIII^e-XI^e siècle), dans: Hagiographie et prédication, Mélanges de sciences religieuses 67/3 (2010), p. 5-26.

² Cf. également Monique Goullet, Écriture et réécriture hagiographiques. Essai sur les Vies de saints dans l'Occident médiéval (VIII^e-XIII^e siècle), Turnhout 2005 (Hagiologia, 4).

³ Pierre André Sigal, L'homme et le miracle dans la France médiévale (XI^e-XII^e siècle), Paris 1985.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Hilary Rhodes, *The Crown and the Cross. Medieval Burgundy, France, and the Crusades, 1095-1220*, Turnhout (Brepols) 2020, 263 p. (Outremer. Studies in the Crusades and the Latin East, 9), ISBN 978-2-503-58684-7, EUR 76,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jacques Paviot, Créteil

Dans ce livre issu de sa thèse soutenue à l'université de Leeds en 2018, Hilary Rhodes s'intéresse à une double entité peu étudiée en ce qui concerne les croisades classiques: elle relève qu'il n'y a aucun article à ce sujet dans les «Annales de Bourgogne» entre sa fondation en 1929 et 2015, et l'on est obligé de se reporter aux neuf volumes de l'ouvrage d'Ernest Petit, «Histoire des ducs de Bourgogne de la race capétienne», publiés de 1885 à 1905. Il y a donc un vide historiographique qu'elle s'est attelée à combler, de manière ambitieuse, car traitant non seulement de l'histoire dynastique et politique en Bourgogne et en France, mais aussi de l'histoire des expéditions de croisade d'Europe aux États latins d'Orient, tout en faisant référence aux débats et aux derniers travaux historiographiques sur les différents points abordés au cours de son ouvrage.

Dans son introduction (p. 3–25), elle présente les sources (et leur peu d'informations sur les croisés bourguignons), l'espace bourguignon (duché et comté, en y englobant les comtés périphériques de Tonnerre, Auxerre, Nevers, Chalon et Mâcon) et le plan de son travail. Dans le premier chapitre, «Burgundy at the Dawn of the Crusades. Familial, Political, and Religious Histories» (p. 27–56), elle définit le cadre bourguignon depuis les époques barbares (si l'on dit «Burgundy» en anglais, en français, c'est plus justement «royaume des Burgondes», plus rarement «Burgondie»), le royaume de Bourgogne, avant de se livrer à une étude de la politique (matrimoniale et autre) des ducs et des comtes de Bourgogne entre 1032 et 1095, du rôle de Cluny (qui n'est pas une fondation bourguignonne) dans la genèse des croisades et de la participation des Bourguignons dans la péninsule Ibérique (pour éviter l'emploi du terme «reconquista») de 1063 à 1087.

Avec le deuxième chapitre, «Considering Contrasts. Burgundian Participants on the First Crusade, 1095–1101» (p. 57–87), Hilary Rhodes note en passant qu'Urbain II n'a pas cru bon de se rendre en Bourgogne en 1095. Comme chef bourguignon, seul le comte Renaud II y participa, et il y fut tué. Son frère Étienne Ier le suivit dans l'expédition de 1101, pour aussi y trouver la mort. Quant au duc Eudes Ier le Roux, qui était allé en Espagne en 1087, mais qui n'alla pas à la première croisade, il fit amende honorable en suivant celle de 1101, mais il fut tué à Tarse en 1102. S'est développée,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

chez les chroniqueurs, l'histoire de Florina, personnage sans doute légendaire, qui aurait été sa fille.

Le troisième chapitre est intitulé »Transforming Traditions. The Burgundian Second Crusade, 1102–49« (p. 89–116). Hilary Rhodes étudie l'évolution du contexte en relation avec la France, le nouveau paradigme du roi croisé et la seconde croisade vue comme pénitence du roi Louis VII; y allèrent aussi le comte Guillaume III de Nevers et son frère Renaud comte de Tonnerre.

La période suivante, étudiée dans le quatrième chapitre, »Between King and Emperor. The Evolving Burgundies, 1143–87« (p. 117–141), a vu la résurgence de l'idée de royaume de Bourgogne avec Frédéric Ier Barberousse. C'est une période où le duc Eudes s'opposa à Louis VII, ce qui n'avait pas empêché le roi de prononcer son vœu de croisade à Vézelay. Son fils Hugues III, qui avait accompagné le roi, revint à un soutien à la monarchie française, mais quand Philippe II Auguste s'immisça dans les affaires du duché, il s'allia à l'empereur, à son grand dam. Hugues III partit en Terre sainte avec le comte de Sancerre en 1171, il fut un mari putatif pour la princesse Sibylle de Jérusalem, alors qu'il n'était pas encore séparé de sa femme Alix.

Il y retourna avec Philippe Auguste lors de la troisième croisade, objet du cinquième chapitre »Intimate Enemies. Burgundy and the Third Crusade, 1187–92« (p. 143–174). L'une des raisons fut le salut de l'âme de son ami Girard de Réon. Au départ du roi de France, il devint le chef des croisés français, et il se trouva en opposition avec Richard Cœur-de-Lion, et mourut en Orient en 1192. Les sources permettent alors de connaître plus de noms de croisés.

Dans le sixième et dernier chapitre, »The Early Thirteenth Century. Burgundy, France, and Rome, 1193–1223« (p. 175–206), Hilary Rhodes s'intéresse au retour du duché de Bourgogne dans le giron de la monarchie française, alors qu'elle dut payer les réparations imposées à cause de la bigamie du roi Philippe Auguste, à l'engagement dans la quatrième croisade, où les Bourguignons, dont on connaît peu de noms, composèrent la sixième section de l'armée, au faible concours à la croisade albigeoise et à la participation du duc Hugues IV à la croisade des Barons (1239–1241) – Hugues IV qui retourna en Orient avec Louis IX en 1248 (ce qui aurait pu être le terme de l'étude).

Après une conclusion de synthèse, Hilary Rhodes propose un catalogue de croisés bourguignons de 1096 à 1223. Suivent la bibliographie et un index.

Le livre se pose comme l'ouvrage de référence sur la Bourgogne et la croisade du XI^e au XIII^e siècle. Cependant, cela ne va pas sans quelques problèmes. Le titre d'abord, qui n'a aucun rapport avec le sujet, à moins de l'entendre comme »Between the Crown [France] and the Cross«. Hilary Rhodes indique vouloir écrire pour de futurs historiens anglophones (p. 22), mais elle n'est pas toujours au fait de l'historiographie: pour le royaume de Bourgogne, on ne fait

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79682](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79682)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

plus seulement référence à René Poupardin¹ mais aussi à François Demotz²; le début sur l'an Mil en France ne s'est pas arrêté avec Georges Duby, mais a été poursuivi notamment par Dominique Barthélemy. Ceci pour l'historiographie française; l'allemande est mal connue.

Plus problématique est la liste des croisés »bourguignons«, pour laquelle Hilary Rhodes a des frontières plutôt élastiques pour la Bourgogne, plutôt *les* Bourgogne. Achard, châtelain de Montmerle, ne peut être retenu: le bourg n'a jamais fait partie de la Bourgogne, et Achard devait être un agent, soit de la famille des Enchaînés qui détenaient Montmerle en franc-alleu, soit des sires de Beaujeu qui l'ont reçu au tout début du XI^e siècle; de plus il est parti avec Raymond de Saint-Gilles. Robert et Henri le Bourguignon n'en avaient plus que le nom puisqu'ils étaient au service du comte d'Anjou. Le cas de Welf de Bourgogne ou Boulogne reste litigieux. L'archevêque de Tarentaise Aymon de Briançon n'était pas d'une famille de Briançon établie dans l'actuel département de la Loire (p. 216), où il n'y a d'ailleurs pas de Briançon, mais de la famille savoyarde de Briançon (aujourd'hui Notre-Dame-de-Briançon, en Tarentaise même).

Au cours de l'ouvrage, des tableaux généalogiques auraient été bienvenus dans chaque chapitre pour mieux comprendre les liens dynastiques et familiaux, ce qui éviterait par exemple de faire du seigneur Humbert III de Beaujeu (dans le Nord du comté de Bourgogne) le fils du comte Amédée III de Savoie (p. 112). Enfin, à quoi sert un index incomplet?

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79682](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79682)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ René Poupardin, *Le royaume de Bourgogne (888–1038). Étude sur les origines du royaume d'Arles*, Paris 1907.

² François Demotz, *La Bourgogne, dernier des royaumes carolingiens (855–1056). Rois, pouvoirs et élites autour du Léman*, Lausanne 2008.

Luc Rombouts, De oorsprong van de beiaard. Voorlopers, ontstaan en ontwikkeling tot 1530, Gent (Skribis) 2019, 372 p. (Historische monografieën Vlaanderen, 4), ISBN, 978-94-929-4481-8 EUR 30,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Kristin Hoefener, Würzburg

»Beiaard« is the Dutch word for carillon, an instrument with a sound that can carry over a town centre, an abbey or a university campus and be heard by many people, intentionally or just while passing by. In the Low Countries, in France, Germany and England, the carillon is a central part of the soundscape of many cities since the Middle Ages. The author of this book about the origins of the carillon, Luc Rombouts, has published a revised Dutch version of his PhD thesis »The Origin of the Carillon. Roots, Conception and Development« until 1530, that he completed in 2016 at the University of Utrecht. Himself an internationally renowned carillonneur¹, he writes in a very pleasant style and covers equally well history and campanology. While in his earlier book »Zingend Brons« the author had built in 21 chapters a very broad and dense historical and cultural panorama going from Chinese antiquity to contemporary America, here he impressively re-centres his research to the origins of carillons and carillon playing during the late medieval period in the Low Countries which includes present-day Belgium, The Netherlands and Northern France.

The book is divided into three parts, each containing three chapters. The time span is clearly indicated by the subtitle »Development until 1530«. Although the author takes into account written sources and iconography from regions beyond that, the field of investigation after the third chapter is limited to the urban culture of the Low Countries, where the carillon developed into the instrument we know today.

The very first chapter starts with the use of handbells in Egyptian monastic communities and its spreading to Western Europe, as can be seen in early Celtic texts and visual images. Rombouts stipulates here a Celtic rather than a Latin origin of the use of handbells in a monastic context (p. 1–9). The second chapter makes clear in its documentation of different forms of writings (like chronicles, annals, letters, etc.) how the use of bells expanded with monachism all over Western Europe (p. 10–23).

¹ Rombouts is since 1991 the city-carillonneur of Tienen, as well as permanent carillonneur at Park Abbey and at the Catholic University of Leuven (Belgium) and a frequently invited solo and duo performer (with Twan Bearda) in Europe and the U. S.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/)

The geographical focus becomes clear from the third chapter, when the author focuses first on medieval text sources from 12th and 13th century France and the Low Countries like »Ysengrimus« and »Le Roman du Renard« (p. 25–33). Then, he examines historiographical sources from Flanders and the North of the Netherlands (p. 36–50) in the 14th and 15th centuries and discusses musical aspects like the use of bell sets as melodic instruments which were played manually with little hammers. These sets were hosted in bell towers in order to be well-heard during solemn processions in the centre of the town. He provides the particular beautiful example of the Count of Flanders Louis' victorious entrance in Bruges in 1382, apparently accompanied by bell ringing and carillon playing as described in the three-part motet »Comes Flandrie« – »Rector creatorum« – »In cimbali« as follows: »melodias cymbalorum« – »cymbalis inequis« and »in cymbalis benesonantibus laudate dominum« (p. 50–52). The main problem being the absence of surviving instruments from this period, Rombouts concludes his third chapter with the establishment of the carillon as a musical instrument in western Europe (p. 55).

In the second part of this book, the author examines the development from cymbala (chapter four) to small indoor automatic carillons. Whereas scholars like Sachs held on to the earlier interpretation as textual tradition of the cymbala³, Rombouts clearly advocates for an actual use as solo-instrument, for accompaniment or didactical purposes (p. 69–72)⁴. In chapters five and six he expands his focus to bell-wheels (p. 73–81) and small automatic carillons, closely linked to hour-ringing chimes (p. 82–132). The author considers in his detailed contextualisation for all the above-mentioned devices their textual sources, specific use, iconographic sources or descriptions and musical aspects (when possible, with melodic reconstruction).

The third part is the longest, with over a hundred pages about the coming of use of carillons as a melodic instrument built with stationary and tuned bronze bells⁵. Chapter seven discusses the first known examples of a mechanism for producing a short melody with two bells as introduction to a time-indicating clockwork. The author continues to provide documents attesting a large number of one, two or three bell mechanisms in the Netherlands and northern France (p. 147–177).

³ »Über die tatsächliche Verbreitung und den praktischen Gebrauch mittelalterlicher Cymbala im Sinne realer Instrumente lässt sich nur mutmaßen«, Klaus-Jürgen Sachs, Cymbala, in: Laurenz Lütteken (ed.), Musik in Geschichte und Gegenwart Online, 2016, <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/20308> (09.03.2021).

⁴ See also André Lehr, Het middeleeuwse klokkenspel van Bethlehem, in: Klok en klepel 27 (1981), p. 104.

⁵ See Luc Rombouts, Art. Carillon, Oxford Music Online (2001), <https://doi.org/10.1093/gmo/9781561592630.article.04929> (09.03.2021).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Then, in chapter eight, Rombouts presents the extended music-producing mechanisms in bell towers in England and the Low Countries between 1460 and 1530, the number of bells growing from four to six (p. 178–224). The melodies played were mostly incipits of well-known plainchant pieces («Salve Regina», «Requiem», «Conditor alme», «Ut queant laxis», etc.). The ninth chapter culminates into the development of a playing mechanism with a keyboard and the rapid spread of the carillon with up to twenty bells over the Low Countries between 1480 and 1530 (p. 225–276).

With this study, Rombouts greatly succeeds in placing the carillon into a specific historical context, concentrating on its much less studied early history of bell-playing-practices such as on handbells and cymbalas as depicted in iconographic, literary and historical sources. The book is very well documented and contains pertinent images in outstanding quality, black and white and also in colours (in the annex). The reader learns much of the origins of the carillons and wants to certainly experience standing or sitting in the vicinity of a bell tower during a carillon concert, preferably played by the author of the book himself.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.79683](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79683)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Louis Schlaefli (éd.), avec la collaboration de Jean-Loup Lemaître, L'obituaire des pénitentes de Sainte-Madeleine de Strasbourg, Paris (Académie des inscriptions et belles-lettres) 2020, X-340 p., nombr. ill., 18 pl. en coul. (Recueil des historiens de la France. Obituaires. Série in-8°, 21), ISBN 978-2-87754-397-2, EUR 50,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Olivier Richard, Strasbourg

En 1222, un couvent Sainte-Madeleine de Pénitentes fut fondé au Waseneck, hors les murs de la ville de Strasbourg. Il est l'un des cinq établissements ecclésiastiques que le Conseil de ville fit détruire en 1475 devant la menace constituée par Charles le Téméraire. Puis est reconstruit avec une nouvelle église en 1480, sur un terrain donné intra-muros par les autorités urbaines. Son histoire est cependant assez mal connue, et délaissée depuis des décennies. Il est donc heureux que Louis Schlaefli, bibliothécaire du grand séminaire de Strasbourg, se soit lancé dans l'édition de l'obituaire (*Seelbuch*) du couvent, conservé dans ses fonds, sous la cote grand séminaire ms. 35.

La préface de Jacques Verger rend hommage au grand médiéviste strasbourgeois Francis Rapp, disparu peu avant la publication de ce volume, et qui aurait dû la rédiger. L'introduction par Louis Schlaefli ne présente pas vraiment l'histoire de Sainte-Madeleine. Il fait le choix de consacrer ses «notes relatives à l'histoire du couvent» (p. 11–23) au déménagement de 1480 et à des éléments de son décor artistique. Peut-être aurait-il pu présenter la place de cette communauté dans la ville, notamment le milieu social d'origine des sœurs: à la fin du Moyen Âge, elles se recrutaient d'abord dans le patriciat strasbourgeois, ce qui changea nécessairement lorsque la cité adopta la Réforme au début du XVI^e siècle.

Le manuscrit de 84 folios de parchemin est présenté avec soin, et plusieurs belles photographies permettent de se faire une idée de son apparence. En 1518, Ursula Stingelerin, qui devint prieure de l'établissement, le commença en reprenant un obituaire plus ancien, comme elle l'écrit dans son préambule. Il fut continué par d'autres sœurs jusqu'après la Révolution française, au cours de laquelle le couvent fut dissous, et présente donc des mains très différentes. L'une des dernières d'entre elles a dû soustraire le manuscrit au destin incertain qui l'attendait, et il parvint, sans qu'on puisse retracer comment, au Grand séminaire.

Le calendrier-obituaire lui-même constitue la plus grande partie du manuscrit; la seconde, p. 122–136, comporte les notices biographiques des bénéficiaires d'un anniversaire trop longues pour être écrites in extenso dans l'obituaire; Ursula Stingelerin



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

élabora pour elles un système de renvoi interne. Enfin, un répertoire des personnes enterrées au couvent de 1777 à 1787 clôt le volume (p. 155–159; les pages précédentes et suivantes sont blanches).

L'édition est d'un très grand intérêt. La transcription suit les recommandations de W. Besch et de M. Thumser. Elle n'est pas exempte de petites erreurs, si l'on en juge par les pages photographiées dans le volume; ainsi, p. 112 du manuscrit, notice 1141, *Gedencken durch Gottes willen swester Petternell Wurmserin ein p(ri)orin deß convents* devrait se lire *Gedencken durch Gottes willen swester Peternella Wurmserin ein p(ri)orin des conventz*. Par ailleurs, on peut regretter l'usage parfois trop parcimonieux de la ponctuation (par exemple notice 1261, p. 131 du manuscrit). Un peu plus généreux, il aurait facilité la lecture des textes longs.

Mais le grand apport de l'édition de Luis Schlaefli vient de son excellente connaissance de l'ensemble des sources disponibles, autant des originaux trouvés aux archives départementales du Bas-Rhin que des copies ou relevés – par exemple d'épithames – d'érudits des XVIII^e et XIX^e siècles. L'énorme travail prosopographique effectué sur les personnes inscrites dans le *Seelbuch*, à l'érudition très rarement mise en défaut (p. 219, »Egern (?)« est l'actuel Cheb en République tchèque, allemand Eger, dans le diocèse de Ratisbonne), rendra des services immenses aux chercheuses et chercheurs travaillant sur Strasbourg.

Les belles planches en fin de volume, les index de personnes, de lieux et un excellent glossaire (qui abuse cependant du qualificatif d'»alsacianisme« pour des termes qu'on rencontre en fait dans toute l'Allemagne du Sud) contribuent enfin à la qualité générale de cette édition.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79684](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79684)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jürgen Strothmann, Karolingische Staatlichkeit. Das karolingische Frankenreich als Verband der Verbände, Berlin (De Gruyter Oldenbourg) 2019, XII–505 S. (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 116), ISBN 978-3-11-064120-2, EUR 119,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Charles West, Sheffield

»The realm (*Reich*) of the Carolingians was an association (*Verband*) of associations, not of individuals.« Readers, and perhaps especially reviewers, are always grateful when authors pithily summarise their books in a single sentence as Jürgen Strothmann does at p. 449, and all the more so when the book in question is dedicated to a topic as vexed and complex as the early medieval state and its German-language historiography.

Strothmann's book can be read as an extended criticism of Theodor Mayer's influential 1930s concept of the *Personenverbandstaat*, the idea that early medieval rulership was fundamentally based on, and exercised through, personal bonds. For Mayer, and the many historians who followed in his wake, the early medieval king was simply the lord with the biggest household, and it would be anachronistic to think of him as ruling a state recognisable to modern eyes. For Strothmann, however, the *Personenverbandstaat* is a »semantic impossibility« (p. 34). A state based only on personal bonds is not a state at all.

Strothmann's counter-proposal, that there certainly was a Carolingian state, is advanced on the basis of two key premises. The first is that it is not necessary to define »the state« along the lines of the bureaucratic state (*Anstaltstaat*) of Wilhelmine Germany, or for that matter Weimar Germany, a definition which he sees as implicitly underpinning Mayer's approach. For Strothmann, if we find a people (*Staatvolk*) with a territory and transpersonal forms of governance, then there is no reason not to talk of a state. Secondly, and perhaps more radically, Strothmann suggests that contemporaries do not need to acknowledge that power is transpersonal in theory for it to be transpersonal in practice. As it happens, Strothmann thinks (along the lines proposed by Hans-Werner Goetz) that some Franks certainly did have a conception of transpersonal rule, and he briefly explores this with special reference to Hincmar of Reims and Sedulius Scottus. But this demonstration, confined to a preparatory section, is largely incidental to his argument, which is about political function, not political representation. This position reflects Strothmann's conviction that most Frankish thinkers were unable to recognise the reality of their own political system, because they viewed it through a distorting Biblical lens, according to which kingship was modelled on King David.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

For Strothmann, the practical transpersonality (*faktische Transpersonalität*) of Carolingian rule was merely a de facto reflection of the Frankish political system that had emerged in response to the regionalisation of Frankish society, as ancient city-based politics finally faded out. It was based on the co-operation between aristocratic families, including but crucially not only the Carolingian dynasty itself, and the Frankish churches based around bishops. Both these were not simply aggregations of individuals but rather Verbände, coherent and organised groups. Senior clerics such as Alcuin may have seen the king as a ruler directly appointed by and responsible to God alone, and perhaps Louis the Pious came to believe this fiction, but in reality, he co-ruled with secular families and ecclesiastical institutions, who also had a share of power. The king was the *Verbandsvertreter*, the associational representative (p. 404). Because Carolingian rule in practice was collaborative, it did not depend upon bonds with any single individual, hence the importance of collective decision-making. It was therefore transpersonal, and accordingly not only can but should be considered as a state.

Readers not already familiar with the German-language intellectual tradition of conceptualising medieval politics will find this book a bracing read. Strothmann implicitly locates himself in what he describes as the traditional wing of German-language medieval scholarship, aiming to revise German historiographical traditions rather than abandon them (p. 22). While he rejects the notion of the *Personenverbandstaat*, he advocates the use of the concept of *Körperschaft*, on the grounds that despite its problematic Nazi-period associations, it is a useful label for a kind of group which integrates its members through hierarchy rather than through equality, as a kind of blend between *Genossenschaft* and *Herrschaft*. None of these words is easily translated into English, a reminder that the increasing dominance of English as a hegemonic language of international scholarship comes at the cost of flattening important interpretative subtleties only fully available in other languages.

This book was written over twenty years, and like all long-term projects, traces of the layers in which it was built up can be discerned. Strothmann makes frequent reference to research published since 2007, when the first draft was completed, but without always fully integrating it into his argument. For instance, in the introduction he mentions Steffen Patzold's use of *Wissen* in his 2008 book on bishops¹, which showed how knowledge and expectations about a social role conditioned its exercise, but the notion does not play a significant role in Strothmann's book.

Mayke de Jong's re-evaluation of the reign of Louis the Pious and the early medieval relationship between *regnum* and *ecclesia*

¹ Steffen Patzold, *Episcopus. Wissen über Bischöfe im Frankenreich des späten 8. bis frühen 10. Jahrhunderts*, Ostfildern 2008 (Mittelalter-Forschungen, 25).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

is mentioned too, but the emperor is still ticked off for being too religious (e. g. p. 320 and p. 451), and the discussions of *Kirchenstaatlichkeit* – that is, of the church's supposed attempts to develop independent statehood, p. 442 – feel old-fashioned. Parts of the book are somewhat laboriously presented, such as the section on the Merovingian church which is perfectly interesting but does little to advance the overall thesis, while the argument that aristocratic families were coherent associations (*Verbände*), and that »every magnate acted with the authority of his family« (p. 369) is not quite clinched, at least for this reviewer.

Nevertheless, Strothmann has written a bold and innovative book that makes an important contribution to a long-running debate. Those interested in the early medieval state might not agree with the book's dismissal of the evidentiary value of contemporary perceptions of power, or with its arguments about the Carolingian church and aristocratic family structure, but they would be well-advised to read it.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.79766](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79766)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Joanna Tucker, Reading and Shaping Medieval Cartularies. A Study of the Earliest Cartularies of Glasgow Cathedral and Lindores Abbey. Multi-Scribe Manuscripts and their Patterns of Growth, Woodbridge (The Boydell Press) 2020, XIV–315 p., 22 col., 17 line fig. (Studies in Celtic History, 41), ISBN 978-1-7832-7478-9, GBP 75,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Benoît-Michel Tock, Strasbourg

Les cartulaires font depuis plusieurs décennies maintenant l'objet de travaux portant non seulement sur l'exploitation – ou l'édition – de leur contenu, mais sur leur structure, leur composition, leur utilisation: sur le travail, en fait, des cartularistes et des archivistes. C'est dans cette veine très féconde que s'inscrit le travail de Joanna Tucker. Elle a choisi d'étudier deux cartulaires écossais commencés au XIII^e siècle, ceux de la cathédrale de Glasgow (Registrum Vetus [= RV], aujourd'hui Aberdeen, University Library, SCA MS JB 1/3) et de l'abbaye de Lindores, de l'ordre de Tiron (Lindores Caprington, aujourd'hui pour l'essentiel dans une collection privée, à Caprington Castle, un fragment étant conservé à Édimbourg, National Library of Scotland).

Pourquoi ces cartulaires? Parce que pendant trois siècles ils ont été retravaillés et augmentés, et ce sont précisément les additions qui intéressent l'autrice, en ce qu'elles montrent en quoi ces manuscrits étaient utiles et utilisés par des générations de lecteurs/scribes. Elle insiste d'emblée sur le refus des termes «mise à jour» ou «continuation», qui supposeraient un travail systématique, absent ici. Car en fait, au-delà des deux manuscrits étudiés, l'objectif de Joanna Tucker est de proposer une nouvelle méthode d'analyse des cartulaires «multiscribes», ceux-ci étant vus comme «collections d'expériences scribales». Le premier chapitre, retraçant l'histoire de l'étude des cartulaires, montre d'ailleurs à la fois l'intensité des études récentes, mais aussi le fait que Joanna Tucker propose un regard sur ces manuscrits pourtant déjà très bien connus.

Le deuxième chapitre propose une analyse du RV de Glasgow. Le manuscrit n'a été relié que tardivement et a donc attendu longtemps sa première reliure – ce qui, rappelle l'autrice, n'était pas rare, et a une forte incidence sur sa problématique, puisque les insertions sont plus faciles dans un manuscrit non relié. Combien de scribes y ont travaillé? L'étude en est difficile, car même si plusieurs auteurs estiment que l'écriture des scribes variait assez peu dans le temps, la présence dans un même manuscrit de diverses écritures pouvait influencer certains scribes. Elle identifie 63 scribes différents (comme toujours, ces identifications, à en juger par les reproductions disponibles, peuvent être contestées,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

mais peu importe ici) pour les 87 folios du RV, la plupart n'écrivant que quelques lignes, un ou deux folios au maximum.

Le «noyau initial» est ici assez maigre avec seulement une vingtaine de folios (scribe 8). Quant à dater ces dizaines de strates, cela demande une méthodologie aussi inventive que rigoureuse, portant sur la succession des actes, la constitution de «séries», l'examen des cahiers ...

Le troisième chapitre permet à Joanna Tucker d'appliquer sa méthode, et de montrer que le plus ancien scribe, celui qui a écrit les séries d'actes royaux, a travaillé entre 1202 et 1215. Son travail n'a pas été relié ni folioté; dans la mesure du possible Joanna Tucker retrace la succession des autres scribes et leur date de travail. C'est vers 1300 seulement que le manuscrit, composé jusqu'alors de feuillets détachés, reçoit une reliure.

L'abbaye de Lindores a été fondée au début des années 1190 par David, earl de Huntingdon et frère du roi d'Écosse Guillaume le Lion, et confiée aussitôt à l'ordre de Tiron. Le cartulaire a été écrit par 35 différents scribes, et compte lui aussi 87 folios. Le premier d'entre les scribes (no 21) a travaillé dans les années 1250, écrivant près de 50 folios, recopiant des actes reçus par l'abbaye, notamment un dossier d'actes pontificaux. D'autres scribes ensuite comblèrent les blancs que le scribe 21 avait laissés, d'autres ajoutèrent des cahiers aux quatre mis en place par le scribe 21, notamment le scribe 14 qui copie des textes relatifs à la fondation de l'abbaye, jusqu'à sa reliure à la fin du XV^e siècle.

Le cinquième et dernier chapitre cherche à comprendre le développement progressif de ces cartulaires à scribes multiples. À chaque fois, il y a un premier scribe, qui écrit un ensemble de folios, mais en laissant des pages blanches, signe de ce qu'il s'attendait à une continuation de son œuvre; et à chaque fois, il opère dans les archives existantes une sélection dont on ne comprend pas bien le sens. À chaque fois aussi, la reliure de l'ensemble n'intervient que beaucoup plus tard, ce qui signifie que pendant des décennies, voire des siècles, le cartulaire est en fait un ensemble de cahiers et de feuilles isolées. Des continuations, il y en eut beaucoup: environ les trois quarts des scribes n'écrivent qu'un seul texte. Ils interviennent souvent plusieurs années après l'émission de l'acte qu'ils transcrivent: le cartulaire n'est donc pas une sorte de registre.

Joanna Tucker insiste surtout sur le fait que les scribes connaissaient très bien le cartulaire, dont ils étaient aussi des lecteurs. Les additions ne sont donc pas tant dépendantes de l'actualité, ou de l'état des archives, que de leur compréhension et de leur usage du cartulaire. Et les scribes agissent à l'intérieur d'une communauté: le cartulaire est par essence même le livre de la communauté, pas celui d'un individu.

Elle s'intéresse aussi à la question des actes copiés deux fois dans le même cartulaire, parfois par le même scribe l'un à la suite de

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79767](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79767)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

l'autre. Cela peut s'expliquer par la présence dans les archives de deux versions (l'une non scellée, par exemple) d'un même acte, mais surtout par la volonté de faciliter le travail du lecteur.

Le livre de Joanna Tucker est remarquablement intéressant. Certes, il porte sur deux cartulaires peut-être un peu atypiques, en particulier celui de Glasgow, par la petite taille de son noyau initial et le grand nombre de scribes qui y sont intervenus. Mais elle montre bien tout l'intérêt d'une étude très détaillée, paléographique et codicologique, des cartulaires; tout l'intérêt aussi de repenser la question du rôle et de la conception de ces manuscrits.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.79767](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79767)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Egbert Türk, Arnoul de Lisieux (1105/1109–1184).
Lettres d'un évêque de cour dans l'embarras,
Turnhout (Brepols) 2017, 559 p. (Témoins de notre
histoire, 17), ISBN 978-2-503-55113-5, EUR 70,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Véronique Gazeau, Vanves

La traduction en français des 141 lettres de l'évêque de Lisieux Arnoul (1141–1181) comble un vide d'autant plus grand que l'édition annotée par Frank Barlow (1939)¹ est très peu disponible dans les bibliothèques françaises. Les textes latins de la publication de Barlow ont été judicieusement placés, sans les notes toutefois, dans l'annexe de l'ouvrage d'Egbert Türk qui a choisi de respecter l'ordre chronologique adopté par l'édition anglaise. Dans le prolongement de »*Nugae curialium*. Le règne d'Henri II Plantagenêt (1154–1189) et l'éthique politique«, paru en 1977, l'auteur de cette traduction bienvenue qualifie dans le titre de l'ouvrage, Arnoul d'»évêque de cour«, ce qu'il justifie dans une introduction (p. 17–37) qui détaille les aléas de la carrière d'un prélat confronté au pouvoir royal.

Lorsqu'il accède à la tête du diocèse de Lisieux, la Normandie est en proie à la guerre qui oppose Étienne de Blois, roi d'Angleterre, à Mathilde l'Emperesse, la fille d'Henri Ier et épouse du comte d'Anjou Geoffroy Plantagenêt. Arnoul, qui a déjà soutenu Innocent II dans le schisme d'Anaclet (1130), est partisan de Geoffroy et va participer comme légat pontifical du contingent anglo-normand, en 1147–1148, à la deuxième croisade, entrer à partir de 1150 dans l'entourage d'Henri II Plantagenêt, puis prendre le parti, comme le roi d'Angleterre, d'Alexandre III dans le schisme de Victor IV (1159–1164) soutenu par l'empereur Frédéric.

En revanche, en 1164, l'affaire Thomas Becket marque la »rupture définitive« entre l'évêque de Lisieux et le roi, accentuée par le soutien affiché d'Arnoul à Henri Le Jeune, révolté en 1173–1174 avec ses frères, contre son père. Appuyée sur la lecture de la correspondance, Egbert Türk soutient l'idée selon laquelle l'évêque de Lisieux, un curialiste, chercha à combiner service du roi et service de l'Église et subit un dilemme – reprenant ici un terme du titre de l'ouvrage de Carolyn Poling Schriber, »The Dilemma of Arnulf of Lisieux. New Ideas Versus Old Ideals« (Bloomington, IN 1990) – entre *sanctitas* et *magnificentia*, ce qui le contraignit à simuler et dissimuler, à adopter des positions politiques ambiguës, à préférer abandonner la partie lorsqu'il ne parvenait pas à réconcilier les opposants. Henri II le poussa à résigner son siège. Toute la carrière du prélat lexovien serait marquée par l'échec,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ The Letters of Arnulf of Lisieux, éd. Frank Barlow, London 1939 (Camden third series, 61).

la frustration et l'«embarras», comme l'indique encore le sous-titre de l'ouvrage d'Egbert Türk, et c'est aigri par la disgrâce royale qu'Arnoul finit par se retirer en 1181 chez les Victorins à Paris, où il mourut trois ans après. Les lettres d'Arnoul offrent un témoignage remarquable d'un personnage qui, né entre 1105 et 1109, frère et neveu d'évêque, était doté d'une solide culture, acquise à Bologne et à Chartres sous l'épiscopat de Geoffroi de Lèves.

On peut toujours regretter quelques lacunes bibliographiques qui auraient notamment permis de prendre davantage en considération, dans l'introduction, les aspects religieux et spirituels de la carrière d'Arnoul. Citons, par exemple, un article de René Poupardin intitulé «Dix-huit lettres inédites de l'évêque Arnoul de Lisieux», paru en 1902². Si un article assez général de Jörg Peltzer est cité, on aurait pu attendre sous la plume de ce chercheur d'Heidelberg, son article «Conflits électoraux et droit canonique. Le problème de la valeur des votes lors des élections épiscopales en Normandie au Moyen Âge central»³, ainsi que l'ouvrage de Mathieu Arnoux, «Des clercs au service de la Réforme. Études et documents sur les chanoines réguliers de la province de Rouen» (Turnhout 2000). Enfin, Grégory Combalbert s'attache à examiner le vigoureux réseau réformateur formé par l'archevêque de Rouen, Hugues d'Amiens, et Arnoul, dans «Formation et déclin d'un réseau réformateur. Hugues d'Amiens et les évêques normands, entre le pape et le duc (fin des années 1130–1164)»⁴.

Les destinataires de ces lettres sont fort nombreux: quatre papes de Célestin II à Alexandre III (ce pape de loin, le principal destinataire), des évêques normands, anglais, mais aussi d'ailleurs, des abbés bénédictins de son diocèse, plusieurs archidiacres et en particulier Richard d'Ilchester, archidiacre de Poitiers devenu évêque de Winchester en 1174, son ami (8 lettres). Henri II et Thomas Becket sont gratifiés de nombreuses lettres. Au total, la traduction met dorénavant à la disposition des chercheurs une masse documentaire considérable. Au-delà des aspects politiques de la carrière d'Arnoul de Lisieux et du choix adopté par le traducteur de concentrer son introduction sur le thème de l'évêque de cour, c'est aussi la culture d'un évêque du XII^e siècle qui peut être interrogée, ce sont des réseaux formels et informels tissés autour de lui qui pourront être analysés au moyen de méthodes appropriées (cartographie, prosopographie, informatique ...).

Il y a tout lieu de penser qu'Arnoul avait une haute idée de la vie monastique. Si plusieurs lettres manifestent son intention de veiller à la réforme religieuse sous toutes ses formes (élections abbatiales, respect de la règle ...) dans les cinq abbayes de son diocèse (Saint-Évroult, Grestain, Bernay, Cormeilles et Préaux), il a envisagé de se retirer dans l'abbaye cistercienne de Mortemer,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

² Bibliothèque de l'École des chartes 63 (1902), p. 353–373.

³ Tabularia. Sources écrites des mondes normands médiévaux 6 (2006), p. 91–107.

⁴ Annales de Normandie 63 no 2 (2013), p. 3–48.

au diocèse de Rouen, vers 1167, avant d'entrer à la fin de sa vie chez les Victorins très présents en Normandie, en particulier au chapitre cathédral de Sées, restauré par son frère, Jean, en 1131. Les lettres, qui d'ores et déjà peuvent être explorées à l'aune des sermons étudiés par Audry Bettant dans une thèse de l'École nationale des chartes en 2005, pourront, dans un avenir proche, être mises en parallèle avec l'édition des actes des évêques de Lisieux, et donc d'Arnoul, dans le cadre de l'ANR Actépi (2019-2022), porté par Grégory Combalbert et le Pôle numérique de la Maison de la recherche en sciences humaines de l'université de Caen Normandie.

S'il existait déjà une traduction en anglais des lettres de l'évêque de Lisieux, Arnoul, par Carolyn Poling Schriber (1997)⁵ et une autre, en allemand, par Ewald Könsgen (2002)⁶, cette traduction offre aux lectrices et lecteurs ainsi qu'aux chercheuses et chercheurs un extraordinaire matériau pour enrichir les connaissances en matière de correspondance (genre épistolaire, *ars dictaminis*) et de monde politique et religieux au cœur de l'Europe du XII^e siècle.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

⁵ The Letter Collections of Arnulf of Lisieux, trad. Carolyn Poling Schriber, Lewiston, Queenston, Lampeter 1997 (Texts and Studies in Religion, 72).

⁶ Die Gedichte Arnulfs von Lisieux († 1184), éd., trad. Ewald Könsgen, Heidelberg 2002 (Editiones Heidelbergenses, 32).

Steven Vanderputten, Medieval Monasticisms. Forms and Experiences of the Monastic Life in the Latin West, Berlin (De Gruyter) 2020, 315 p. (Oldenburg Grundriss der Geschichte, 47), ISBN 978-3-11-054377-3, EUR 29,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Robert Friedrich, Greifswald

In einem Interview auf dem virtuellen International Medieval Congress 2020 sprach der Autor Steven Vanderputten davon, dass er nicht erwartet hatte, für dieses Buch so viele Einzelfallstudien zu lesen. 3 000 seien es gewesen, von denen es letztlich nur ca. 700 in die ausführliche Bibliografie geschafft hätten¹. Das allein sagt viel über den weiten Bogen aus, den Vanderputten in diesem Band spannt. Der Autor möchte die Leserinnen und Leser in den aktuellen Stand der Forschung zu mittelalterlichem Klosterwesen und Mönchtum einführen und darüber hinaus aufzeigen, welche Methoden, Diskurse und Phänomene die Forschung der letzten ca. 25 Jahre geprägt haben. Alle bis zum Ende des 20. Jahrhunderts erschienenen Handbücher hätten sich an einem »Master narrative« orientiert, einer linearen Erzählung des Mönchtums, ausgehend von den Wüsteneremiten. Aufgrund steigender Popularität hätten sich dann erste koinobitische Lebensformen entwickelt.

Mit der Benediktsregel sei es dann zum Triumph der Benediktiner gekommen, der durch die karolingischen Reformen weiter konsolidiert worden sei. Es folgte eine Reihe von Reformwellen, die die Autorität der Regel sukzessive infrage stellten, was in der Gründung neuer monastischer Bewegungen durch »charismatic founders« resultierte. Aus diesen heraus entstanden konventsübergreifende Strukturen und damit die ersten Orden. Aber auch diese Bewegungen mussten sich Kritik ob ihres Reichtums und ihrer Privilegierung gefallen lassen, was zur Gründung der mendikantischen Orden führte.

Im 14. und 15. Jahrhundert habe eine Zeit des Niedergangs begonnen, und mit der Reformation und der Auflösung vieler Klöster schien das »closing stage of a glorious epoch« erreicht. Soweit das traditionelle Narrativ, dem der Autor ein anderes, die differenzierende Sicht der neueren Historiografie einbeziehendes Bild gegenüberzustellen versucht. Die Forschung habe sich – wie auch in anderen Bereichen der mittelalterlichen Geschichte – der interdisziplinären Arbeit und damit soziologischen und anthropologischen Ansätzen geöffnet, und Vanderputten



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Youtube-Kanal De Gruyter Talks: Telling the Story of Monasticism in the 21st Century. Medieval Monasticisms: Interview with Steven Vanderputten (16.07.2020), <https://youtu.be/4RLha7Aw2XI> (16.12.20).

möchte eine Geschichte des Mönchtums erzählen, die von diesen Forschungen inspiriert ist.

Sein Fokus liegt dabei vor allem auf zwei Aspekten: Zum einen geht es ihm darum, herauszuarbeiten, in welchen Kontexten bisherige Erzählungen in den letzten eineinhalb Jahrtausenden entstanden sind und wie diese unser Bild des mittelalterlichen Klosterwesens verzerrt haben. Zum anderen will er die Diversität monastischer Erfahrungen ins Zentrum rücken, deren Parallelität ebenso wie die konstanten Transformationen und die Einbindung in jeweilige physische und sozio-ökonomische Kontexte. Dabei wird die Diversität bereits im Titel des Buches in der Verwendung des Plurals »Monasticisms« deutlich gemacht.

Erschienen ist das Handbuch in der Reihe »Oldenbourg Grundriss Geschichte,« die schon seit einiger Zeit über die klassische europäische Herrschaftsgeschichte hinausgeht und nun auch gelegentlich Bücher in englischer Sprache veröffentlicht. Der Aufbau des Bandes folgt demnach auch jenem der anderen Bände der Reihe. Im ersten und umfangreichsten Teil (»Historical Survey«) wird ein historischer Überblick von den Anfängen in der Spätantike bis ins 15. und teilweise auch ins 16. Jahrhundert gegeben.

Der zweite Teil ist der Forschung gewidmet und beleuchtet Forschungstrends und Entwicklungen, wobei die Untergliederung jener des ersten Teils folgt. Dies gilt auch für den dritten und letzten Teil, der eine umfangreiche thematisch sortierte Bibliografie zur weiteren Lektüre bietet. Erstaunlicherweise orientiert der Autor sich im Aufbau am von ihm eigentlich abgelehnten »Master narrative«. Allerdings ergibt die Entscheidung Sinn, erlaubt sie ihm doch, in allen »Kapiteln« dieses Narrativs zu zeigen, wie das jeweilige Feld sich differenziert hat und dass es eben nicht zwangsläufig, sondern auch kontextgebunden ist, wenn das benediktinische Mönchtum des Hochmittelalters als Höhepunkt gesehen wird. So ist die Anordnung der Kapitel zwar äußerst traditionell, der Inhalt aber ganz und gar nicht.

Was das im Einzelnen bedeutet, soll kurz am Beispiel der Bettelorden gezeigt werden. So beginnt Vanderputten die Entstehung der Bettelorden im historischen Überblick eben nicht mit den charismatischen Gründerfiguren, sondern mit einem neuen Bedürfnis von Spiritualität weiter Teile der Bevölkerung, das sich bereits im 11./12. Jahrhundert zeigte und eng mit gesellschaftlichen Entwicklungen wie Demografie, Urbanisierung oder dem Aufstieg der Kommunen verknüpft war. In dieser Zeit haben sich bereits Gruppen von Laien zusammengeschlossen, um gemeinsam ein Leben in Keuschheit, Gebet und geprägt von manueller Arbeit zu führen.

Von der Kirche seien diese Bewegungen zunächst unterschätzt worden, und auch die alten Orden hätten es nicht geschafft, diese neuen Bedürfnisse zu befriedigen. Vanderputten erklärt also die Strukturen und Entwicklungen, die dazu geführt haben, dass Figuren wie Franziskus oder Dominikus erfolgreich sein konnten.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79769](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79769)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Er stellt allerdings auch die Gleichzeitigkeit ganz unterschiedlicher Erfahrungen heraus. Während Dominikaner und Franziskaner rasant wuchsen, blieben andere Bewegungen oder Orden relativ unbedeutend bzw. wurden bald wieder verboten.

Auch geht er auf die vielfachen Aushandlungsprozesse ein, die die Definition der franziskanischen Identität hervorbrachte. Wer gehört dazu, wer nicht und welche Rolle spielte die »Franciscan Nebula«, also Gruppen, die den Franziskanern nahestanden, aber dem Orden nicht angehörten? Bereits der »Historical Survey« greift also die aktuellen Forschungen auf und versucht, dem alten Narrativ eine neue differenzierte Erzählung entgegenzusetzen.

Der zweite Teil (»State of the Art«) ist noch stärker forschungsgetrieben. In Bezug auf die Mendikanten hebt der Verfasser vor allem drei Schwerpunkte hervor. Zunächst ist dies die Erforschung der Narrative um die Identität der Orden, vor allem der Franziskaner, der Streit um das »richtige Leben« im Sinne des Franziskus und die Bedeutung der radikal neuen Governance-Strukturen als Identitätsmarker der Dominikaner.

Der zweite große Bereich ist die gesellschaftliche Einbindung der Bettelordensbewegungen, wo der Autor noch einen großen Forschungsbedarf sieht und die von Frömmigkeit über Predigt bis zu Bildung und transkulturellem Kontakt reicht. Der dritte Bereich ist die Erforschung weiblicher Formen mendikantischer Erfahrungen. Hierbei finde diese nicht mehr nur in Abgrenzung zu männlichen Zweigen und der Hervorhebung sogenannter Handlungsspielräume statt, sondern stelle vermehrt die eigenständige gesellschaftliche Einbindung heraus.

Im dritten Teil (»Bibliography«) findet man in Bezug für die Mendikanten 40 sorgfältig ausgewählte Titel, die Synthesen, ebenso wie regionale Fallstudien zum Inhalt haben und als Ausgangspunkt oder Vergleichsbeispiel dienen können.

Diese Ausführungen sollen exemplarisch ausreichen und verdeutlichen, was der Band zu leisten imstande ist und was nicht. Die Stärke liegt in der Synthese, der Extraktion übergreifender Forschungsdiskurse aus einer schier unendlichen Anzahl einzelner Fallstudien. Eine systematische Einführung in die Geschichte und Entwicklung einzelner Orden kann und will der Band hingegen nicht sein. Dafür sollte man die in der Bibliografie angeführten Werke heranziehen. Es bleibt festzuhalten, dass Vanderputten ein eindrucksvolles Handbuch für die Erforschung mittelalterlichen Klosterwesens gelungen ist, das allen, die sich in Studium, Lehre und auch Forschung damit beschäftigen, wärmstens ans Herz gelegt sei.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79769](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79769)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Veronika Wieser, Vincent Eltschinger, Johann Heiss (ed.), Cultures of Eschatology. Vol. 1: Empires and Scriptural Authorities in Medieval Christian, Islamic and Buddhist Communities; Vol. 2: Time, Death and Afterlife in Medieval Christian, Islamic and Buddhist Communities, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2020, XVIII–834 p., 10 b/w, 30 col. fig. (Cultural History of Apocalyptic Thought/Kulturgeschichte der Apokalypse, 3), ISBN 978-3-11-069031-6, EUR 149,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Gaelle Bosseman, Toulouse

Fruit d'un projet de recherche collectif et comparatif ayant donné lieu à un colloque en 2015, l'ouvrage est le premier volume d'une publication rassemblant trente-deux contributions. Au sein d'une bibliographie sur l'eschatologie et l'apocalyptique devenue pléthorique ces dernières années, la perspective ici adoptée est résolument comparatiste et transculturelle, avec des contributions ayant pour terrain des communautés chrétiennes, musulmanes, hindoues et bouddhistes de l'Antiquité à l'époque moderne avec quelques développements jusqu'au XXI^e siècle. De fait, l'on aurait tort de limiter la pensée eschatologique aux seules religions monothéistes et à leur vision linéaire du temps: celle-ci est également présente dans les récits hindous ou bouddhistes qui fonctionnent sur un modèle de temps cyclique.

En dépit de la diversité des contextes culturels abordés, l'introduction réussit le tour de force de définir de manière opérante l'eschatologie et l'apocalyptique, leurs sources, ainsi que leurs fonctions sociales, culturelles et politiques (vision du temps, réaction à des événements politiques, construction identitaire, force réformatrice ou de transformation personnelle, etc.). Tout en signalant le caractère problématique de certaines définitions largement débattues dans la communauté scientifique – en premier lieu le terme d'eschatologie lui-même – ou encore le caractère biaisé de certaines notions ou représentations calquées sur le modèle du christianisme, les éditeurs réalisent un panorama clair et complet de l'eschatologie médiévale appuyé sur un état de l'art raisonné.

Le volume 1 rassemble dix-sept contributions en anglais, réparties thématiquement en quatre chapitres. Le premier d'entre eux, »Traditions littéraires et visuelles«, s'ouvre sur une contribution de Guy Lobrichon explorant les fonctions politiques de l'eschatologie et notamment son rôle dans la prise de décision collective à travers l'étude de l'évolution de l'exégèse de l'Apocalypse en Occident du VIII^e au XIII^e siècle. Dans une étude centrée sur les relations entre les apocryphes et la littérature apocalyptique, Uta Heil s'interroge



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sur les éléments qui définissent cette dernière en s'arrêtant plus précisément sur le cas de la »Didaskalia«, une apocalypse du VI^e siècle dans laquelle le Christ transmet un enseignement sur les fins dernières. Le texte est mis en perspective par une étude des textes apocalyptiques rejetés comme apocryphes dans la fameuse lettre d'Athanase d'Alexandrie (IV^e siècle).

Sebastian Günther offre un panorama sur la littérature eschatologique et apocalyptique musulmane à partir de trois corpus: le Coran, et les textes d'al-Ghazali (théologien du XI^e–XII^e siècle) et de Ibn al-Nafis (physicien, médecin et philosophe du XIII^e siècle). Armin Bergmeier étudie l'eschatologie dans l'art byzantin en se concentrant sur un motif, le trône vide. Celui-ci n'a pas toujours eu un sens eschatologique: attesté dès le IV^e siècle, il représente la présence du divin sur terre et ne prend un sens eschatologique qu'à partir du X^e siècle, lorsqu'il est associé à différentes représentations du Jugement dernier. L'image a été réemployée précisément en raison de son sens originel: elle représente l'état d'attente entre un Dieu invisible sur Terre et son retour à la fin des temps.

Vincent Eltschinger compare, enfin, les eschatologies hindoues et bouddhistes en s'arrêtant sur un cas d'appropriation, les kaliyuga, par les bouddhistes. Les deux religions ont développé des doctrines eschatologiques assez différentes. L'emprunt du motif des kaliyuga, un temps de tribulations venant clore quatre temps de dégénération, a d'abord une fonction polémique: il s'agit de critiquer des éléments d'idéologies non-bouddhistes ou de signaler un contexte hostile.

Le deuxième chapitre »Traditions scripturaires et leurs réinterprétations« s'ouvre sur une étude de l'intertextualité de l'Apocalypse de Jean. Michael Sommer montre qu'elle se distingue des autres apocalypses apocryphes composées à la même époque – Baruch, IV Ezra, etc. et souligne que Jean s'adresse à plusieurs types de publics, des chrétiens fréquentant la synagogue ou encore d'autres bien insérés dans la société gréco-romaine, discutant la thèse selon laquelle l'Apocalypse aurait été écrite dans un contexte d'opposition à l'Empire romain. En tirant profit de la publication ces dernières décennies de nouvelles sources, Johannes van Oort réalise une présentation de l'eschatologie manichéenne. Il souligne l'importance du substrat judéo-chrétien, s'opposant ainsi à la thèse qu'elle dériverait d'un fond iranien; il montre également la centralité de Mani, le dernier des prophètes eschatologiques.

Cinzia Grifoni et Clemens Gantner livrent une étude et une première édition critique de la troisième recension latine de l'Apocalypse du Pseudo-Méthode, une prophétie composée en syriaque à la fin du VII^e siècle, rapidement traduite en latin, et dont on en dénombre aujourd'hui quatre recensions. On trouvera également une bonne présentation de ce texte et de ses enjeux

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79772](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79772)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

dans l'ouvrage récent de Gian Luca Potestà, »Le dernier Messie«¹. L'étude récapitule les éléments connus sur la circulation de l'Apocalypse et de ses différentes versions et situe dans ce cadre la troisième recension. Cinzia Grifoni réalise une description détaillée et une analyse des trois témoins manuscrits la contenant, soulignant la malléabilité de cette apocalypse copiée dans trois contextes différents (homilétique, encyclopédique, ascético-pénitentiel).

Matthias Däumer étudie, enfin, le livre des Veilleurs, le premier livre du cycle d'Hénoch dans lequel le prophète se rend dans l'au-delà afin de racheter les Veilleurs, devenus des anges déchus pour avoir procréé avec des humaines. Disparu au Moyen Âge, le livre réapparaît au XV^e siècle dans une version en vieil-éthiopien. Selon l'hypothèse ici développée, le péché commis par les Veilleurs n'est pas que de nature sexuelle: ils auraient transmis différents savoirs aux hommes, dont l'art de l'écriture; des traces de réemploi de ce thème prométhéen et eschatologique figurent du livre des Jubilés jusqu'à divers textes du Moyen Âge.

Dans le troisième chapitre, intitulé »Empires et derniers temps 1«, Philippe Buc analyse le rôle de l'eschatologie dans la violence et la guerre à travers une étude comparée de plusieurs contextes: le christianisme occidental lors de la première croisade, l'islam chiite, le mahadisme almohade (XII^e–XIII^e siècle) et le bouddhisme japonais. Il y note qu'une croyance commune allie l'idée que la fin des temps est proche à la nécessité de purger la communauté du mal, y compris dans ses rangs. Stephen Shoemaker revient à son tour sur une thèse disputée dans l'historiographie: la réalité de l'attente apocalyptique dans les premiers siècles de l'islam. En s'appuyant sur l'examen du premier texte mentionnant la nouvelle religion, la »Doctrina Iacobi«, un texte antijudaïque chrétien, ainsi que sur différentes sourates du Coran et la tradition apocalyptique musulmane (IX^e siècle), l'auteur défend l'idée que la croyance dans l'imminence de la fin des temps était un principe clef de la nouvelle religion.

Ann Christys analyse l'Histoire d'Ibn Ḥabīb, un chronographe andalou du IX^e siècle. Après avoir présenté l'auteur, son œuvre et les matériaux eschatologiques qu'elle contient, elle montre qu'Ibn Ḥabīb propose un traitement singulier de la figure de Salomon, volontairement péjoratif, insistant notamment sur son idolâtrie, qu'il rapproche de la figure du conquérant d'al-Andalus, Mūsā ibn Nuṣayr, dont il condamne l'avarice. James Palmer s'intéresse enfin aux rapports entre la construction identitaire et la pensée de la fin des temps; il choisit pour ce faire d'analyser trois cas d'étude illustrant les réponses des communautés chrétiennes confrontées à l'Islam dans la péninsule Ibérique après 711. Il montre ainsi que

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79772](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79772)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Gian-Luca Potestà, Le dernier Messie. Prophétie et souveraineté au Moyen Âge. Traduit de l'italien par Gérard Marino, Paris 2018 (Histoire, 143).

les récits de fin des temps ont des fonctions identitaires intra-chrétiennes.

Le dernier chapitre du volume, »Cosmologies apocalyptiques et acteurs de la fin des temps«, s'ouvre sur une contribution de Zsóka Gelle sur la croyance tibétaine dans les »Terres cachées«, et plus particulièrement Yolmo, une terre paradisiaque où se réfugier à l'approche de la fin des temps. L'objectif est d'explorer ses liens avec la cosmologie et l'eschatologie bouddhistes à travers l'examen des prophéties de Rig 'dzin rGod Idem (XIV^e–XV^e siècle) et leur réalisation au XVIII^e siècle lorsque s'y installe une communauté menée par un lama tibétain.

En partant de l'étude de quatre textes islamiques, Faustina Doufikar-Aerts analyse à la suite l'évolution du thème de Gog et Magog, deux peuples immondes qui seront libérés à la fin des temps. Le motif, d'origine biblique, a inspiré des traditions croisées, notamment autour du cycle d'Alexandre le Grand qui aurait enfermé ces peuples dans l'Aquilon. Il s'agit ici d'en étudier les fonctions politiques et identitaires, à l'image du colloque coordonné par Wolfram Brandes, Felicitas Schmieder et Rebekka Voss².

Johann Heiss et Eirik Hovden analysent quant à eux comment un discours théologique et cosmologique complexe pouvait être adapté à différents publics et utilisé politiquement à travers les interprétations d'une averse de grêle ayant touché une secte zaïdite, la Muṭarrifiyya, au Yémen vers 1205–1210. Bien que l'averse ait été interprétée comme une punition de Dieu pour légitimer l'attaque menée contre la communauté, le vocabulaire apocalyptique n'est pas mobilisé.

Elena Tealdi étudie enfin l'évolution du discours apocalyptique du franciscain Jean de Roquetaillade (v. 1310–1366) à travers son traitement de la figure du Dernier Empereur. Son œuvre prophétique est en constante réélaboration en fonction des événements politiques contemporains: d'abord assimilé à un roi capétien, le Dernier Empereur n'est plus associé à un souverain précis et son rôle diminue après la défaite de Poitiers et la capture de Jean II le Bon (1356).

Le volume rassemble des contributions de qualité, toujours solidement appuyées sur une étude directe des sources primaires. On regrettera que l'ordre chronologique n'ait pas été privilégié dans l'organisation des sous-chapitres, ce qui aurait sans doute facilité le dialogue entre les communications. En offrant un large panorama sur les différentes traditions artistiques et littéraires inspirées par la fin des temps et sur les fonctions, notamment

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79772](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79772)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Wolfram Brandes, Felicitas Schmieder, Rebekka Voss, Peoples of the Apocalypse. Eschatological Beliefs and Political Scenarios, Berlin 2016 (Millennium-Studien, 63).

politiques et sociales, de l'eschatologie, ce livre constitue un incontournable pour les spécialistes du domaine.

Le second volume de »Cultures of Eschatology« comprend quinze contributions qui abordent les thèmes de l'eschatologie et de la pensée apocalyptique à travers l'Europe, la Méditerranée, le Proche-Orient et l'Asie de l'Antiquité à l'époque contemporaine.

La première section, »Mort et Jugement dernier« s'ouvre ainsi par une étude de la mort et de l'eschatologie dans les Vies islamiques des prophètes. Roberto Tottoli montre que ces thématiques sont déclinées à deux occasions: lors de la confrontation du prophète avec sa propre mort et, à la fin des temps, lorsque que les prophètes jouent un rôle d'intercesseurs lors du Jugement dernier. En analysant le discours de Grégoire de Tours sur le culte des saints dans ses »Histoires« (VI^e s.), Pia Lucas envisage sous un angle nouveau les relations entre eschatologie individuelle (la mort) et collective (la fin des temps). Le culte des saints agit comme une anticipation de la fin des temps – il atteste de la survie de l'âme après la mort et de la résurrection des corps – et en rappelle l'imminence sans cesse renouvelée. En insistant par ce biais sur l'eschatologie individuelle, Grégoire invite ses lecteurs à faire pénitence sans attendre.

Les relations entre eschatologie individuelle et collective et l'appel à la pénitence sont encore au cœur de l'étude proposée par Miriam Czock du »Liber manualis de Dhuoda« (IX^e s.): deux futurs y sont en effet envisagés, dans le siècle et dans l'au-delà. Enracinées dans la Bible et son exégèse, les conceptions du temps et du salut de Dhuoda sont étroitement liées à des normes morales. En s'appuyant sur l'histoire du salut, celle-ci développe un sentiment d'urgence à imiter le Christ et à agir dans la vie présente en vue de la fin des temps.

Enfin, en se concentrant sur le thème de la pollution liée à la mort, Bernhard Scheid montre que dans le Japon médiéval, ce tabou ancien associé à la religion traditionnelle, le Shintō, s'est en réalité installé à partir du VII^e siècle dans le cadre d'une préoccupation grandissante pour la pureté développée en émulation avec les élites chinoises. Absent dans le bouddhisme japonais, ce tabou perdure néanmoins jusqu'à l'époque moderne et contribue à instaurer un monopole bouddhiste sur les rituels mortuaires.

Le deuxième chapitre, »Au-delà et empires de l'autre-monde«, explore avec Marilyn Dunn l'inculcation de la croyance eschatologique dans une terre récemment christianisée, l'Angleterre des VII^e–IX^e siècles. À travers l'analyse des monuments funéraires et des objets, l'autrice montre comment la croyance dans l'immortalité de l'âme, le Jugement dernier et la résurrection font progressivement leur chemin alors que perdurent des syncrétismes dans les rituels funéraires. À travers le thème de l'au-delà, Frederick Shih-Chung Chen analyse également l'adaptation d'une croyance eschatologique à un nouvel environnement. Il montre ainsi que le bouddhisme chinois a développé la

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79772](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79772)

Seite | page 5



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

représentation d'un au-delà sous la forme d'empire bureaucratisé en adoptant des représentations et des pratiques religieuses traditionnelles préboudhiques, notamment l'usage de documents officiels lors des cérémonies funéraires.

La contribution d'Eirini Afentoulidou montre que l'on retrouve la conception d'un au-delà administré comme un parfait système judiciaire dans un tout autre contexte: le christianisme byzantin. D'après différents récits de visions ou de voyages dans l'au-delà, les âmes sont accompagnées d'anges afin de traverser différents péages gardés par les démons. Cette imagerie du collecteur de taxes vient incarner le jugement individuel de l'âme. Enfin, Marc Tiefenauer analyse l'évolution de la description des enfers dans la littérature indienne de son apparition, au I^{er} siècle, à son développement dans la littérature des *purāṇas* au V^e siècle, jusqu'à une période de défiance avec l'installation de l'islam et du soufisme. Ce parcours à travers les textes met en lumière le développement progressif de la représentation des enfers comme un lieu de jugement et de tourment.

Le chapitre trois, »Empires et derniers temps 2«, est plus nettement centré sur l'Occident médiéval. Il s'ouvre toutefois par une étude du développement et des usages des histoires sur Gog et Magog dans la littérature arabe dont Johann Heiss montre l'imbrication avec l'histoire de l'Arabie. Les figures de Gog et Magog ont notamment pu être utilisées comme menaces pour se référer à des ennemis réels, au contact des marges de l'empire musulman, Turcs, Huns ou Scythes. Immo Warntjes contribue quant à lui au débat sur la réalité des attentes apocalyptiques en Occident autour de l'an 800, date supposée de la fin du sixième et dernier âge selon la conception augustinienne du temps et correspondant à la 6 000^e année du monde. En étudiant diverses sources computistiques, il montre que les changements de comput correspondant à un rajeunissement de l'âge du monde ne doivent pas être compris comme le reflet d'attentes apocalyptiques déçues, mais comme la conséquence de débats théologiques érudits sur le choix de la date de Pâques.

Graeme Ward étudie à son tour la relecture des »Histoires« d'Orose (V^e s.) dans trois commentaires du IX^e siècle sur Matthieu, ceux de Raban Maur, Paschase Radbert et Christian de Stavelot. Chez les trois commentateurs, Orose est utilisé comme un récit d'autorité sur les débuts de l'histoire de l'Ecclesia et la vie du Christ. La succession des quatre empires avant la fin du monde qui marque la vision apocalyptique de l'histoire chez Orose n'est pas reprise par les carolingiens qui se projettent dans un présent marqué par l'histoire de l'Église et non celui de l'empire.

Enfin, Rutger Kramer propose une transcription, une traduction et l'étude d'un prologue à la »Chronique de Moissac«, une compilation de chroniques datée du IX^e siècle et copiée dans un manuscrit du XII^e siècle. Tout en s'inscrivant dans la continuité de Bède et de sa vision du temps, le prologue fournit »une approche plus pastorale du temps et de l'histoire« (p. 707) et plus nettement marquée par

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79772](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79772)

Seite | page 6



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

l'orientation eschatologique. Des *marginalia* renforcent le caractère atemporel du prologue si bien qu'il pourrait avoir été composé à l'époque carolingienne, comme à l'occasion de la copie du texte dans le manuscrit.

Le dernier chapitre de l'ouvrage, »l'au-delà de l'eschatologie«, réunit trois contributions sur les philosophies contemporaines du temps et de sa fin. Kurt Appel s'intéresse à Giorgio Agamben, un philosophe italien du XX^e siècle ayant discuté l'héritage de Foucault autour de la question de l'influence des concepts et idées apocalyptiques et messianiques dans la pensée occidentale. Martin Trembl propose quant à lui une analyse de la pensée de Jacob Taubes, rabbin et philosophe allemand, en s'intéressant tout particulièrement à la dialectique entre une pensée de la catastrophe et une révélation libératrice. Il montre ainsi le caractère central des idées de salvation et de rédemption dans sa philosophie. Enfin, Christian Zolles poursuit cette analyse en étudiant le dialogue entre Jacob Taubes et Foucault: si les deux philosophes ne se rencontrèrent qu'une fois, leurs textes dialoguent sur la question de l'apocalypticisme judéo-chrétien et des implications politiques de l'eschatologie.

En rassemblant des contributions de qualité, associant étude de première main des sources et lecture critique de la bibliographie existante, le deuxième volet de »Cultures of Eschatology« illustre le développement de perspectives stimulantes dans le champ des études eschatologiques en se focalisant sur certains thèmes clefs – la mort et l'au-delà, le jugement, le temps. Le croisement des aires culturelles souligne l'intérêt d'une étude croisée, en particulier dans le domaine de l'eschatologie individuelle et le passage de la mort à l'au-delà.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79772](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79772)

Seite | page 7



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Daniel William, Karen Corsano, *The World Chronicle of Guillaume de Nangis. A Manuscript's Journey from Saint-Denis to St. Pancras, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2020, XIV–238 p., 44 ill., 33 tabl. (Research in Medieval and Early Modern Culture, 28. Studies in Medieval and Early Modern Culture, 74), ISBN 978-1-5015-1871-3, EUR 94,95.*

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Isabelle Guyot-Bachy, Nancy

Si les travaux de Mireille Chazan, »L'Empire et l'histoire universelle de Sigebert de Gembloux à Jean de Saint-Victor, XII^e–XIV^e siècle« (Paris 1999), et de Chris Jones, »Eclipse of Empire. Perceptions of the Western Empire and Its Rulers in Late-Medieval France« (Turnhout 2007), ont attiré l'attention sur la place du »Chronicon« de Guillaume de Nangis dans le paysage historiographique du règne de Philippe le Bel, l'approche de la tradition manuscrite et celle de sa circulation restaient jusqu'ici essentiellement tributaire du »Mémoire« consacré en 1873 par Léopold Delisle aux œuvres du chef de l'atelier de Saint-Denis. Il faut donc savoir gré à Daniel Williman et Karen Corsano d'avoir repris ce dossier. Ils en ont tiré un essai de 173 pages, assorti d'un gros corpus d'annexes.

Le premier chapitre rassemble nos connaissances sur l'auteur et sur sa chronique universelle, dont la partie antérieure à 1112 est moins bien connue, car dépourvue d'édition moderne. La relecture du prologue est stimulante, quelques éléments nouveaux sont donnés sur les sources, même si l'occasion n'est pas saisie de les rapprocher des apports antérieurs en une nouvelle synthèse.

Le caractère vraiment innovant de l'étude apparaît au chapitre 2, dans lequel est offert, dans un exposé très solide, un nouvel état de la tradition manuscrite. Là où Léopold Delisle avait repéré près d'une vingtaine de manuscrits mais n'avait examiné que les neuf témoins de la Bibliothèque nationale et deux manuscrits conservés au Vatican, chacun des 22 témoins désormais repérés a été collationné. Il en ressort un *stemma codicum* qui ne remet pas fondamentalement en cause celui de Delisle, mais l'enrichit considérablement et le précise.

À la première recension, connue jusqu'ici par deux témoins (BAV Reg. lat. 544 et Paris, BnF fr. 5703), les auteurs ont ajouté un manuscrit conservé à Bruxelles (KBR, MSS 14855–14858) et surtout le très beau manuscrit BAV Chigi lat. G VIII 233, enluminé par Jeanne de Montbaston, entré seulement en 1923 dans les fonds de la bibliothèque apostolique du Vatican. En ce qui concerne la seconde recension, Delisle avait montré que le manuscrit BnF lat. 4918 en était l'*exemplar* sandionysien. Laissé à l'état de cahiers non reliés pour faciliter la copie par deux ou plusieurs scribes en même



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

temps, il a été copié six fois et amendé au fil de quatre étapes qui ont elles-mêmes donné naissance à de nouvelles familles.

Soucieux d'inscrire cette tradition manuscrite dans une dimension sociale, les auteurs rassemblent au chapitre 3 ce que l'on peut savoir des différents possesseurs de manuscrits. On rencontre ainsi, au fil de notices, Philippe de Vitry, secrétaire de Louis I^{er} de Bourbon (1279–1342), le dominicain Raoul de Bonneville, Jeanne de Bourgogne, Robert d'Anjou ou encore Jehan Chalmerax, licencié en lois et châtelain de L'Orme près de Chalon-sur-Saône. Chez ces laïcs mais aussi chez les cisterciens (famille de Turin), au collège de Navarre ou encore dans les milieux humanistes italiens de la fin du Moyen Âge, hors les murs de l'abbaye qui l'avait vu naître, le »Chronicon« trouva donc son public. La chronologie de la production – deux tiers des exemplaires aujourd'hui conservés appartiennent au XIV^e siècle – témoigne d'ailleurs que l'œuvre quitta rapidement son berceau de Saint-Denis.

Un témoin particulier, le British Library Royal 13 E IV, est l'objet exclusif de la seconde section de l'étude. Daté par erreur en 1734 du XV^e siècle, ce manuscrit est en fait un témoin important de la seconde recension. Les auteurs démontrent qu'il a été copié sur le BnF lat. 4918, à Saint-Denis vers 1320 par Guillaume Lescot, copiste par ailleurs de l'exemplaire des »Vita et miracula S. Dionysii« composés par Yves de Saint-Denis, offert à Philippe V (BnF, fr. 2090–2092). Et c'est sans doute un artiste relevant du même atelier à qui l'on doit les enluminures des deux manuscrits. Le recoupement de ces indices met en évidence la volonté de l'abbé Gilles de Pontoise (1304–1326) de promouvoir les œuvres de Guillaume de Nangis, au premier rang desquelles figure le »Chronicon«.

Conservé pendant son premier siècle non dans la librairie mais dans l'église, pour dire l'histoire des rois et des saints qui y reposaient, ce manuscrit était assurément pour les moines un exemplaire faisant autorité. La mention des premiers mots du second folio dans le Rouleau de Saint-Denis (Arch. nat. LL 1326 n°2) permet en tout cas d'affirmer qu'il était bien la pièce centrale de l'instrument compilé en 1410 pour leur défense contre les chanoines de Notre-Dame (Procès dit du chef de saint Denis).

En 1415, le manuscrit est inscrit dans l'inventaire des livres de Jean de Berry. Emprunté par le frère de Charles V à l'abbaye de Saint-Denis, peut-être pour être montré à l'empereur Sigismond, il ne fut jamais restitué à ses propriétaires d'origine. Il passa en Angleterre où les auteurs suggèrent que Sigismond l'offrit à la chapelle royale de Windsor avec d'autres présents à l'occasion de son élection dans l'ordre de la Jarretièrre. Il appartient ensuite à Thomas Howard, duc de Norfolk, qui en aurait fait cadeau à Henry VIII. Entré en tout cas au plus tard en 1542 dans les collections royales, ce témoin fit l'objet de plusieurs campagnes d'annotations. Fort bien analysées par les auteurs, photographies à l'appui, elles sont toutes en relation avec les préoccupations du roi et de ses conseillers dans le contexte du divorce et de la rupture avec la papauté.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:
[10.11588/frrec.2021.1.79771](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79771)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Pour conclure, si l'ouvrage n'évite pas en quelques endroits la tentation d'extrapolations moins assurées ou – exceptionnellement – d'allégations erronées¹, il apporte une contribution indéniable à notre connaissance du »Chronicon« de Guillaume de Nangis et renouvelle sans aucun doute notre approche de sa réception.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2021.1.79771](https://doi.org/10.11588/frrec.2021.1.79771)

Seite | page 3

¹ P. 8–9, dans: BnF, fr. 10132, la continuation jusqu'en 1329 du fr. 10132 n'est pas une continuation de Guillaume de Nangis; p. 98, l'histoire de l'exil de Childéric figure déjà et dans les mêmes termes sous la plume de Primat. Il faut donc supposer que Nicolas de Gonesse disposait à la fois des »Chroniques de France« et du »Chronicon«.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)